G. KRIST

ALLEIN DURCHS VERBOTENE LAND

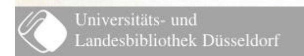
G. KRIST · ALLEIN DURCHS VERBOTENE LAND





GUSTAV KRIST

ALLEIN DURCHS VERBOTENE LAND



GUSTAV KRIST

ALLEIN DURCHS VERBOTENE LAND

FAHRTEN IN ZENTRALASIEN

ZWEITE AUFLAGE

MIT 118 ABBILDUNGEN

UND 2 KARTEN



VERLAG VON L. W. SEIDEL & SOHN

IN WIEN

[um 1938]

PRINTED IN AUSTRIA

DRUCK: CHRISTOPH REISSER'S SÖHNE, WIEN V

VORWORT.

Zahlreiche Forscher und Jäger durchziehen Jahr für Jahr die Länder Afrikas, Australiens, Südamerikas und die Inseln der Südsee, während Zentralasien so gut wie unbekannt ist. Die Gründe hierfür sind mannigfach. Die Emirate Buchara und Afghanistan, das Chanat Chiwa sowie die russischen Teile Turkestans haben sich am längsten den Europäern verschlossen. Die Unwegsamkeit der Wüsten und Gebirge machte Forschungsreisen überaus beschwerlich und unrentabel. Seit dem Weltkriege sind solche — soweit sie russische Gebietsteile betreffen — überhaupt unmöglich, da die russische Regierung aus politischen Gründen während des Krieges keinen Europäer nach Turkestan hineinließ und die Sowjets noch mehr als die frühere Regierung besorgt sind, keinen Ausländer turkestanisches Gebiet betreten zu lassen.

Buchara, bis 1917 ein mehr oder weniger von Rußland abhängiger Staat, rund dreimal größer als Österreich, schüttelte in diesem Jahre das Joch ab und verwehrte bis 1920 jedem Europäer das Überschreiten seiner Grenzen. Im Sommer 1920 besetzten die roten Truppen nach heftiger Beschießung die Hauptstadt Buchara, und der Emir flüchtete zu seinen Verwandten nach Afghanistan.

Die durch die neue Verfassung autonom gewordenen Staaten Usbekistan, Tadschikistan und Turkmenistan sperrten ihre Grenzen hermetisch ab und ließen erst recht keinen Europäer ins Land. Sogar die Russen bedürfen einer besonderen Erlaubnis.

Die Europäer, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Buchara bereisten, waren zum Großteil englische, französische oder russische Agenten, die in Verkleidungen oder unter dem Vorwande wissenschaftlicher Arbeiten das Land durchzogen, es aber selten wieder verlassen konnten, da sie meist entdeckt und hingerichtet wurden oder als Sklaven dienen mußten. Die wenigen Männer aber, die wieder nach Europa gelangten, ließen herzlich wenig

über ihre Erfahrungen und Erlebnisse verlauten, da sie ja als militärische Sendlinge nur ihren Regierungen Berichte erstatteten.

Im Jahre 1243 bereiste der Engländer Cooley Buchara, ihm folgte 1271 Marco Polo, der am Hofe Tamerlans lebte, dann kam eine hundertdreißigjährige Pause, nach welcher Clavigo 1403 Buchara besuchte. Ihm folgten 1604 die Engländer Stell und Crofter, dann eine Anzahl russischer Spione im 18. und 19. Jahrhundert sowie einige Westeuropäer, darunter Vambery, Schwarz, Lansdell, Chanikow, ferner Stoddart und Conolly, die 1842 in Buchara hingerichtet wurden. Natürlich waren diese nicht die einzigen Reisenden, die sich nach Buchara auf den Weg machten, doch konnten die meisten von ihnen ihr Ziel nicht erreichen, da die rivalisierenden Engländer und Russen die Emire jeweils vom Eintreffen der tapferen Männer rechtzeitig unterrichteten, so daß diese entweder am Betreten des Landes überhaupt verhindert oder als Gefangene in die Hauptstadt gebracht wurden, von wo man sie dann nach langwierigen Verhandlungen gegen entsprechende Lösegelder wieder über die Grenze schaffte, ohne daß sie von Buchara selbst etwas gesehen hatten. Bezeichnend für das Land und seine Regierung ist, daß vor noch nicht ganz fünfzig Jahren Rußland eine Anzahl seiner Staatsbürger aus bucharischer Sklaverei loskaufen mußte.

Auch im 20. Jahrhundert bereisten einige Männer das Land, und zwar meist Russen und Engländer, die sich gegenseitig in der Gunst des Emir zu verdrängen suchten, da die Regierungen beider Länder Buchara als das Herz der mohammedanischen Welt betrachteten, das es ja tatsächlich auch heute noch ist, und sich in Buchara einen Ausgangspunkt für die Eroberung und Durchdringung Zentralasiens schaffen wollten. Vorläufig haben die Russen das Rennen gewonnen.

In absehbarer Zeit werden die Sowjets Zentralasien so gründlich verändert haben, daß außer den verfallenen alten Bauwerken und der wenigen vorhandenen Literatur nichts mehr an das ehemalige Reich Tamerlans erinnern wird.

Wenn von dem Aufenthalt der Europäer in Buchara gesprochen wird, darf unser engerer Landsmann Rußmann nicht vergessen

werden, der während des Weltkrieges in russische Gefangenschaft fiel, aus dem Lager Aschabad nach Buchara flüchtete und es dort bis zum General der Kavallerie brachte.

Während des Weltkrieges standen etwa vierzig Österreicher in bucharischen Diensten. Auch ich bereiste das Land zum erstenmal in der Zeit des Weltkrieges, hatte also noch Gelegenheit, das alte Buchara kennenzulernen, das sicher eines der interessantesten Länder der Welt ist. Um Irrtümern vorzubeugen, erkläre ich ausdrücklich, daß meine hier geschilderten Fahrten keineswegs auf das Prädikat einer Forschungsreise Anspruch erheben wollen. Lediglich die Abenteuerlust veranlaßte mich, in ein verbotenes Land einzudringen und mehr davon zu sehen, als mir bei meinen früheren Reisen möglich war. In diesem Sinne möchte ich das Buch aufgefaßt wissen.

Wien, im Januar 1937. Gustav Krist.

INHALTSÜBERSICHT.

Fünf der in diesem Buche enthaltenen Lichtbilder wurden mir von Herrn A. Jaroljmek freundlicherweise zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm an dieser Stelle herzlichst danke.

I. EIN BADEAUSFLUG UND SEINE FOLGEN.

Anfangs 1922 war ich aus Turkestan nach der Heimat gekommen. Die Existenzmöglichkeiten waren für mich, der ich seit 1914 nicht in Österreich war, die denkbar ungünstigsten, da ich mich in die geänderten Verhältnisse nur schwer einfügen konnte. Ende des Jahres fuhr ich nach Persien zurück und trat in die Dienste eines Teppichhändlers in Täbris, mit dem ich Persien nach allen Richtungen bereiste.

Tagelang waren wir, Abolgassem Kanadi, meine Wenigkeit und Kanadis zwei Diener, mit unseren struppigen Pferden durch die Buchenurwälder des Elburs bergauf gezogen. In 2400 Meter Seehöhe hatten wir die Wasserscheide erklommen, und nun ging es wieder bergab dem Kaspischen Meere zu, dessen blaue Fläche bei klarer Sicht in der Sonne aufleuchtete. Wir freuten uns, daß der Tag des Einzuges in Barferusch nicht mehr fern war und daß nun die Zeit des „Mast", der gekochten und verdickten Ziegenmilch, die wir bei den Berghirten einhandelten, bald zu Ende sein und ein Schlemmerleben bei Schaffleisch und frischem Trinkwasser beginnen werde. Seit Tagen schon sprachen wir von nichts anderem, als von den Genüssen der beabsichtigten einwöchigen Rast in Barferusch. Nach Kanadis Erzählungen war Barferusch das Schiras Nordostpersiens, die Stadt, wo Milch und Honig in Strömen floß. Ich hatte aber schon meine Erfahrungen und reduzierte Kanadis begeisterte Schilderungen in Gedanken auf das richtige Maß. Als wir dann aber wirklich in das Lehmnest einritten, mußte ich mit Schaudern feststellen, daß selbst ich noch viel zu viel erhofft hatte.

Im Garten des Polizeihauptmannes, der ein persönlicher Freund Kanadis war, schlugen wir unsere Filzzelte auf und gingen auf den Basar, um Lebensmittel aufzutreiben. Mißernten und Wassermangel hatten die ganze Provinz Masenderan heimgesucht. Der

Basar war wie ausgestorben. Für viel Geld erstand ich einige Granatäpfel, das einzige Obst, das zu haben war. Da es den Tieren an Grünfutter mangelte, gab es weder Milch noch Käse. Erst nach langem Herumfragen gelang es mir, zwei Dutzend Eier zu kaufen. Das Wasser in ganz Barferusch war brackig und mit Schmutz durchsetzt, so daß ich es vor dem Genuß erst abkochte, was Kanadis Staunen hervorrief.

Am dritten Tage unseres Aufenthaltes beschloß ich, nach Meschediser zu reiten, um im Kaspischen Meer zu baden. Die Entfernung von 35 Kilometern konnte mich von meinem Vorhaben nicht abschrecken, denn ich hoffte, dort Fische angeln zu können, damit unser allzu einfaches Menu etwas Abwechslung erhielt. Kanadi aber erzählte ich nur, daß ich baden wolle, was sein Staunen ins Unermeßliche steigerte, da er absolut nicht begreifen konnte, daß man eines Bades wegen 35 Kilometer hin und zurück in dieser Hitze reiten wolle.

Noch vor Sonnenaufgang trabte ich aus Barferusch hinaus, um der Mittagsglut zu entgehen. War die Hitze schon hier unerträglich, so war sie in Meschediser womöglich um ein Dutzend Grade ärger, da dieser Ort über keine wie immer geartete Vegetation verfügt. Die armseligen Lehmhütten stehen inmitten des weißen Ufersandes, der die Sonnenglut verstärkt widerstrahlt. Das einzige erfreuliche war der vom Elburs kommende klare Gebirgsbach, an dessen Ufer der Tschaichanschik (Teebudenwirt) seine Hütte aufgeschlagen hatte. Nach dem Bade bog ich mir aus einem Stück rostigem Draht eine Angel zurecht und watete damit weit in das seichte Meer hinaus. Die erbeuteten Fische hing ich mir mit einer Schnur um den Nacken, bis ich genug hatte.

Zur Tschai-Chana zurückgekehrt, ließ ich mir die Fische am Holzkohlenfeuer braten und döste inzwischen am Ufer des Baches vor mich hin. Draußen auf dem Meer tauchte ein kleiner Segler auf und hielt auf den Ort zu. Eine Stunde später kamen vier Turkmenen in die Teebude; sie hatten trotz der Hitze ihre riesigen Pelzmützen auf dem Kopfe und waren mit Kamelhaarmänteln bekleidet. Ihrem Gespräch mit dem Wirt entnahm ich, daß sie, von Tschikischljar am turkestanischen Ufer kommend, mit einer

Schiffsladung Melonen und Schafkäse auf der Fahrt nach Enseli begriffen waren. Wie arm mußten doch diese Menschen sein, wenn sie die Strapazen einer fast 500 Kilometer langen Seefahrt in dem primitiven Schiffchen auf sich nahmen, um einige hundert Melonen und einige Batman Käse verkaufen zu können! Da sie in Enseli mitunter wochenlang warten mußten, bis sie wieder eine Ladung nach Rußland an Bord nehmen konnten, dauerte ihre Abwesenheit von zu Hause oft monatelang.

Während ihrer Unterhaltung hatte der Wirt des öfteren mit der Hand auf mich gezeigt. Schließlich erhob sich einer der Turkmenen und kam auf mich zu. Er hielt offenbar jeden Europäer für einen Arzt und fragte mich, ob ich ihm helfen könne, er habe am Rücken furchtbare Schmerzen. Ich hatte schon so manches Mal den Medizinmännern ins Handwerk gepfuscht, wenn es die Lage erforderte. Vorerst wollte ich mir einmal den Schaden besehen und forderte den Mann auf, sich auszuziehen.

Wäre ich nicht auf den Einfall gekommen, gerade bei Meschediser zu baden, und wäre der Turkmene nicht krank gewesen, so hätte ich dieses Buch niemals schreiben können. Ich lehne also hiermit feierlich jede Verantwortung dafür ab, denn die Schuld daran trägt ausschließlich der Turkmene Schir-Dil (Herz des Löwen) und im engeren Sinne seine ausgewachsene „Rischta".

Überzeugt davon, daß er an einer solchen Rischta (Zwirnfaden) litt, zog ich ihm den aufgelegten Brei aus Schafmist von der Wunde, die fürchterlich aussah und dem Turkmenen schreckliche Schmerzen verursachen mußte. Da ich selbst schon zweimal an der Rischta erkrankt gewesen war, wußte ich Bescheid. Ich fragte Schir-Dil, ob er in Buchara gewesen sei. Ja, meinte er, vor vier Monaten sei er in Asred-Baschir bei seinem Schwager auf Besuch gewesen. Ich hatte einmal eine Rischta am Daumen der linken Hand und das zweitemal eine solche am Genick gehabt, aber eine solche Riesenrischta, noch dazu so verunreinigt und vernachlässigt, hatte ich noch nie gesehen.

Die Rischta ist eine typische bucharische Krankheit, die meines Wissens sonst nirgends vorkommt. Sie wird durch einen etwa zwei Millimeter dicken und zwei bis drei Meter langen Wurm hervor-

gerufen, der als Junges in mikroskopisch kleinem Zustand mit dem Wasser in das Körperinnere gelangt und sich einen Weg in die Unterhautgewebe des menschlichen Körpers bahnt, wo er heftig eiternde Wunden verursacht.

Der Wurm lebt hauptsächlich in den stehenden Gewässern Bucharas, in Teichen und Ariks. Sein ganzes Innere besteht aus einer milchigweißen Flüssigkeit, die ihrerseits wieder aus einer ungeheuren Menge kleiner, mit freiem Auge kaum sichtbarer Würmchen, den unfertigen Jungen, besteht. Um die Jungen freizugeben, zerreißt der Wurm, und die Brutflüssigkeit verteilt sich in dem betreffenden Wasser. Wird dieses Wasser nun getrunken, so gelangen die Würmchen in die Eingeweide, wo sie sich vollständig ausbilden und innerhalb einiger Monate zur Körperoberfläche durchdringen.

Ich nahm eine Rasierklinge, die ich zum Glück in meiner Satteltasche mithatte, und ersuchte „Löwenherz", nun seinem Namen Ehre zu machen und die kommenden Schmerzen geduldig zu ertragen. Dann machte ich einen Einschnitt, und kaum hatte die scharfe Klinge die Haut geritzt, so floß schon ein dicker Strahl schwarzen Bluts und Eiter über meine Hände. Mit meinem Taschenmesser schnitt ich von dem Stützbalken des Vordaches einen Span ab und versah diesen mit einem dünnen Einschnitt. Dann drückte ich die Wundränder vorsichtig zusammen und sah, daß ich mich mit meiner Diagnose nicht geirrt hatte, denn ein etwa zwei Zentimeter langes Stück des Wurmes kam zum Vorschein, das ich sofort in den Einschnitt des Hölzchens klemmte.

Da der Wurm sehr vorsichtig aufgespult werden muß, damit er nicht zerreißt, weil der Patient sonst unrettbar verloren ist, war eine mehrtägige Behandlung notwendig. Ich klärte seine herumsitzenden Kameraden in dieser Hinsicht auf und ersuchte sie, jede zweite Stunde vorsichtig einige Umdrehungen mit dem Stäbchen zu machen, was sie zu tun versprachen. Am übernächsten Tage wollte ich selbst wieder von Barferusch herüberkommen und den Patienten besuchen. Dann erhandelte ich von dem Tschaichanschik ein Bündel getrockneter Fische und machte mich auf den Rückweg.

Am festgesetzten Tage fand ich mich wieder in der Tschai-

Chana in Meschediser ein. Der Patient war lustig und guter Dinge, hatte keine Schmerzen und überschüttete mich mit Dankesworten. Der Wurm war schon so weit ausgetrocknet, daß ich ihn nunmehr zur Gänze herausziehen konnte. Dann wusch ich die Wunde mit etwas Alkohol und verband sie. Die Turkmenen schleppten von ihrem Segler Melonen und Käse herbei. Die ausgezeichneten und saftigen „Arbusen“ (Wassermelonen) bereiteten mir einen langentbehrten Genuß.

Die Turkmenen hatten Erinnerungen an jene Zeiten in mir wachgerufen, die ich in Turkestan und in Buchara verbracht hatte. Ich sehnte mich danach, diese Länder wiederzusehen und beschloß, Kanadi allein nach Asterabad und Djordjan ziehen zu lassen, selbst aber einen Abstecher nach Buchara zu machen, um zu sehen, wie das Land heute, als autonome Republik Usbekistan der Sowjetunion, aussehe. Ich kannte Buchara noch als selbständiges Emirat, das in seinen Grenzstädten wohl russisches Militär dulden mußte, aber den Eintritt in die Heilige Stadt selbst jedem Europäer verwehrte. Nur die Bekanntschaft mit dem ehemaligen Beg (Statthalter) von Kerki und späteren Kusch-Begi (obersten Minister) des Emir, hatte mir die Tore der Stadtmauer geöffnet*.

Ich fragte nun die vier Turkmenen über die derzeitigen Verhältnisse in Turkestan und Buchara aus. Bereitwilligst erzählten sie, was sie wußten, und als es zum Abschiednehmen kam, fragte ich sie, ob sie mich auf ihrem Boot nach Enseli mitnehmen wollten, da ich mir vom dortigen sowjetrussischen Konsul die Einreiseerlaubnis beschaffen wolle. Die dankbaren Turkmenen zeigten große Freude darüber und versprachen, noch einige Tage zu warten, bis ich von Barferusch wieder zurück sei.

All mein Tun und Lassen in den zwei Jahren, die ich mit Kanadi kreuz und quer durch Persien zog, war für diesen stets eine nie versiegende Quelle des Staunens gewesen. Diesmal aber verschlug es ihm glatt die Rede, als ich ihm versicherte, daß die Turkmenen und die Rischta alte Erinnerungen in mir geweckt hätten, denen ich nicht widerstehen könne, und daß ich infolge-

* Geschildert in meinem Buche „Pascholl Plenny!“, Verlag L. W. Seidel & Sohn, Wien.

Stückchen ab, die er geschickt mit den Zähnen festhielt, seinen Tee darüber schlürfend. Als ich geendet hatte, sah er mich an und sprach nur das eine, aber inhaltsschwere Wort: „Nijlssa" (Verboten!).

Durch umständliches Fragen brachte ich aus ihm heraus, daß die Einreise nach Turkestan, von welchen Grenzen immer, für alle Ausländer ohne Ausnahme aus politischen Gründen verboten sei. Ja, selbst Russen, die aus dem Innern des Reiches nach Turkestan wollten, müßten eine besondere Erlaubnis des „Politotdel" (Politische Abteilung) einholen, die nur in den seltensten Fällen erteilt werde. Vergeblich hielt ich ihm vor Augen, daß im Jahre 1922, also vor zwei Jahren, Colin Ross, von Baku kommend, ganz Turkestan durchfahren habe. Das stimme zwar, meinte der Konsul, er selbst habe damals mit Herrn Ross gesprochen, doch habe dieser eine besondere Erlaubnis von Moskau gehabt und außerdem die zentralasiatische Bahnlinie keinen Schritt verlassen dürfen. Ein Tschekabeamter sei ständig hinter Herrn Ross hergewesen, mit dem Auftrag, ihn sofort zu verhaften, falls er seinen Weg abseits der Bahnlinie nehmen sollte.

Nun fragte ich ihn, ob mir nicht der Vorsitzende der Turkestaner Zentralexekutive, Chidiralieff (Abb. 2), in Taschkent die Einreiseerlaubnis beschaffen könne, da ich diesen Herrn persönlich kannte. Der Konsul verneinte, auch der Genosse Chidiralieff könne mir die Erlaubnis nicht erteilen, dazu sei einzig und allein Moskau befugt. Das wollte ich wieder nicht glauben, da doch Usbekistan ein autonomer Staat und deshalb in internen Dingen von Moskau unabhängig war.

Der Herr Konsul biß ein neues Stückchen Zucker ab und erstickte fast, als er ob dieses naiven Einwandes laut herauslachte. „Towarisch (Genosse), seien Sie doch nicht kindisch. Autonom sind die Turkestaner Genossen solange wir es wollen und insoweit es uns zweckmäßig erscheint. Schlagen Sie sich diese verrückte Reise aus dem Kopf. Sie werden nie nach Buchara hineinkommen, glauben Sie mir. Was wollen Sie auch dort? Es ist ein Land wie jedes andere, nicht besser, nicht schlechter. Und jetzt bleiben wir gute Freunde. Trinken Sie ein Glas Tee mit mir?"

ohnmächtig. Ich zog ihn ins Boot, öffnete ihm die Kleider und horchte an seiner Brust. Das Herz schlug wohl noch, doch langsam und unregelmäßig. Mit Hilfe Schir-Dils zog ich den Mann aus und wandte ihn um. Sofort schoß ein Strahl Wasser aus seinem Mund. Dann drehte ich ihn wieder auf den Rücken, ergriff seine Arme und begann künstliche Atmung zu versuchen. Die Turkmenen, denen so etwas völlig unbekannt war, sahen mir aufmerksam zu. Über eine Viertelstunde fuhr ich schon mit den Armen auf und nieder, der Schweiß rann mir in Bächen vom Körper, doch Chores war noch immer bewußtlos. Endlich öffneten sich die Lippen und ich sah mit Freude, daß die Lungen wieder regelmäßig zu atmen begannen. Hatte ich mir schon mit der Operation der Rischta die Dankbarkeit der Turkmenen erworben, so kannte diese nunmehr keine Grenzen. Die stolzen Jomuden, die mich früher völlig als ihresgleichen betrachtet hatten, waren mir im höchsten Grade ergeben geworden. Nach der Wiederbelebung von Chores war ich nur mehr der „Tjura" (Herr).

Am nächsten Tag kam die spitze Landzunge in Sicht, auf der Enseli (das heutige Pahlewi) liegt. Im Hafen lagen einige leichte Kanonenboote und Tankschiffe, die das Öl für die Kriegsschiffe aus Baku heranschaffen. Enseli ist wohl inmitten der persischen Küste gelegen, war aber damals noch russisches Territorium, ähnlich wie Zara an der dalmatinischen Küste italienisch ist. Ich ging ins Hotel „Paris", das allerdings mit einem baufälligen Kuhstall mehr Ähnlichkeit aufwies als mit einem Hotel, und mietete dort das beste Zimmer, das außer einem wanzen- und läuseverseuchten Bett noch einen wackeligen Stuhl als einziges Möbel aufwies. Da der Stuhl gleichzeitig als Waschtisch diente, mußte ich immer erst die etwa zwanzig Kilogramm schwere Lehmschüssel auf den Boden stellen, wenn ich mich niedersetzen wollte.

Nachdem ich mich gewaschen und rasiert hatte, suchte ich den russischen Konsul auf und setzte ihm meine Absicht auseinander, mit dem nächsten abfahrenden Dampfer über Baku nach Krasnowodsk und von dort nach Samarkand zu gelangen. Während meiner Erzählung trank der Konsul ruhig eine Tasse Tee nach der anderen und biß sich dazu von einem Brocken Hutzucker kleine

Stückchen ab, die er geschickt mit den Zähnen festhielt, seinen Tee darüber schlürfend. Als ich geendet hatte, sah er mich an und sprach nur das eine, aber inhaltsschwere Wort: „Nijlssa" (Verboten!).

Durch umständliches Fragen brachte ich aus ihm heraus, daß die Einreise nach Turkestan, von welchen Grenzen immer, für alle Ausländer ohne Ausnahme aus politischen Gründen verboten sei. Ja, selbst Russen, die aus dem Innern des Reiches nach Turkestan wollten, müßten eine besondere Erlaubnis des „Politotdel" (Politische Abteilung) einholen, die nur in den seltensten Fällen erteilt werde. Vergeblich hielt ich ihm vor Augen, daß im Jahre 1922, also vor zwei Jahren, Colin Ross, von Baku kommend, ganz Turkestan durchfahren habe. Das stimme zwar, meinte der Konsul, er selbst habe damals mit Herrn Ross gesprochen, doch habe dieser eine besondere Erlaubnis von Moskau gehabt und außerdem die zentralasiatische Bahnlinie keinen Schritt verlassen dürfen. Ein Tschekabeamter sei ständig hinter Herrn Ross hergewesen, mit dem Auftrag, ihn sofort zu verhaften, falls er seinen Weg abseits der Bahnlinie nehmen sollte.

Nun fragte ich ihn, ob mir nicht der Vorsitzende der Turkestaner Zentralexekutive, Chidiralieff (Abb. 2), in Taschkent die Einreiseerlaubnis beschaffen könne, da ich diesen Herrn persönlich kannte. Der Konsul verneinte, auch der Genosse Chidiralieff könne mir die Erlaubnis nicht erteilen, dazu sei einzig und allein Moskau befugt. Das wollte ich wieder nicht glauben, da doch Usbekistan ein autonomer Staat und deshalb in internen Dingen von Moskau unabhängig war.

Der Herr Konsul biß ein neues Stückchen Zucker ab und erstickte fast, als er ob dieses naiven Einwandes laut herauslachte. „Towarisch (Genosse), seien Sie doch nicht kindisch. Autonom sind die Turkestaner Genossen solange wir es wollen und insoweit es uns zweckmäßig erscheint. Schlagen Sie sich diese verrückte Reise aus dem Kopf. Sie werden nie nach Buchara hineinkommen, glauben Sie mir. Was wollen Sie auch dort? Es ist ein Land wie jedes andere, nicht besser, nicht schlechter. Und jetzt bleiben wir gute Freunde. Trinken Sie ein Glas Tee mit mir?"



Abb. 1. Der Jomude Chores, mein Begleiter bis Utsch-Kurgan.



Abb. 2. Chidiralieff, der damalige Regierungschef Turkestans.

Abb. 3. Alim-Kul, der Jomuden-Chan.



Abb. 4. Turkmenische Frauen vor ihren Jurten betrachten meine Bücher.

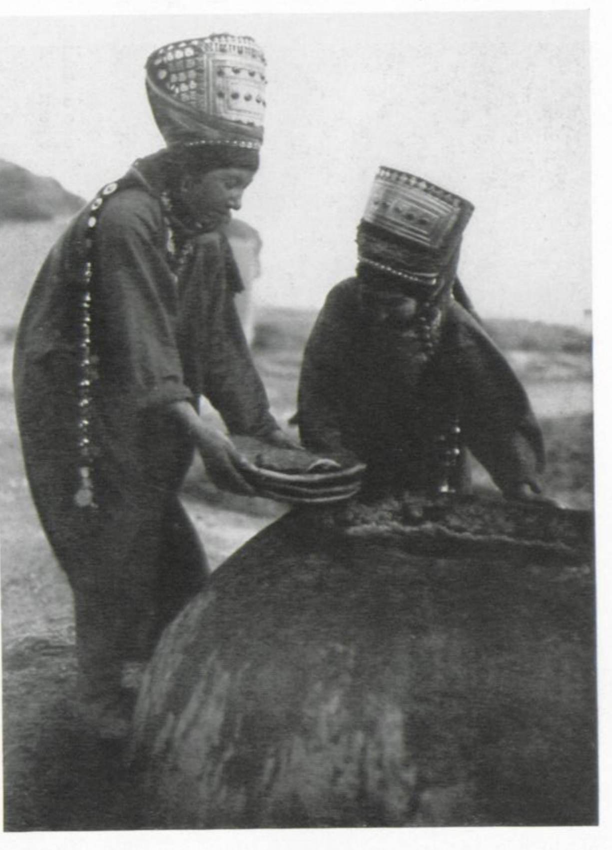


Abb. 5. Turkmenenfrauen beim Brotbacken. Der „Non“ wird aus dem Ofen genommen.



Abb. 6. Teetrinken, Faulenzen und Geschichtenerzählen ist die Hauptbeschäftigung der männlichen Turkmenen.



Abb. 7. Ala Nabat Chakin ist eine der besten Teppichknüpferinnen des Auls.

Später ging ich zum Zollhafen hinaus, suchte das Boot meiner turkmenischen Freunde und erzählte ihnen mein Mißgeschick. Sie erklärten sich einstimmig bereit, mich einfach ans turkestanische Ufer mitzunehmen. Dort könne ich ungesehen an Land gehen, und wenn ich einmal einige Kilometer im Innern der Wüste sei, werde sich kein Teufel um mich kümmern. Dieser Plan hatte viel für sich, schien mir aber dennoch zu gewagt. Ich kannte die summarische Justiz der Russen, die mich schon einmal an die Wand hatten stellen wollen. Ein zweitesmal würde ich sicher nicht so leicht davonkommen. Ohne Dokumente im verbotenen Turkestan? Nein, lieber wollte ich den Teufel samt Schwiegermutter in der Hölle aufsuchen.

Und doch war der Gedanke, gegen den Willen der Russen nach Buchara zu gehen, allzu verlockend, so daß er mich nicht losließ. Wie oft war mir schon das Wort „Unmöglich“ oder „Verboten“ entgegengehalten worden und immer hatte ich trotzdem meinen Willen durchgesetzt. Warum sollte es diesmal wirklich unmöglich sein?

Lange suchte ich nach einem Ausweg. Endlich fiel mir ein, daß ich ja in Kisil-Arwat einen Freund hatte, der mir vielleicht helfen konnte. Ich mußte nur so bald als möglich Verbindung mit ihm gewinnen. Dort lebte nämlich der ehemalige österreichische Kriegsgefangene Steinschneider, mit dem ich jahrelang in Fort-Alexandrowsk und Samarkand beisammen gewesen war. Ich schrieb ihm einen ausführlichen Brief und bat ihn um seine Unterstützung. Mit einigen, von Steinschneider geborgten Dokumenten, der als nunmehriger russischer Staatsbürger sicher eine ganze Anzahl davon besaß, wollte ich nach Buchara. Lebte der Freund noch und war er noch in Kisil-Arwat, so würde er mir unbedingt helfen, das wußte ich.

Nun mußte dieser Brief verläßlich an Steinschneider befördert werden. Rasch entschlossen wandte ich mich an Chores:

„Chores, würdest du für mich die Reise von Tschikischljar nach Kisil-Arwat machen, um einen Freund von mir zu besuchen?“

„Ja, Tjura!“

Kurz und einfach sagte er „Ja“, als handle es sich um einen

Meine Hoffnung hatte mich nicht betrogen.

Meiner Einreise ins verbotene Land stand nichts mehr im Wege. Ich beschloß, sofort abzureisen.

Gegen Mitternacht erreichten wir Mahmudabad und das Schiff; Schir-Dil und seine Freunde begrüßten mich herzlich. Kaum hatte ich Platz genommen und mein Gepäck verstaut, zogen die Männer auch schon den Anker auf, die Segel gingen hoch, und das wenig belastete Fahrzeug schoß wie ein Pfeil durch die Fluten. Wie mir Schir-Dil erzählte, ging die Fahrt nun genau nach Norden, um den neugierigen russischen Kriegsschiffen, die in der Bucht von Aschura (gleichfalls auf persischem Gebiet) ihre Flottenstation hatten, nicht vor den Bug zu laufen, da diese nachts eine besondere Wachsamkeit in der Küstennähe entfalteten und ständig das Meer mit Scheinwerfern ableuchteten, um Schmugglerboote und Flüchtlinge aus dem russischen Paradies abzufangen.

Bis gegen Mittag hielten wir nördlichen Kurs, dann kreuzten wir auf der gleichen Höhe bis in den späten Nachmittag hinein. In stockfinsterer Nacht tauchte die Küste auf, und das Schiff fuhr in die Hassan-Kuli-Bucht ein, wo der Atrek seine Fluten in das Kaspische Meer ergießt. Ich hatte Angst, daß das Schiff hier irgendwie kontrolliert werden würde. Die Turkmenen beruhigten mich aber. Das Kontrollschiff sei schon vor Stunden aus der Bucht ausgefahren und die eingeborenen Fischer kümmerten sich um nichts. Etwa vier Stunden segelten wir schon durch die Bucht und trotz des guten Windes fuhr das Schiff immer langsamer. Als ich Chores darauf aufmerksam machte, daß wir so wenig vorwärts kämen, sagte er mir, daß wir längst die Mündung des Atrek hinter uns hätten und schon seit einer Stunde gegen die Strömung desselben flußaufwärts führen.

Unvermittelt ging die Nacht in den Morgen über, und ich sah, daß wir uns inmitten eines lehmig-gelben Wüstenflusses befanden. Die Ufer waren vollkommen flach und ebenmäßig, als sei der Atrek ein künstlicher Kanal. Soweit das Auge reichte, dehnte sich der graugelbe Wüstensand aus, nur hie und da durch einige blattlose Saksaulsträucher unterbrochen. Gegen Mittag kamen wir in eine scharfe Biegung des Flusses und Chores deutete nach links in

stand lange am Ufer und sah dem Schiffchen nach, bis die Segel am Horizont verschwanden. Würde ich die Turkmenen wiedersehen? Von der Nachricht, die Chores bringen würde, hing alles ab.

Mein Gepäck lag am Strand, und ich ging in den Ort, um ein Pferd für den Ritt nach Amol zu mieten. Von Herrn Moser wurde ich mit offenen Armen aufgenommen und ich möchte ihm an dieser Stelle für die herzliche Gastfreundschaft und seine guten Ratschläge danken. In den drei Wochen meines Aufenthaltes bei diesem seltenen Menschen konnte ich Einblicke in die Verhältnisse dieses Landesteiles gewinnen, die mir sonst nie möglich gewesen wären. Nur eines werde ich ihm nie verzeihen. An jedem dieser 23 Tage schleppte er mich, trotz meines Protestes, auf die Pantherjagd. Jedoch habe ich dabei nie einen solchen gesehen, weder tot noch lebendig, obwohl die Hirten und Köhler immer wieder versicherten, daß sie erst vor wenigen Tagen einen ausgewachsenen Panther gesichtet hätten.

Wieder einmal waren wir auf der Suche nach einem Panther gewesen und nahezu tausend Meter hoch gestiegen. Tags vorher hatte es geregnet, so daß wir bei jedem Schritt bis zu den Knöcheln in den Lehmboden einsanken. Da ich an diesem Tage mindestens schon zwanzigmal ausgeglitten und gefallen war, war ich von oben bis unten mit Lehm beschmiert und fühlte mich höchst unbehaglich, weshalb ich schon gegen Mittag zum Abstieg drängte. Beim Hause Mosers in Amol saß neben der Eingangstüre ein Turkmene. Es war Chores.

„Hast du den Brief, Chores?“

„Bar, Tjura!“ (Ich habe ihn, Herr).

So ruhig und selbstverständlich sagte er sein „bar“, als ob er das Schreiben aus dem Nebenhause gebracht hätte.

Hastig riß ich den Briefumschlag auf. Er enthielt ein langes Schreiben Steinschneiders mit der Zusage, alles für mich zu tun, was möglich sei. Außerdem hatte er mir eine Bestätigung des Kisil-Arwater Sowjets, auf den Namen Ferdinand Steinschneider lautend, mitgeschickt, mit der diesem der dauernde Aufenthalt in Turkestan und Buchara gestattet wurde. Sein Lichtbild ersetzte ich durch mein eigenes.

Meine Hoffnung hatte mich nicht betrogen.

Meiner Einreise ins verbotene Land stand nichts mehr im Wege. Ich beschloß, sofort abzureisen.

Gegen Mitternacht erreichten wir Mahmudabad und das Schiff; Schir-Dil und seine Freunde begrüßten mich herzlich. Kaum hatte ich Platz genommen und mein Gepäck verstaut, zogen die Männer auch schon den Anker auf, die Segel gingen hoch, und das wenig belastete Fahrzeug schoß wie ein Pfeil durch die Fluten. Wie mir Schir-Dil erzählte, ging die Fahrt nun genau nach Norden, um den neugierigen russischen Kriegsschiffen, die in der Bucht von Aschura (gleichfalls auf persischem Gebiet) ihre Flottenstation hatten, nicht vor den Bug zu laufen, da diese nachts eine besondere Wachsamkeit in der Küstennähe entfalteten und ständig das Meer mit Scheinwerfern ableuchteten, um Schmugglerboote und Flüchtlinge aus dem russischen Paradies abzufangen.

Bis gegen Mittag hielten wir nördlichen Kurs, dann kreuzten wir auf der gleichen Höhe bis in den späten Nachmittag hinein. In stockfinsterer Nacht tauchte die Küste auf, und das Schiff fuhr in die Hassan-Kuli-Bucht ein, wo der Atrek seine Fluten in das Kaspische Meer ergießt. Ich hatte Angst, daß das Schiff hier irgendwie kontrolliert werden würde. Die Turkmenen beruhigten mich aber. Das Kontrollschiff sei schon vor Stunden aus der Bucht ausgefahren und die eingeborenen Fischer kümmerten sich um nichts. Etwa vier Stunden segelten wir schon durch die Bucht und trotz des guten Windes fuhr das Schiff immer langsamer. Als ich Chores darauf aufmerksam machte, daß wir so wenig vorwärts kämen, sagte er mir, daß wir längst die Mündung des Atrek hinter uns hätten und schon seit einer Stunde gegen die Strömung desselben flußaufwärts führen.

Unvermittelt ging die Nacht in den Morgen über, und ich sah, daß wir uns inmitten eines lehmig-gelben Wüstenflusses befanden. Die Ufer waren vollkommen flach und ebenmäßig, als sei der Atrek ein künstlicher Kanal. Soweit das Auge reichte, dehnte sich der graugelbe Wüstensand aus, nur hie und da durch einige blattlose Saksaulsträucher unterbrochen. Gegen Mittag kamen wir in eine scharfe Biegung des Flusses und Chores deutete nach links in

die Wüste hinaus. In der Ferne tauchten Bäume und Häuser auf und ich erfuhr, daß wir uns dem Grenzfort Jagly-Olum näherten. Der Atrek bildete hier die Grenze zwischen Persien und Russisch-Turkestan. Alsbald lenkte der Mann am Steuer das Schiff dem Ufer zu, wo schon eine Anzahl von Booten verschiedener Größen vor Anker lagen. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Es schien, als hätten wir den Styx überschifft und wären im Lande des Todes angelangt.

Wir sprangen ans Land und machten uns auf den Weg nach dem Aul der Turkmenen. Das gesamte Gepäck und die Schiffsausrüstung sollte Chores am nächsten Tage mit Kamelen holen. Wie Schir-Dil versicherte, könnten die Gegenstände Wochen und Monate auf dem Schiffe bleiben, ohne daß auch nur ein Topf oder ein Zündholz abhanden käme. So groß ist der Respekt der Wüstensöhne vor dem Eigentum anderer, wenn sie nicht gerade auf einem Raubzug begriffen sind.

2. ALS GAST DER JOMUD-TURKMENEN.

Über eine Stunde waren wir schon im Sande dahingestapft, als wir vor einer Bodensenkung anhielten. Grüne Felder und zahlreiche Obstgärten, von hohen Silberpappeln und Platanen unterbrochen, breiteten sich vor uns aus, dazwischen tauchten braune Lehmmauern niedriger turkmenischer Häuser und die schwarzen Wände der Jurten (Filzzelte) auf. Kamele, Pferde und Esel weideten auf mageren Grasflächen. Wir waren in Kala-Kaja, dem Dorf der Jomuden, angekommen.

Im Gegensatze zu den anderen Völkerschaften Turkestans gehen die Frauen der Turkmenen unverschleiert (Abb. 4, 5), so daß sie auch beim Nahen eines fremden Mannes nicht davonliefen. Die beiden Brüder führten mich zunächst zum Zelte ihres Vaters, der ehemals der allmächtige Chan von Gök-Tepe gewesen war und den Russen bei der Eroberung Turkestans den längsten und erbittertsten Widerstand entgegengesetzt hatte, weshalb ihn General Skobelew nach fast einjähriger Belagerung der Festung verbannt hatte. Alle Überlebenden zogen mit ihrem Chan hierher und gründeten sich an einem kleinen Nebenflusse des Atrek eine neue Heimat.

Die Nachricht von der Ankunft der Brüder und eines fremden „Orus" (so werden alle Europäer bezeichnet) hatte sich mit Windeseile im Aul fortgepflanzt, und als ich vor die Jurte des Alim-Kul trat, saß ein gut zwei Meter hoher, alter Mann in der malerischen Kleidung der Jomuden vor dem Zelt (Abb. 3). Seine weiße, hohe Pelzmütze ließ ihn noch viel größer erscheinen, als er ohnedies schon war. Unheimlich scharfblickende und lebendige Augen musterten den fremden Eindringling. Eine eigentümliche Macht lag in diesem Blick, und ich begriff, daß diesem Manne seine Untertanen bedenkenlos gehorchten, auch als er sie zu Tau-

senden in den Tod schickte. Sekundenlang blickten mich diese unerbittlichen Augen an, als wollten sie mir im Herzen lesen. Unterdessen hatten sich über hundert Männer, Frauen und Kinder um uns versammelt.

Schir-Dil trat vor, verneigte sich tief vor seinem Vater und sagte:

„Vater, hier bringe ich dir unseren Bruder, von dem ich dir so viel erzählte, und der deinen beiden Söhnen das Leben rettete!"

Der Alte nickte, stand auf, umschlang mich mit beiden Armen und klopfte mir mit der rechten Hand auf den Rücken. Dadurch war ich offizieller Gast des Auls geworden und war nun sicherer aufgehoben als unter dem Schutze eines Regimentes Soldaten. Die turkmenische Gastfreundschaft ist grenzen- und beispiellos. Auch in der größten Armut wird der Turkmene für seinen Gast das letzte Schaf opfern, selbst wenn dieser ein verachteter Ungläubiger ist. Er gibt dem Gast nicht nur das letzte Stückchen Brot, sondern er wird ihn im Notfalle — sogar gegen seine eigenen Verwandten und Stammesgenossen — unter Einsetzung seines Lebens verteidigen. Das Recht der Gastfreundschaft ist unverletzlich. Auch der Fremde, der im Hause des Gastgebers einen Diebstahl oder sogar Mord begeht, bleibt so lange unangetastet, als er das Haus oder den Aul nicht verläßt. Erst wenn der Übeltäter außer Sicht gekommen ist, darf die Verfolgung aufgenommen werden.

Im Gegensatz zu vielen anderen Einwohnern des Auls, hatte Alim-Kul kein Haus aus Schilf und Lehm gebaut, sondern sich einen aus mehreren Jurten bestehenden Hof errichtet. Er wollte so leben und sterben wie er geboren war und wie auch heute noch viele Zehntausende seiner Stammesgenossen hausen.

Alim-Kul geleitete mich zur Gastjurte, wo mich seine älteste Enkelin mit „Non" (Brotfladen) und „Tschai", bestehend aus grünem indischem Tee, dem etwas Salz und Schaffett zugesetzt wird, empfing. Das ist ein nur bei den Turkmenen und Kirgisen üblicher Vorgang, da ein Fremder bei den Sarten, Usbeken und Bucharen die Frauen der Gastgeber niemals zu sehen bekommt. Wie sehr diesbezüglich die kommunistische Lehre Wandel geschaffen hatte, sollte ich erst später erfahren.

Die mir zugewiesene Jurte war ein Prachtstück ihrer Art. Der Boden und die Wände waren mit herrlichen alten Turkmenenteppichen (von den Russen fälschlich Tekiner genannt und in Europa ebenso falsch unter dem Namen Bucharateppiche bekannt) bedeckt. Ich dachte an meinen Chef und Freund Kanadi, wie ihm die Augen aus den Höhlen treten würden, wenn er diese wunderbaren Teppiche sehen könnte. In der Mitte des Raumes stand, da die Nächte sehr kalt sind, ein schöner kupferner Mangal, mit Holzkohlen gefüllt, deren Rauch und Gas durch eine Öffnung im Dach der Jurte abziehen konnten. Eine Anzahl von Wattedecken, runde Kissen sowie ein Tschilim (Wasserpfeife) und zwei aus Messing getriebene Wasserkannen bildeten die Einrichtung.

Am nächsten Abend wurde ich in die Jurte des Chans eingeladen. So prächtig die Gastjurte war, so einfach war das Zelt Alim-Kuls. Dicke Filzdecken bedeckten den Boden, an den Wänden standen einige einfache Tschilims und zwei Tungane (Wasserkrüge zum Händewaschen) aus Messing, ringsherum hingen einfache Teppiche, und auf diesen ein ganzes Arsenal von Waffen: Gewehre, Kinschale, Schlagkeulen, Pfeile und Bogen, Blasrohre, Krummsäbel und Pistolen sowie ein ganz moderner großer Coltrevolver.

Auf großen Messingtassen wurde das Gastmahl aufgetragen. Mir zu Ehren wurde „Tjustuk“ (fettreiche Bruststücke des Breitschwanzschafes) gebraten, und vor meinem Platz häufte sich ein ganzer Berg dieser Fleischstücke. Hernach wurden große, am Spieß gebratene Fische gereicht, und zum Abschluß folgte der so beliebte „Airan“, eine Mischung aus saurer Kamel-, Ziegen- und Stutenmilch. Da Löffel unbekannt sind und alles mit Hilfe der zehn Finger gegessen wird, ließ ich auch meinen Löffel im Stiefel stecken und versuchte es meinen Gastgebern gleichzutun, um sie nicht zu beleidigen. Unzählige Tassen Tschai-schirin (gesüßten Tees) folgten als letzter Gang.

Am nächsten Tage wurde mein Besuch bei dem Stamme gefeiert. Zwischen dem Aul und dem Flusse Atrek hatten sich alle jungen Männer des Auls auf ihren herrlichen Turkmenenpferden versammelt. Die alten Männer brachten mir ein Pferd, und mit

ihnen ritt ich hinaus, um Zeuge einer „Baiga" zu sein. Schon tags vorher hatte mich Schir-Dil über das Kommende aufgeklärt, so daß auch ich noch rechtzeitig einen Preis von zehn persischen Toman stiften konnte. Der Chan hatte vor sich im Sattel ein frischgeschlachtetes Schaf, das ein Knabe etwa 200 Meter weit in die Wüste hinausschleifte. Auf einen Ruf des Chans setzten sich die Reiter in wilden Galopp und stürmten auf das im Sande liegende Schaf los.

Der Sinn der „Baiga" liegt darin, daß die Reiter versuchen müssen, das Schaf vom Boden aufzunehmen und dem Chan zurückzubringen. Kaum hatte nun einer von ihnen das Schaf im Sattel, als auch schon mehrere Reiter auf ihn losstürmten, um ihm die Beute wieder zu entreißen. Bald war die wilde Jagd in eine Sand- und Staubwolke gehüllt, in einem wilden Knäuel balgten sich Menschen und Pferde herum. Tiere und Männer stürzten, um im Nu wieder auf den Beinen zu sein. Ein eindrucksvolleres Bild wunderbarer Reitkunst hatte ich noch nie gesehen. Schließlich war das Schaf in unzählige Stücke zerrissen und wenn ein Reiter aus dem Knäuel hervorpreschte und auf unseren Standplatz zuritt, um dem Chan seine Beute vor die Füße zu legen, stürzte ihm schon wieder ein Dutzend Reiter nach, ihm das Stück Schaf noch rechtzeitig zu entreißen, so daß wir oft die Flucht ergreifen mußten, um in der Hitze des Gefechtes nicht umgeritten zu werden.

Nachdem das Schauspiel fast eine Stunde gedauert hatte, ließ der Chan die „Baiga" abbrechen. Nicht weniger als achtundvierzig Reiter schwenkten brüllend und lachend je ein Stück blutiges Schaffleisch in ihren Händen.

Nun kam die Preisverteilung. Auf einer großen Waage, die ein Graubart, auf dem Pferde sitzend, hielt, wurden die Stücke der Reihe nach gewogen und die Preise je nach der Höhe des Gewichtes verteilt. Pferde, Zaumzeuge, Pelzmützen, Teppiche und meine zehn Toman gingen in die Hände der glücklichen Gewinner über. Wunderbar aber war es, daß sich bei den Massenstürzen und wilden Ritten nicht ein einziger Mann verletzt hatte. Den Abschluß bildete wieder ein gewaltiges Festessen.

Abends besuchten mich der Chan und seine beiden Söhne in meiner Jurte. Ich bat Alim-Kul, mir etwas aus der Geschichte der Turkmenen und aus seinem eigenen Leben zu erzählen.

Alim-Kul hatte ursprünglich Mohammed-Kul geheißen. In den Kämpfen um Gök-Tepe erfuhren die Jomuden, daß Alim-Kul, der tapfere Chan von Kokand, im Kampfe gegen die Russen bei Taschkent gefallen war, so nannten sie den damals noch jungen Mohammed-Kul zur Erinnerung an den Helden Turkestans Alim-Kul; auf diese Weise sollte zum Schrecken der Russen ihr furchtbarster Gegner wieder auferstehen.

Die Turkmenen stammen ursprünglich aus dem Gebiet der Halbinsel Mangischlak am Kaspischen Meer und zerfallen heute in mehrere Stämme. Die Ersaris bewohnen das linke Ufer des Amu-Darja, bis weit nach Afghanistan hinein, die Sakars die Sandwüste und deren Oasen zwischen Merw und Andschui, die Sarik hausen in der Gegend von Pende und Kuschka an der afghanischen Grenze, die Saloren den Murghab stromaufwärts, die Tekke bewohnen die Berge des Küren-Dagh und die Oase Merw, die Jomuden durchziehen die Wüsten an der Ostküste des Kaspischen Meeres bis weit in das Chanat Chiwa hinein, während die Tschoudoren zum Teil in Mangischlak verblieben sind, zum anderen Teil sich in Nordchiwa festgesetzt haben. Die Gesamtstärke des Volkes dürfte derzeit etwa eine Million Seelen betragen. Ihr unbeugsamer Freiheitswille drängt die Turkmenen immer mehr in jene Gebiete, die von den Russen nur mangelhaft kontrolliert werden können. Daran hat auch die Tatsache nichts geändert, daß die Bolschewiken ihr Gebiet als autonome Republik im Verbande der Sowjets erklärten. Ihr oberstes Gesetz, das „Deb“ (Herkommen, Überlieferung), von dem sie nicht einen Schritt weit abgewichen sind, bewirkt, daß die Turkmenen heute genau so leben wie vor tausend Jahren. Will man ihnen irgend welche Gesetze oder Gewohnheiten aufoktroyieren oder versuchen die Russen, sie unter staatliche Aufsicht zu bringen, so brechen sie einfach ihre Zelte ab und wandern nach anderen Plätzen in der unermeßlichen Wüste Kara-Kum, in die noch wenige Europäer eingedrungen sind.

Ihre Religion ist die der sunnitischen Mohammedaner, weshalb sie auch weniger strenggläubig sind und den Koran sehr liberal auslegen. Die Frau genießt nicht das geringste Ansehen, sie ist vielmehr unbedingte Sklavin, die sowohl die Feld- als auch die Hausarbeit zu verrichten hat. Die Männer jagen, veranstalten Reiterspiele oder Überfälle und führen im übrigen ein schrankenloses Faulenzerleben (Abb. 6).

Wirklich seßhafte Turkmenen gibt es wenige. Sie sind entweder Nomaden oder Halbnomaden, die nur den Winter über feste Wohnplätze beziehen. Die seßhaftesten sind die Jomuden und Tekke, deren Frauen die schönsten und farbenprächtigsten Teppiche des ganzen Orients erzeugen (Abb. 7). Die Jomuden sind aber zugleich die ärmsten aller Turkmenen. Aus dieser Armut heraus entwickelte sich ihre Raublust, deretwegen die Tekke und Jomuden auch heute noch gefürchtet sind. Das mag auch die Vorliebe für ihre prachtvollen Pferde erklären, auf denen sie ihre Überfälle auf Karawanen und feste Plätze mit großer Schnelligkeit durchführen. Außer der Gastfreundschaft ist dem Turkmenen sein Pferd das Höchste. Mag er oft selbst in Lumpen gehen, sein Pferd ist mit kostbaren Decken versehen, Zaumzeug und Sattel strotzen von reichem Silberbeschlag. Meist wird das Lieblingspferd in der gleichen Jurte untergebracht, in der die Familie wohnt.

Alim-Kul erzählte rückhaltlos von den „Alamanen" (Raubzügen), die er anbefohlen und zum größten Teil mitgemacht hatte. Die Turkmenen hatten es in solchen Fällen nicht bloß auf das Vieh und die andere Habe der Überfallenen abgesehen, sondern hauptsächlich auch auf Menschenraub. Gefangene, für die kein Lösegeld bezahlt wurde, mußten als Sklaven ihr Leben lang dienen.

Bei diesen Überfällen wurden von den Turkmenen nur Sunniten und Juden verschont, da letztere als unrein gelten und sie anderseits ihre Glaubensgenossen aus religiösen Gründen nicht zu Sklaven machen wollten. Alim-Kul betonte, daß er seiner Schätzung nach in der Zeit seiner Herrschaft in Gök-Tepe etwa 70.000 schiitische Perser geraubt und als Sklaven verkauft hatte. Er fand daran gar nichts Besonderes.

Im Jahre 1880 begannen die Kämpfe mit den vordringenden Russen. Vier Jahre später belagerte der russische General Skobelew die Festung Alim-Kuls, Gök-Tepe. Nicht weniger wie 26.000 gut bewaffnete Russen standen hier den rund 8000 Jomuden und Tekke unter dem Kommando meines Gastgebers gegenüber. Die Russen verfügten über 36 Geschütze, mit welchen die primitiven Mauern und Türme beschossen wurden. Mit unwahrscheinlichem Mut unternahmen die Turkmenen einen Ausfall, metzelten zahlreiche Russen nieder, erbeuteten zwei Kanonen und brachten diese mit einer Anzahl Gefangener in die Festung. Die Eingeborenen konnten mit den Geschützen nichts anfangen und wollten einen gefangenen Russen veranlassen, die Kanonen zu laden und abzuschießen. Mit Anerkennung erzählte Alim-Kul, wie tapfer der gefangene Russe gewesen sei, den die Turkmenen zwingen wollten, die erbeuteten Geschütze gegen seine Landsleute zu bedienen. Selbst als man ihm alle Finger und Zehen einzeln abgehackt hatte, weigerte er sich noch immer. Schließlich wurde ihm die Haut bei lebendigem Leibe vom Körper gezogen, bis er unter gräßlichen Qualen starb.

Zwei Wochen lang blieb ich als Gast Alim-Kuls im Aul und lernte die Turkmenen näher kennen als mancher Russe in einem Menschenalter. Nur ungern schied ich von diesem einsamen Wüstendorf und seinen prachtvollen Bewohnern. Ich hatte beschlossen, nach Aidin (nicht zu verwechseln mit Aidin in Kleinasien) zu gehen und dann mit der Bahn nach Kisil-Arwat zu fahren, um dort mit Steinschneider zusammenzutreffen. Die ganze Einwohnerschaft des Auls gab uns bis weit in die Wüste hinaus das Geleite, als ich mit Schir-Dil und Chores davonritt. Wir wollten auf unseren flinken Kamelen über die Brunnen Gjamdschik und Anna-Kurban den Aul Arsan-Kaja erreichen, von dort sollte Schir-Dil zurückkehren, während Chores bis Kisil-Arwat mein Begleiter bleiben wollte.

Am sechsten Tag unseres Wüstenrittes erreichten wir den Fluß Usboj, der auf seinem Weg zum Kaspischen Meer einige Male spurlos im Sande der Wüste verschwindet, um dann nach etwa zehn bis fünfzehn Kilometern wieder aufzutauchen. Nun ritten

wir den Usboj entlang und zweigten dann nach Osten ab. Am achten Tage nach Verlassen des Auls trafen wir auf die Bahnlinie, und zwei Stunden später lagen die Häuser Aidins vor uns. Hier nahm Schir-Dil Abschied und bat mich immer wieder, ihn auf dem Rückweg ganz bestimmt zu besuchen.

Ich sollte ihn jedoch nie wieder sehen.

Chane zu verhaften und die Angelegenheit in einigen Tagen zu liquidieren. Eine Anzahl Delegierter der verschiedenen Turkmenenstämme und der ansässigen Russen hatte sich unbewaffnet auf dem Bahnsteig eingefunden, um mit den Abgesandten zu verhandeln. Poltoradsk erklärte, daß er mit Meuterern und Konterrevolutionären nicht verhandle. Als nun die Aschabader erwiderten, daß sie den Kommissären das Betreten der Stadt nicht gestatten würden, warf Poltoradsk in die Masse der Unbewaffneten eine Handgranate, wodurch sechzehn Personen getötet wurden. Eine halbe Stunde später war der Zug umzingelt, die Kommissäre wurden nebst ihrer militärischen Bedeckung niedergemacht. Diese unbesonnene Handlungsweise des Poltoradsk kostete im Verlaufe der späteren Kämpfe 64.000 Menschen das Leben. Als Turkmenistan autonom wurde, war es die erste Handlung der neuen Regierung, den verhaßten Namen auszumerzen und die Stadt (die Russen hatten sie nach dem Kommissär Poltoradsk benannt) wieder in Aschabad umzutaufen.

Heute ist Aschabad die zweitgrößte Stadt Turkmenistans mit etwa 80.000 Einwohnern und berühmt wegen ihrer herrlichen Turkmenenteppiche und ihrer süßen Melonen. Den Mittelpunkt der Oase bilden die von hohen Lehmmauern umgebene Festung, die das Stadtbild beherrscht, und der in Trümmern liegende, einst aber mit wundervollen Mosaikarbeiten versehene Palast des Turkmenenchans Schir-Ali. Nach zweitägigem Aufenthalt im Hotel „Swerdlow", das eine Dependance des Hotels „Paris" in Enseli hätte sein können, da es womöglich noch schmutziger und noch verfallener als dieses war, setzten wir unsere Fahrt nach Osten fort.

Die meisten der Kischlaks (Dörfer) in den Oasen neben der Bahnlinie bestanden nur mehr aus zusammengeschossenen Lehmhaufen, da sich hier die Turkmenen gegen die Rote Armee bis zum letzten Mann gewehrt hatten. Bei Lüftabad kommt die Bahn bis auf wenige Kilometer an die persische Grenze heran, die durch die steil abfallenden Felswände der Ausläufer des Alla-Dagh, Kopet-Dagh und des Kuh-i-Mirabi gebildet wird. Von Zeit zu Zeit sieht man auf den Bergen sowohl die Flagge mit dem Sowjetstern als auch die mit den persischen Löwen. Von Duschak fährt

genossen meine persischen Tomans gegen Tscherwonzen einzutauschen, was sehr vorsichtig geschehen mußte, da nur die Filialen der Staatsbank und die dieser unterstellten Kooperative hierzu das Recht hatten. Nun stand aber zu erwarten, daß gerade hier in Zentralasien die Beamten an einen Europäer höchst indiskrete Fragen bezüglich der Herkunft des ausländischen Geldes stellen würden, was ich aus begreiflichen Gründen vermeiden wollte. Nach einigen Stunden kam Chores zurück und übergab mir ein Bündel schmieriger Rubelbanknoten, da Goldtscherwonzen nicht zu haben waren. Chores brachte mir vom Basar auch noch eine Neuigkeit mit, die mich sehr freudig überraschte. Er hatte sich entschlossen, mich zu begleiten, um seinen Schwager in Asred-Baschir zu besuchen. Gerne nahm ich dieses Anerbieten an.

Ich löste abends zwei Fahrkarten und bestieg mit Chores den Zug, der nach dem 805 Kilometer entfernten Tschardschui, der derzeitigen Hauptstadt Turkmenistans, fuhr. Der unglaublich billige Preis der russischen Eisenbahnen überraschte mich. Für die Fahrt nach Tschardschui — etwas weiter als Wien—Bregenz — bezahlte ich im Schnellzug 31 Rubel pro Fahrkarte, das sind etwa 40 Schilling, Schlafplatz und Teewasser inbegriffen. Den Dokumenten Steinschneiders vertrauend, beschloß ich, in Aschabad (As-cha-bad gesprochen), das nach den Kämpfen von 1920 in Poltoradsk, seither aber wieder auf Aschabad umgetauft worden war, die Reise zu unterbrechen.

Von dieser Oase nahmen jene Kämpfe ihren Ausgang, die durch ein volles Jahr ganz Südturkestan verwüsten sollten. In Eilmärschen zog damals der englische General Mallison, aus Persien kommend, mit regulären englischen Truppen und einigen indischen Regimentern den Aufständischen zu Hilfe. Mallison warf aber seine Truppen nach Westen, überschiffte das Kaspische Meer und besetzte die Ölquellen von Baku, die Aufständischen nur mit Lebensmitteln, Munition und Waffen versorgend.

Die Taschkenter Regierung, von dem Wahn befangen, daß es sich um einen kleinen lokalen Widerstand einiger reicher Turkmenenchane handelte, beauftragte einige Sowjetkommissäre, darunter den gefürchteten Poltoradsk, nach Aschabad zu fahren, die

Chane zu verhaften und die Angelegenheit in einigen Tagen zu liquidieren. Eine Anzahl Delegierter der verschiedenen Turkmenenstämme und der ansässigen Russen hatte sich unbewaffnet auf dem Bahnsteig eingefunden, um mit den Abgesandten zu verhandeln. Poltoradsk erklärte, daß er mit Meuterern und Konterrevolutionären nicht verhandle. Als nun die Aschabader erwiderten, daß sie den Kommissären das Betreten der Stadt nicht gestatten würden, warf Poltoradsk in die Masse der Unbewaffneten eine Handgranate, wodurch sechzehn Personen getötet wurden. Eine halbe Stunde später war der Zug umzingelt, die Kommissäre wurden nebst ihrer militärischen Bedeckung niedergemacht. Diese unbesonnene Handlungsweise des Poltoradsk kostete im Verlaufe der späteren Kämpfe 64.000 Menschen das Leben. Als Turkmenistan autonom wurde, war es die erste Handlung der neuen Regierung, den verhaßten Namen auszumerzen und die Stadt (die Russen hatten sie nach dem Kommissär Poltoradsk benannt) wieder in Aschabad umzutaufen.

Heute ist Aschabad die zweitgrößte Stadt Turkmenistans mit etwa 80.000 Einwohnern und berühmt wegen ihrer herrlichen Turkmenenteppiche und ihrer süßen Melonen. Den Mittelpunkt der Oase bilden die von hohen Lehmmauern umgebene Festung, die das Stadtbild beherrscht, und der in Trümmern liegende, einst aber mit wundervollen Mosaikarbeiten versehene Palast des Turkmenenchans Schir-Ali. Nach zweitägigem Aufenthalt im Hotel „Swerdlow", das eine Dependance des Hotels „Paris" in Enseli hätte sein können, da es womöglich noch schmutziger und noch verfallener als dieses war, setzten wir unsere Fahrt nach Osten fort.

Die meisten der Kischlaks (Dörfer) in den Oasen neben der Bahnlinie bestanden nur mehr aus zusammengeschossenen Lehmhaufen, da sich hier die Turkmenen gegen die Rote Armee bis zum letzten Mann gewehrt hatten. Bei Lüftabad kommt die Bahn bis auf wenige Kilometer an die persische Grenze heran, die durch die steil abfallenden Felswände der Ausläufer des Alla-Dagh, Kopet-Dagh und des Kuh-i-Mirabi gebildet wird. Von Zeit zu Zeit sieht man auf den Bergen sowohl die Flagge mit dem Sowjetstern als auch die mit den persischen Löwen. Von Duschak fährt



Abb. 8. In Merw muß man nach einem Regenguß im Herbst an den Häusern entlang kriechen, sonst kann man inmitten der Straße ertrinken.



Abb. 9. Turkestan-Melonen sind in aller Welt berühmt. Am berühmtesten aber sind die von Merw.

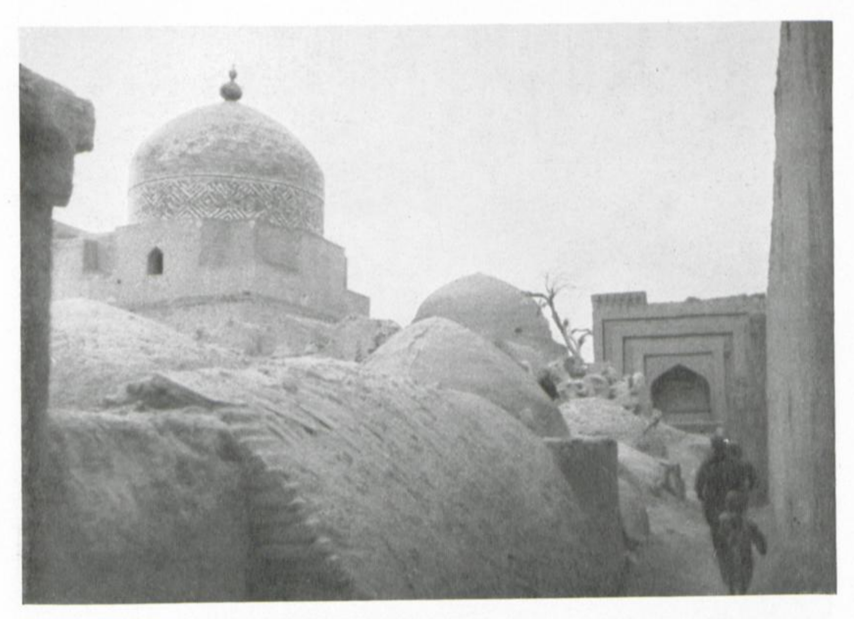


Abb. 10. Die uralte Dschuma-Moschee in Chiwa; sie enthält 213 Betsäle.



Abb. 11. 1924 brach in Chiwa ein Aufstand aus. Sowjetmilitär nach der Besetzung der Stadt.



Abb. 12. Die Kamele werden vor dem Aufbruch der Karawane ausgiebig getränkt.

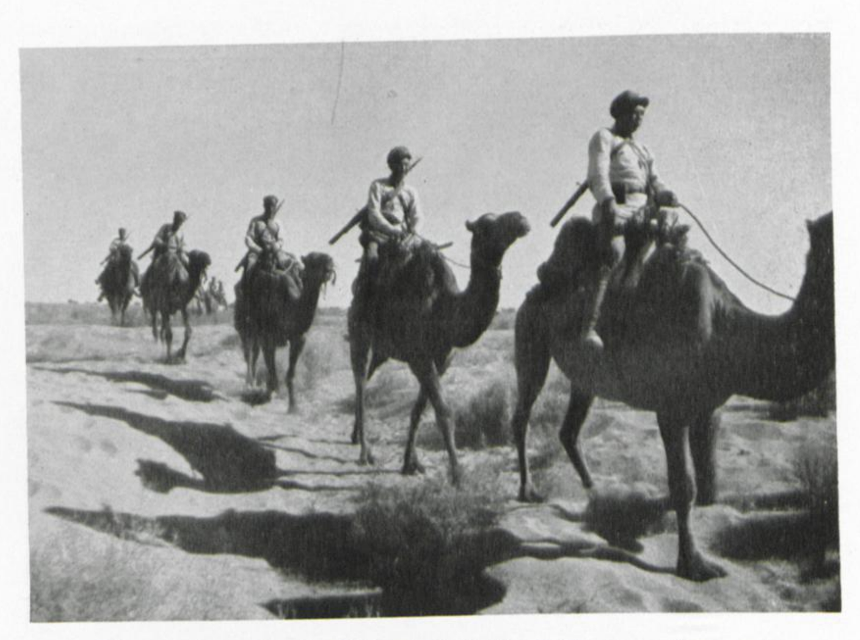


Abb. 13. Die Vorhut der Wüstenpolizei nähert sich unserer Karawane.



Abb. 14. Unter dem Schutze der Wüstenpolizei reite ich durch die unermeßliche Wüste Kara-Kum.

Abb. 15. Der Kommandant der Wüstenpolizei fragt unseren Führer über das Ziel und den Zweck der Karawane aus.

Abb. 16. Der Zauberer der Kirgisen beschwört die bösen Geister, damit ich bald gesund werde.

Abb. 17. Während unser Dampfer an einer kleinen Insel im Amu-Darja vorbeifährt, ziehen gerade russische Fischer ihre Beute ans Land.

Abb. 18. Turkmenische Baumwollpflückerin in Tschardschui.



Abb. 19. Der Sitte gemäß bringt der jüngste Sohn des Stammesoberhauptes den ersten Baumwollzweig in den Aul.



Abb. 20. Baumwolle lagert am Ufer des Amu-Darja unter freiem Himmel.

Abb. 21. Der Abschluß der Baumwollernte wird festlich begangen.

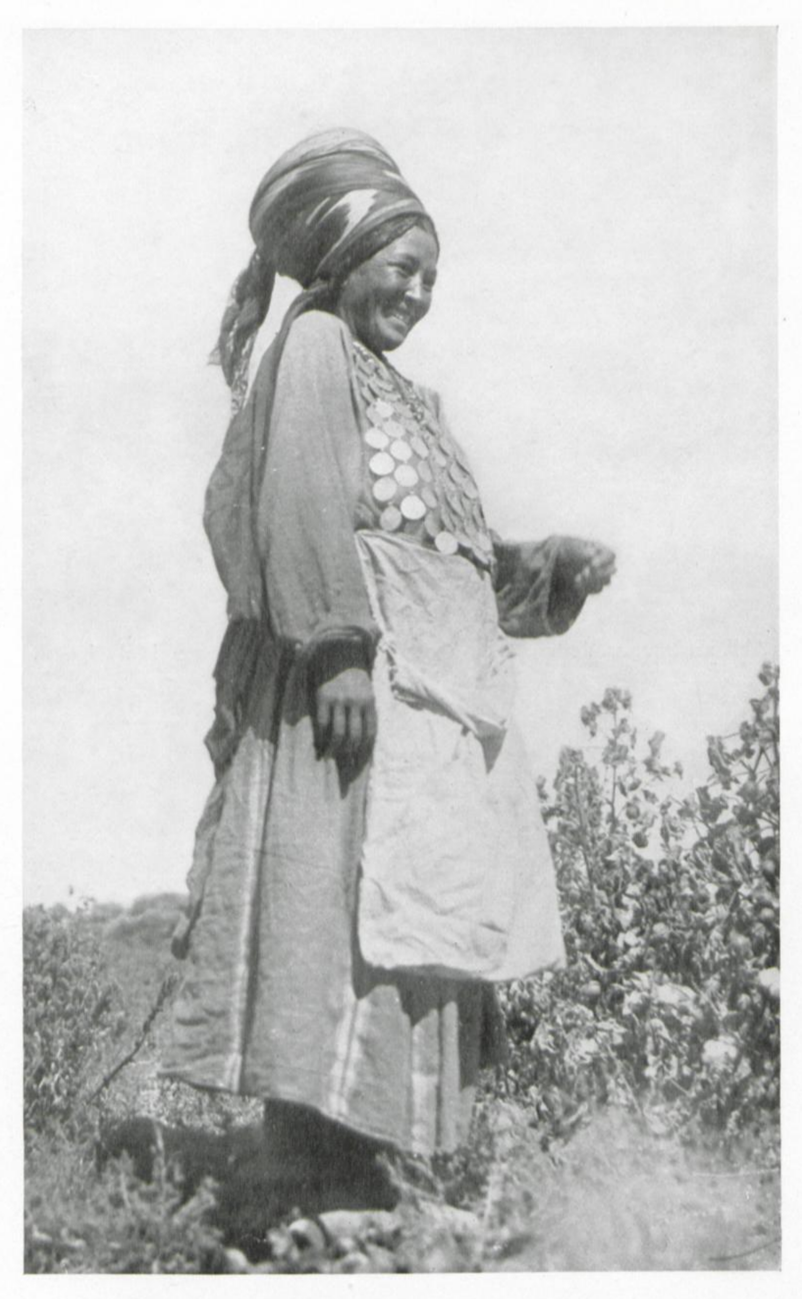


Abb. 22. Nija Karban Neppes, angeblich der letzte lebende Nachkomme der Timuriden.

der Zug 537 Kilometer durch die Kara-Kum (Wüste des Schwarzen Sandes), deren Name aber eine Fehlbezeichnung ist, denn die Farbe des Wüstensandes wechselt zwischen hellgelb und graubraun. Nur zwei Oasen gibt es auf dieser langen Strecke.

Nach fünfstündiger Fahrt hielt der Zug in der Oase Merw (Abb. 8 u. 9), die ähnlich wie die von Tedschen durch die zahlreichen Arme eines Flusses mit Wasser versorgt wird. Der Murghab kommt aus dem Bend-i-Turkestani in Afghanistan, vereinigt sich bei Pende mit dem Kuschkaflüßchen und verschwindet so wie der Tedschen (Heri-Rud) hinter Merw in der Kara-Kum.

Im Jahre 1916 hatte ich von hier aus meine Flucht aus Turkestan angetreten, die mich durch einen Teil Nordafghanistans und durch ganz Persien führen sollte. Mit bewegten Gefühlen sah ich den Bahnhof wieder und dachte an den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt. Damals wollte ich das Land heimlich verlassen und diesmal war ich ebenso heimlich hereingekommen. Während ich noch in Gedanken versunken dastand, tauchte plötzlich ein turkmenischer Gendarm vor mir auf und verlangte meine Ausweispapiere. Zum erstenmal, seit ich am Ufer des Atrek turkestanischen Boden betreten hatte, wurde ich zur Legitimierung aufgefordert, und nun sollte es sich erweisen, ob des Freundes Dokumente hieb- und stichfest waren. Mit einigem Herzklopfen zog ich die Papiere heraus und hielt sie dem Gendarmen hin. Nach gründlicher Überprüfung gab er sie mir mit Dank zurück, und der Stein, der mir vom Herzen fiel, war, bildlich gesprochen, sicher nicht kleiner als das von Afghanistans Grenzen rosarot herüberleuchtende Bergmassiv des Parapamis.

Die Oase ist rings von der wasserlosen Kara-Kum umgeben und war so durch Jahrhunderte eine uneinnehmbare Festung. Obwohl die Turkmenen durch ihre Raubüberfälle die Rache der Perser, Afghanen, Bucharen und Chiwaner herausforderten, gelang es nur selten einem den Turkmenen feindlichen Heere, Merw zu erreichen. Der Sand der Wüste hielt sie besser ab als alle Festungswerke.

1859 kam es zum ersten Kampf zwischen Russen und Turkmenen an der Ostküste des Kaspischen Meeres. Immer wieder wurden die Russen zurückgeschlagen, und volle fünfundzwanzig

Jahre dauerte der Kampf um Merw, der erst 1884 endgültig zugunsten der Russen entschieden wurde.

Während meines Aufenthaltes in Merw wollte ich ein Stück in die Kara-Kum eindringen und hatte mich zu diesem Zwecke einer Karawane angeschlossen, die nach Chiwa ging. Bis zu dem Brunnen Kojun-Kuju wollte ich mitreiten und dort auf eine Karawane warten, die in entgegengesetzter Richtung kam, um so nach Merw zurückzugelangen.

Am frühen Morgen verließen wir Merw. Langsam und gemächlich setzten die Kamele ihre Hufe in den schlammigen Morast des Versickerungsgebietes des Flusses, der hier vor seinem Verschwinden im Frühjahr und Herbst das Land überflutet und es damit zu einer der ärgsten Malariabrutstätten Turkestans macht. Die Glöckchen der Kamele bimmelten in der dünnen Morgenluft und erzeugten so jene wundersame Musik, ohne die eine Karawane nicht denkbar ist.

Nach dem Verlassen des Sumpfgebietes beginnen die Sanddünen, die vorerst noch hie und da von gelbgrünem Steppengras unterbrochen werden, mit zunehmender Entfernung vom Wasser aber bald ganz verschwinden. Der Sand flimmert im Sonnenlicht, als ob er mit dünnen Glimmerplättchen durchsetzt wäre. In Wirklichkeit aber sind es Salzkristalle, die oft so zahlreich werden, daß die Landschaft an die persischen Schotts (Salzseen) erinnert.

Wir zogen auf einer der ältesten Karawanenstraßen Asiens dahin, auf der schon Alexanders Heerscharen, aus Chiwa kommend (Abb. 10 u. 11), ihren unaufhaltsamen Weg nach Indien gewandert waren. Unsere erste Nachtrast hielten wir inmitten der Wüste. Aus den Warenballen der Kamellasten entstanden im Nu einige Wände als Windschutz. Aus mitgebrachtem Holz flackerten allseits Feuer auf, und bald ging die Piala (Teeschale) mit grünem indischem Tee im Kreise herum, und der Tschilim wanderte von Mund zu Mund. Der Karawanenführer, der seit achtundzwanzig Jahren, Sommer und Winter, durch die Wüste zog, erzählte von seinen Erlebnissen, und während er noch den Kampf mit Wüstenräubern anschaulich schilderte, verglomm ein

Feuer nach dem anderen. Wir rollten uns in die Decken, und bald hörte man nur noch das Schnauben einiger unruhiger Kamele.

Ich lag noch lange wach und starrte zu dem wolkenlosen Himmel hinauf, der vom Glanze unzähliger Sterne erleuchtet war. Von Mitte April bis Ende Oktober ist der Himmel über Turkestan rein und klar. Wolken oder gar Regen gibt es in diesem halben Jahre nicht, so daß jede Reise und jeder Ausflug schon monatelang vorher bestimmt werden kann, ohne daß man fürchten muß, das Wetter könnte einen Strich durch die Rechnung machen.

Die alten, erfahrenen Karawanenleute, mit denen ich diesmal reiste, verstehen es meisterhaft, ihre Kamele abends schnell abzupacken und am Morgen mit ebensolcher zauberhafter Geschwindigkeit wieder marschbereit zu machen (Abb. 12). Als mich unser Karawanenführer Jultschi Tscholbaijew bei Sonnenaufgang weckte, waren die Tiere schon gesattelt und bepackt. Schnell trank ich meinen Tee, kaute etwas „Kischmisch" (getrocknete Weintrauben) dazu, die den Zucker ersetzen mußten, und rollte meine „Koschma" (Filzdecke) zusammen. Dann setzte ich mich in den Sattel meines Reitkamels und bald hatte mich der Gang des Tieres wieder in den Schlaf gewiegt, aus dem ich nur erwachte, wenn ich hinunterzufallen drohte.

Nach Eintritt der Dunkelheit erreichten wir den Brunnen Scheich-Mansur, wo wir unser zweites Lager in der Kara-Kum aufschlugen. Am frühen Morgen weckte mich das Getrampel vieler Kamele, und ich fuhr erschreckt auf, da ich glaubte, unsere Karawane sei bereits im Abmarsch begriffen und die Leute hätten mich vergessen. In Wirklichkeit aber war eine Kirgisenkarawane aus Gurli-Tugai auf dem Weg nach Aschabad beim Brunnen eingetroffen, die bereits sechsunddreißig Stunden unterwegs war und an Wassermangel litt. Aufgeregt drängten sich die erschöpften Tiere um den Brunnen.

Die Kirgisen beschlossen, bis zum nächsten Morgen am Brunnen zu rasten und gingen daran, ihren Kamelen und Pferden die Lasten und Sättel abzunehmen. Dicht neben mir hob einer der Reiter seinem Pferdchen den unförmigen Holzsattel vom Rücken, und als er auch noch die Filzdecke wegnahm, erschrak ich über die furcht-

baren blutenden Wunden, die unter der Satteldecke zum Vorschein kamen. Schon wollte ich dem Kirgisen Vorwürfe machen, daß er sein Pferd so zurichte, als ich sah, daß die vermeintlichen Wunden dünne, rohe Fleischstücke waren, die der Mann zum Schutze einiger Druckstellen unter den Sattel gelegt hatte. Auf meine Frage erfuhr ich, daß die Kirgisen und Tataren auf diese Art Druckwunden von Reittieren bereits im Entstehen heilen. Da der Mann seinem Pferd den Sattel nicht für längere Zeit abnehmen konnte, hatte er unterwegs eine Gazelle geschossen und das frische Fleisch aufgelegt. Aus dieser Übung ist vielleicht auch die in unseren Schulbüchern enthaltene Legende zu erklären, daß die aus Asien eingebrochenen Hunnen sich ihr Fleisch unter dem Sattel mürbegeritten hätten.

4. DURCH DIE KARA-KUM NACH SAMARKAND.

Der weitere Teil des Weges bis zum Brunnen Kojun-Kuju gestaltete sich überaus beschwerlich, da dieser Teil der Wüste von Sanddünen gebildet wird, die Höhen bis zu dreißig Metern und mehr erreichen und deren Ersteigen für die Kamele überaus mühsam ist. Fast bis zu den Knien ihrer langen Beine sanken die Tiere in dem feinen Sand ein. Ich stieg deshalb ab, um meinem Kamel die Last und damit das Vorwärtskommen zu erleichtern, gab es aber bald wieder auf, durch den glühendheißen Sand zu stapfen, da ich sonst unfehlbar hätte hinter der Karawane zurückbleiben müssen, was, falls man mein Verschwinden nicht bemerkt hätte, dem Tode durch Verdursten gleichgekommen wäre.

Kaum saß ich wieder im Sattel, sah ich in einiger Entfernung von uns eine lange Staub- und Sandwolke auftauchen, die langsam näherkam. Bald konnte ich auch Einzelheiten ausnehmen. Es waren etwa hundert Kamele, von denen jedes zweite einen Reiter trug (Abb. 13 u. 14). Kamele ohne Lasten waren in der Wüste etwas so Seltsames, daß ich den vor mir reitenden Karawanbaschi fragte, ob das die so oft zitierten Wüstenräuber seien, und mich schon insgeheim auf ein aufregendes Abenteuer freute. Die Reiter waren aber das genaue Gegenteil von dem, was ich vermutete, nämlich Kamelreiter der Wüstenpolizei, die bald ihre Tiere bei uns anhielten.

Während sie unseren Karawanbaschi über das Woher und Wohin ausfragten (Abb. 15) und dessen Dokumente studierten, hatte ich Gelegenheit, die Reiter zu betrachten. Es waren durchwegs junge Burschen von prächtiger Gestalt und kühnen Gesichtszügen, in leichtes, hellbraunes Khaki gekleidet, die Tellermütze mit dem großen Sowjetstern verwegen aus der Stirne geschoben. Alle, auch der Kommandant, waren vom Stamme der Sarikturkmenen,

der wegen seines schönen Menschenschlages in Turkestan berühmt ist. Mausergewehre und ebensolche schwere Pistolen waren nebst den Stielhandgranaten, die jeder von ihnen am Gürtel hängen hatte, die gebräuchliche Bewaffnung. Einige der Lastkamele trugen leichte Maschinengewehre, während andere die Wasserschläuche und Zeltausrüstungen aufgepackt hatten.

Ich ließ mich mit den Leuten in ein Gespräch ein, und als ich ihnen zusicherte, daß ich von den photographischen Aufnahmen, die ich von ihnen gemacht hatte, eine kleine Anzahl für sie nach Tschardschui schicken werde, waren wir Freunde geworden, worauf sie mich einluden, die Reise mit ihnen zu machen. Ihr Weg führte sie zum Brunnen Jantakly und von dort nach Kabakly am unteren Amu-Darja. Ich hatte Zeit genug zur Verfügung, und eine Gelegenheit, so sicher zu reisen, ergab sich wohl kaum so schnell wieder, weshalb ich die Einladung gerne annahm. Schwierigkeiten zeigten sich nur bezüglich der Reittiere für Chores und mich. Doch auch hier wußten die Sarikpolizisten Rat, indem sie sich bereit erklärten, uns zwei ihrer Reservekamele zu überlassen.

Ich bezahlte also den Karawanenführer für die zwei Tiere, die uns bis hieher gebracht hatten, mein weniges Gepäck wurde den neuen Kamelen aufgepackt, und nach oftmaligem herzlichem „Insch-Allah“ verabschiedete ich mich von meinen bisherigen Begleitern, die bald in der Ferne entschwanden.

Die Reittiere der Wüstenpolizei waren vorzüglich ausgewählt, und ich bin weder vorher noch nachher auf einem so ruhigen und trittsicheren Tier geritten, als es das geliehene war. In der ersten halben Stunde störte mich etwas ungemein, ohne daß ich auf die Ursache kommen konnte. Es fehlte mir etwas, ohne daß ich wußte was. Erst später kam ich darauf, daß die Kamele ohne Glöckchen waren. Das melodische Klingeln der Schellen lag mir so fest in den Ohren, daß ich es zunächst schmerzlich vermißte. Die Wüstenpolizei reitet ohne sie, um sich nicht schon lange, bevor sie in Sicht kommt, zu verraten. Denn durch den Wind und die dünne Luft sind die Glöckchen auf weite Entfernungen in der Wüste zu hören.

Nur einer war mit der Änderung meiner Reise nicht einverstanden. Das war Chores, der die Sarik als Anhänger und Werk-

jaiew, der mir aber keine Aufklärung geben konnte, da er noch nie eine Kirgisenkarawane im Sandsturm gesehen hatte.

Am Nachmittag erreichten wir endlich den Brunnen, dessen Wasser aber derart mit Sand durchsetzt und so stark salzig war, daß wir nur die Kamele tränken konnten, selbst aber auf den Genuß von frischem Wasser verzichten mußten. Das in den Schafschläuchen mitgeführte Wasser war schon einige Tage alt und während der ganzen Zeit der grellen Sonne ausgesetzt gewesen, dazu kam noch, daß es den Geruch des nur schlecht gegerbten Schafleders angenommen hatte, salzig war, und infolge dieser Umstände zum Erbrechen reizte, wenn man nur einen Schluck davon in den Mund nahm. Aus diesen Gründen entschloß sich Sahiejaiew, nicht nach dem ursprünglichen Ziel, Kabakly, im Nordosten der Kara-Kum am Amu, zu ziehen, da er befürchtete, daß sämtliche Brunnen unterwegs durch den Sandsturm unbrauchbar geworden seien, sondern sofort in östlicher Richtung nach Ildschik zu reiten, um früher Trinkwasser anzutreffen. Obwohl die Kamele und auch wir einer längeren Rast bedurft hätten, wurde sofort wieder aufgebrochen. Nachts wurde die Temperatur halbwegs erträglich, was auch das Durstgefühl milderte. Müde und verbraucht hockte ich auf meinem Kamel und schlief von Zeit zu Zeit einige Minuten während des Reitens. Sahiejaiew ließ auch dann noch nicht halten, als der glühend rote Sonnenball über den Rand der Wüste emporstieg. Wir waren die ganze Nacht durchgeritten und hatten nur einmal eine einstündige Rast eingeschoben, wobei wir unser letztes Wasser für einen Tee verwendeten. Wenn wir bis Sonnenuntergang den Amu nicht erreichten, mußten wir wohl alle zugrunde gehen.

Dieser Tag war der furchtbarste, den ich je im Leben mitzumachen hatte. Der Gaumen und die Zunge waren schon so ausgetrocknet und speichellos, daß selbst der ständig im Munde geführte Kieselstein keine Spur von Feuchtigkeit mehr hervorlocken konnte. Nach einigen Stunden wurde mir schwarz vor den Augen, ich begann plötzlich im Sattel hin und her zu taumeln, wollte mich festhalten und stürzte zu Boden, dann wußte ich nichts mehr.

Als ich wieder zu mir kam, war ich patschnaß und hörte

Darja überschreitet, versäumt es, solche Kiesel mitzunehmen, teils um den eigenen Vorrat zu ergänzen, teils um damit Karawanen in der Wüste zu beschenken, deren Weg nicht zum Amu führt und die über solche Gaben sehr erfreut sind.

Gegen Abend erhob sich ein leichter Wind, der sehr viel Sandstaub mit sich führte und das Reiten zur Qual machte, da er im Nu Augen, Mund und Nase verklebte. Der Wind wurde immer heftiger und die von ihm mitgeführten Sandmassen immer gröber. Wir waren in einen richtigen Burjan geraten, wie ich einen solchen neun Jahre vorher in Utsch-adschi mitgemacht hatte. Bei diesem Wetter bestand keine Aussicht, den Brunnen Jandakly noch am gleichen Tage zu erreichen, so beschlossen die Soldaten, frühzeitig das Nachtlager aufzuschlagen. In großer Hast wurden den Kamelen die Sättel abgenommen und zu einem Windschutz aufgeschichtet. Da bei dem nunmehr herrschenden Sturm an ein Abkochen nicht zu denken war, hüllten wir uns in die Filzdecken und rollten uns dicht an die Körper der liegenden Kamele, um dort Schutz zu suchen. Als ich erwachte, heulte der Sturm noch immer, und die Decke lastete mit ungeheurer Schwere auf mir. Ich versuchte, mir etwas Luft zu machen, und rollte mich einige Schritte zur Seite, wobei sich die Decke öffnete. Als ich herauskroch, sah ich, daß die mir zunächst liegenden Reiter mit einer etwa zehn Zentimeter dicken Sandschichte bedeckt waren. Nun verstand ich auch den Druck, der auf mir gelastet hatte. Rasch kroch ich wieder unter meine Decke und zu meinem Kamel.

Erst gegen zehn Uhr vormittags ließ der Burjan nach. Allmählich schüttelte einer nach dem anderen den Sand von sich, und bald flackerten einige Feuer auf. Die großen Teekessel wurden aufgestellt, und mit Behagen schlürften wir das heiße Getränk. Trotz eifriger Reinigungsversuche gelang es mir erst acht Tage später durch ein Bad im Amu, den Sand vom Körper zu bringen. Unerklärlich blieb mir, was die Kirgisen in einem solchen Sturm mit ihren Eseln und Pferden beginnen. Die Kamele verstehen es meisterhaft, sich so in die Richtung des Sturmes zu legen, daß ihr Kopf möglichst geschützt ist, nicht aber die Esel und Pferde, die durch den auffliegenden Sand scheu werden. Ich fragte Sahie-

jaiew, der mir aber keine Aufklärung geben konnte, da er noch nie eine Kirgisenkarawane im Sandsturm gesehen hatte.

Am Nachmittag erreichten wir endlich den Brunnen, dessen Wasser aber derart mit Sand durchsetzt und so stark salzig war, daß wir nur die Kamele tränken konnten, selbst aber auf den Genuß von frischem Wasser verzichten mußten. Das in den Schafschläuchen mitgeführte Wasser war schon einige Tage alt und während der ganzen Zeit der grellen Sonne ausgesetzt gewesen, dazu kam noch, daß es den Geruch des nur schlecht gegerbten Schafleders angenommen hatte, salzig war, und infolge dieser Umstände zum Erbrechen reizte, wenn man nur einen Schluck davon in den Mund nahm. Aus diesen Gründen entschloß sich Sahiejaiew, nicht nach dem ursprünglichen Ziel, Kabakly, im Nordosten der Kara-Kum am Amu, zu ziehen, da er befürchtete, daß sämtliche Brunnen unterwegs durch den Sandsturm unbrauchbar geworden seien, sondern sofort in östlicher Richtung nach Ildschik zu reiten, um früher Trinkwasser anzutreffen. Obwohl die Kamele und auch wir einer längeren Rast bedurft hätten, wurde sofort wieder aufgebrochen. Nachts wurde die Temperatur halbwegs erträglich, was auch das Durstgefühl milderte. Müde und verbraucht hockte ich auf meinem Kamel und schlief von Zeit zu Zeit einige Minuten während des Reitens. Sahiejaiew ließ auch dann noch nicht halten, als der glühend rote Sonnenball über den Rand der Wüste emporstieg. Wir waren die ganze Nacht durchgeritten und hatten nur einmal eine einstündige Rast eingeschoben, wobei wir unser letztes Wasser für einen Tee verwendeten. Wenn wir bis Sonnenuntergang den Amu nicht erreichten, mußten wir wohl alle zugrunde gehen.

Dieser Tag war der furchtbarste, den ich je im Leben mitzumachen hatte. Der Gaumen und die Zunge waren schon so ausgetrocknet und speichellos, daß selbst der ständig im Munde geführte Kieselstein keine Spur von Feuchtigkeit mehr hervorlocken konnte. Nach einigen Stunden wurde mir schwarz vor den Augen, ich begann plötzlich im Sattel hin und her zu taumeln, wollte mich festhalten und stürzte zu Boden, dann wußte ich nichts mehr.

Als ich wieder zu mir kam, war ich patschnaß und hörte

Stimmen vieler Menschen. Ich schlug die Augen auf, mein Blick fiel auf Chores und zahlreiche Kirgisen. Wenige Meter von meinem Kamisch(Schilf)lager entfernt wälzte ein breiter Strom seine lehmgelben Fluten nach Norden. Ich lag am Ufer des Amu-Darja, bis zu welchem mich die Sariks gebracht hatten. Sie selbst waren schon längst wieder unterwegs nach dem einige Tagereisen flußabwärts gelegenen Kabakly.

Vier Tage blieb ich in den Schilfzelten der Kirgisen, wirtschaftete mir eine ganze Anzahl Läuse und eine ausgewachsene Malaria ein, die erst einige Tage später zum Ausbruch kam. Kanadi hätte mein Tun mit wohlgefälligen Worten anerkannt, ich trank nämlich bereits das Wasser des Flusses, ohne es vorher abzukochen, und konnte nicht genug der lehmigen Brühe in mich hineingießen, so sehr schmeckte mir das salzfreie Flußwasser. Solange ich krank war, hatten mich die Kirgisen durch ihren Zauberer (Abb. 16) behandeln lassen, der mich andauernd mit Wasser begoß, um mich herumsprang und mit wilden Beschwörungen die Geister aus meinem Körper vertrieb, wobei er seine Zaubertrommel mit großer Ausdauer bearbeitete.

Am fünften Tag landete endlich der Dampfer, der uns aufnahm und nach Tschardschui brachte. Unterwegs sahen wir russische Fischer, ihre Beute ans Ufer ziehend (Abb. 17). Chores bemerkte nicht ohne Bosheit, daß ich das gleiche Ziel weit billiger und bequemer hätte erreichen können, wenn ich von Merw aus mit der Bahn gefahren wäre. Nur ganz langsam konnte der alte Kasten gegen die Strömung ankämpfen, die weniger wegen des raschen Laufes als wegen des mitgeführten Sandes starken Widerstand leistet. Bei Deinau am linken Ufer konnten wir gar nicht anlegen, da der Fluß, seit der Dampfer das letztemal hier gewesen war, viel Sand am Ufer abgelagert hatte, so daß die an Land gehenden Kirgisen ausgebootet werden mußten. Erst am nächsten Tag, nach Umschiffung zahlreicher Inseln, erreichten wir Chodscha-Kala, die erste bucharische Grenzfestung an diesem Teil des Amu-Darja.

Der Amu ist hier ungefähr zwei Kilometer breit, verbreitert sich aber vor Tschardschui auf etwa dreieinhalb Kilometer. Wegen

der Überschwemmungsgefahr ist Chodscha-Kala einige Kilometer landeinwärts auf einem Hügel erbaut und zahlreiche Kanäle aus dem Amu bewässern das Land rund um den etwa hundert Einwohner zählenden Ort. Wegen der wandernden Sandbänke weigerte sich der Kapitän, die Nacht durchzufahren, und ließ gegenüber der Festung Anker werfen.

Bei Sonnenaufgang setzte unser Dampfer die Fahrt wieder fort. An zahlreichen burgähnlichen, jedoch gänzlich verfallenen Bauten, welche die Bucharen zum Schutze gegen die Turkmenen errichtet hatten, vorüber, fuhren wir durch trostlos ödes Wüstengebiet. Gegen Mittag tauchten die ersten Pflanzungen auf, und am späten Nachmittag legten wir an der schmalsten Stelle des Flusses, unweit der 1820 Meter langen Stahlbrücke in Tschardschui an.

Die Stadt selbst liegt etwa fünf Kilometer vom Amu-Darja entfernt. Ich meldete mich am Ufer beim Toksaba (Zoll- und Flußbeamter) und bat um die Beistellung einer Arba zur Fahrt nach der Stadt. Zunächst wollte er meine „Bumaga“ sehen, die ich ihm, gestützt auf meine gute Erfahrung in Merw, auch vorwies. Doch der mächtige Mann erklärte, daß ihm diese absolut nicht genügten. Um mich in Turkmenistan aufhalten zu können, müßte ich die Erlaubnis des Sowjets von Tschardschui haben, anders dürfe er mich nicht an Land gehen lassen. Er wollte auch nicht begreifen, daß ich ja gerade zur Beschaffung dieses Papieres nach Tschardschui gekommen war. Erst als ich mich bereit erklärte, mein Gepäck und Chores bei ihm zurückzulassen, erhielt ich die Bewilligung, nach der Stadt zu reiten, zu welchem Zweck er mir sogar eines seiner Pferde borgte.

B Hozgnoy

5. IN DER HÖHLE DES LÖWEN.

Im Hause des reichen Teehändlers Arghamanow, der beim Aufstand von 1919 gefallen war, hatte der Sowjet seine Kanzleien untergebracht. Eine große rote Fahne beim Eingang und eine Tafel, die in fünf Sprachen, darunter auch deutsch, die Proletarier aller Länder aufforderte, sich zu vereinigen, ließen das Haus sofort als Amtsgebäude erkennen.

Es war nicht leicht, zum obersten Kommissär, dem Genossen Uranjaiw, vorzudringen. Die Herren Beamten, fast durchwegs Turkmenen, wollten nicht einsehen, was ein Europäer, der noch dazu weder Uniform noch Revolver trug, von ihrem Chef wollte. Erst als ich ihnen geheimnisvoll ins Ohr flüsterte, daß es sich um ein großes „Sekret“ (Geheimnis) handle, wurde ich bei dem allmächtigen Herrn angemeldet.

Er empfing mich Tee trinkend und Wasserpfeife rauchend, wies auf einen Stuhl, wo ich ohne weiteres Platz nahm und ihm sofort ungefähr folgendes erzählte:

„Genosse Uranjaiw! In den Bergen der Grenzgebiete von Turkmenistan gibt es sicherlich zahlreiche ungehobene Schätze. Ich meine nicht solche, welche die früheren Burschuis (Kapitalisten) dort vergraben haben, sondern Erze, Kohle oder Salz. Obwohl ich Geologe bin, habe ich bisher im Interesse der Sowjets als Techniker in Kisil-Arwat gearbeitet. Nun bin ich zur Erkenntnis gekommen, daß ich den Sowjets mehr nützen könnte, wenn ich diese Lagerstätten aufsuche und erschließen helfe. Das kann ich aber nur, wenn ich von Ihnen Vollmachten habe, die mir erlauben, das Land dort zu durchreisen, wo ich solche Reichtümer vermute. Wenn Sie mir die notwendigen Papiere, Reittiere und eine entsprechende Ausrüstung zur Verfügung stellen, bin ich bereit, ausschließlich für den Sowjet von Turkmenistan zu arbeiten und

Ihnen die Fundstätten bekanntzugeben, ohne auf irgendeine Belohnung Anspruch zu erheben."

„Towarisch Steinschneider, es freut mich, daß Sie sich dieser Mühe unterziehen wollen. Ich allein kann aber nicht entscheiden und werde deshalb eine Sitzung einberufen. Im Laufe der nächsten Woche werde ich Ihnen Bescheid zukommen lassen."

„Towarisch Uranjaiw, was Sie da sagen, ist sehr schön, aber der Toksaba wollte mich erst gar nicht in die Stadt gehen lassen, da er meine Papiere, die vom Kisil-Arwater Stadtsowjet ausgestellt sind, nicht anerkennen will. Ich muß Sie also bitten, mir eine Aufenthaltsbewilligung auszustellen."

„Och, kakoj Durak, eto Toksaba! (Was für ein Dummkopf ist doch dieser Toksaba!) Natürlich bekommen Sie sofort die notwendige Bumaga. Bitte sich nur einige Minuten zu gedulden."

Ich atmete auf, offenbar ging alles nach Wunsch. Es dauerte auch wirklich nur einige Minuten, bis ich meinen Aufenthaltsschein für Tschardschui in der Tasche hatte, dann eilte ich in die nächste „Stolowaja" (Gasthaus), um etwas Warmes zu essen. In der Nähe des Bahnhofes fand ich eine solche, an deren Tür ein Mann Zeitungen feilhielt. Ich kaufte mir die neueste Nummer der in russischer Sprache erscheinenden „Aschabader Schisnj", trat ein und ließ mir einige Spieße Schaschlik braten. Inzwischen las ich die Zeitung, die mir beinahe vor Schreck aus den Händen fiel, als ich las, daß in Kisil-Arwat der „Udarnik" (Stoßtrupparbeiter) Steinschneider von dem gerissenen Riemen einer Transmission niedergeschlagen und schwer verletzt worden sei.

Zumeist bringen die Zeitungen nur politische und wirtschaftliche Nachrichten, da es sich aber hier um einen der Udarniki handelte, die — um eine Gegenüberstellung zu schaffen — etwa im Range eines Armeeoffiziers stehen, und so wie bei uns die Filmstars überall abgebildet werden, allerdings nur in den lokalen Zeitungen, hatte man die Nachricht vom Unglück meines Freundes gebracht.

Ich ließ den Schaschlik stehen, schwang mich auf mein Pferd und ritt so schnell ich konnte zum Ufer des Amu. Dort wies ich dem Toksaba meine Bumaga vor, erhielt die verlangte Arba und

mente, von denen aber nur wenige Seltenheitswert besitzen, da sie noch überall im Gebrauch sind. Ein „Kornoi", das etwa zweieinhalb Meter lang und unseren Alphörnern sehr ähnlich ist, würde bestimmt jedem westeuropäischen Museum zur Zierde gereichen, da es ganz aus kleinen Stücken von Kamelknochen zusammengesetzt und reich mit Silberbändern und Türkisen verziert ist. Dieses „Kornoi" ist so schwer, daß es drei Männer auf den Schultern halten müssen, während ein vierter Mann darauf bläst. Zahlreiche Trommeln — unseren Pauken ähnlich —, von denen bis zu zehn von einem Mann geschlagen werden, und einige hübsche alte „Surnois" (Klarinette) vervollständigten die Instrumentensammlung. In der Festung wird auch das bis zum Jahre 1920 in Gebrauch gewesene Gefängnis gezeigt, das nur für die bucharischen Untertanen bestimmt war, die der Gerichtsbarkeit des Beg unterstanden.

Ich kroch durch die einen halben Quadratmeter große Öffnung in das Innere des unter der Erde befindlichen Gefängnisses, das natürlich weder über eine Ventilations- noch Fensteröffnung verfügt. Beim Scheine der Fackel sah ich an den beiden gegenüberliegenden Wänden von etwa drei Meter Länge je sechs Hals- und Fußringe eingemauert, woraus hervorging, daß für jeden Gefangenen etwa ein Raum von fünfzig Zentimetern Breite zur Verfügung stand. In der Mitte der Zelle waren zwei Blöcke für je vier Gefangene in die Erde eingelassen, so daß bei eineinhalb Metern Höhe zwanzig Gefangene zusammen rund dreizehneinhalb Kubikmeter Raum zur Verfügung hatten. Solche Zellen gab es sieben. Im Jahre 1920 befreiten die Turkmenen, als sie den Beg vertrieben hatten, insgesamt 81 Gefangene, von denen manche sich nicht mehr ohne fremde Hilfe fortbewegen konnten, da sie in den Gefängnissen wegen der geringen Höhe nicht stehen, aber auch nicht liegen konnten, weil sie die Halsringe daran hinderten.

Unweit des Gefängnisses sah ich eine Turkmenin mit selten reichem Brustschmuck in einem Baumwollfeld arbeiten. Wie ich dann erfuhr, war das Nija Karban Neppes, angeblich der wirklich letzte Nachkomme Tamerlans (Abb. 22).

Ich ging wieder zum Bahnhof zurück und fragte Chores, ob er

kräftiges Viehfutter, werden aber auch zu Heizungszwecken verbraucht.

Viele hunderte Arben und lange Kamelkarawanen brachten die Rohbaumwolle in die Stadt, oder schleppten gepreßte Ballen nach dem Bahnhof und zu den Schiffen am Fluß. Der zweite Wirtschaftsplan der Sowjets, der „Pjatiletka" (Fünfjahresplan), hatte im Vorjahr eingesetzt, und große Flächen waren, allerdings meist auf Kosten der Getreideproduktion, neu mit Baumwolle bepflanzt worden, was sich im kommenden Jahr bitter rächen sollte, da großer Mangel an Getreide einsetzte.

Ich schlenderte nun nach dem Basar im Turkmenenviertel und setzte mich in eine Tschai-Chana. Früher bestand der einzige Schmuck dieser Teehäuser aus Bildern, die aus illustrierten Zeitschriften herausgeschnitten waren, oder aus aufgeklebten Bonbonpackungen. Jetzt überwiegen die Bilder Lenins, Chidiralieffs und die der örtlichen Kommissare der autonomen Gebiete. Die Vertreter ganz entgegengesetzter Weltanschauungen sieht man hier in bester Eintracht vereint. Über dem Eingang eines jeden öffentlichen Gebäudes flattert die rote Fahne, und kleine rote Fähnchen sieht man bei jeder Basarbude, weil der Eigentümer entweder wirklich Kommunist ist oder wenigstens als solcher gelten will. So kommt es, daß in einer Ecke zusammengerollt der Gebetteppich und auf ihm griffbereit der Koran liegt, während über diesen religiösen Insignien das rote Fähnchen steckt oder das Bild eines Sowjetführers hängt. Die Gottlosenbewegung in Innerrußland wird von Staats wegen gefördert und propagiert, in den autonomen Sowjetrepubliken Zentralasiens aber blieb die Religion der Mohammedaner bisher unangetastet und wird es noch lange Zeit bleiben, obwohl sich die Moskauer Emissäre die größte Mühe geben, auch hier zersetzend zu wirken. Namentlich in den neu ins Leben gerufenen Schulen wird die Jugend in diesem Sinne bearbeitet.

In der ehemaligen „Festung" des Beg ist nunmehr ein Museum untergebracht, das hauptsächlich alte Waffen, Papyrusrollen, Folterwerkzeuge und kommunistische Werbeplakate enthält. Das Interessante ist eine große Sammlung turkmenischer Musikinstru-

mente, von denen aber nur wenige Seltenheitswert besitzen, da sie noch überall im Gebrauch sind. Ein „Kornoi", das etwa zweieinhalb Meter lang und unseren Alphörnern sehr ähnlich ist, würde bestimmt jedem westeuropäischen Museum zur Zierde gereichen, da es ganz aus kleinen Stücken von Kamelknochen zusammengesetzt und reich mit Silberbändern und Türkisen verziert ist. Dieses „Kornoi" ist so schwer, daß es drei Männer auf den Schultern halten müssen, während ein vierter Mann darauf bläst. Zahlreiche Trommeln — unseren Pauken ähnlich —, von denen bis zu zehn von einem Mann geschlagen werden, und einige hübsche alte „Surnois" (Klarinette) vervollständigten die Instrumentensammlung. In der Festung wird auch das bis zum Jahre 1920 in Gebrauch gewesene Gefängnis gezeigt, das nur für die bucharischen Untertanen bestimmt war, die der Gerichtsbarkeit des Beg unterstanden.

Ich kroch durch die einen halben Quadratmeter große Öffnung in das Innere des unter der Erde befindlichen Gefängnisses, das natürlich weder über eine Ventilations- noch Fensteröffnung verfügt. Beim Scheine der Fackel sah ich an den beiden gegenüberliegenden Wänden von etwa drei Meter Länge je sechs Hals- und Fußringe eingemauert, woraus hervorging, daß für jeden Gefangenen etwa ein Raum von fünfzig Zentimetern Breite zur Verfügung stand. In der Mitte der Zelle waren zwei Blöcke für je vier Gefangene in die Erde eingelassen, so daß bei eineinhalb Metern Höhe zwanzig Gefangene zusammen rund dreizehneinhalb Kubikmeter Raum zur Verfügung hatten. Solche Zellen gab es sieben. Im Jahre 1920 befreiten die Turkmenen, als sie den Beg vertrieben hatten, insgesamt 81 Gefangene, von denen manche sich nicht mehr ohne fremde Hilfe fortbewegen konnten, da sie in den Gefängnissen wegen der geringen Höhe nicht stehen, aber auch nicht liegen konnten, weil sie die Halsringe daran hinderten.

Unweit des Gefängnisses sah ich eine Turkmenin mit selten reichem Brustschmuck in einem Baumwollfeld arbeiten. Wie ich dann erfuhr, war das Nija Karban Neppes, angeblich der wirklich letzte Nachkomme Tamerlans (Abb. 22).

Ich ging wieder zum Bahnhof zurück und fragte Chores, ob er

etwas Verdächtiges bemerkt hätte, was dieser verneinte. Nun löste ich zwei Fahrkarten bis Samarkand. Überzeugt davon, daß sich bei dem sprichwörtlichen Schlendrian der Sowjetbehörden ohnedies kein Mensch darum kümmern werde, weshalb der angebliche Geologe nicht mehr erschien, fuhr ich beruhigt ab. Nach fast vierzehnstündiger Fahrt erreichten wir über Kagan und Katta-Kurgan die von Tschardschui 371 Kilometer entfernte ehemalige Residenz Tamerlans und derzeitige Hauptstadt des Rätestaates Usbekistan. Die turkestanischen Züge kriechen unglaublich langsam durch die Wüste dahin; da die Schwellen einfach im Sande liegen und seit 1914 an dem Unterbau weder Erneuerungen noch Umbauten vorgenommen wurden, können die Züge nur mit größter Vorsicht die Gleise befahren, obwohl sie in fast schnurgerader Linie führen und Kurven so gut wie gar nicht vorhanden sind.

Vor vier Jahren hatte ich Samarkand verlassen und nie daran gedacht, jemals wieder hierher zurückzukehren. Seelenruhig fragte ich einen Bahnhofgendarmen, welches Hotel er mir empfehlen könne, da bei meinem letzten Aufenthalt hier alle Hotels nationalisiert (enteignet) waren und als Soldatenquartiere in Verwendung standen. Ohne nach meinem Paß zu fragen, empfahl er mir die „Gostiniza Swoboda" (Hotel Freiheit) am Abramowskij Bulwar.

Samarkand war für mich ein äußerst gefährlicher Boden, und ich mußte größte Vorsicht beobachten, um von meinen zahlreichen Bekannten aus früherer Zeit nicht gesehen und unabsichtlich verraten zu werden. Außerdem befanden sich noch einige ehemalige Kriegsgefangene hier, auf die ich mich wohl voll und ganz verlassen konnte, aber ein unvorsichtiges Wort konnte auch von dieser Seite zum Verräter werden. Ich beschloß deshalb, bis zum Eintritt der Dunkelheit in der Umgebung des Bahnhofes zu bleiben, der etwa fünf Kilometer von der eigentlichen Stadt entfernt ist, und schickte Chores mit dem Gepäck nach dem Hotel voraus. Ich selbst wanderte nach dem ehemaligen Sommerlager der Kosaken hinaus und setzte mich in einem kleinen Kischlak in eine Teebude. Erst als es dunkel wurde, ging ich zum Bahnhof zurück, nahm einen Iswostschik (Einspänner) und fuhr der Stadt zu.

Das Haus eines ehemals reichen bucharischen Juden war zum Hotel umgewandelt worden, das ein Armenier verwaltete und das für zentralasiatische Verhältnisse unter dem Regime der Sowjets gar nicht so schlecht eingerichtet war. Sympathisch war mir die Lage des Hotels, da schräg gegenüber, im Gebäude der ehemaligen Russisch-Asiatischen Bank, die Sowjetregierung von Usbekistan ihren Sitz hatte, so daß ich diese Behörde aufsuchen konnte, ohne durch die Stadt gehen zu müssen. Am nächsten Morgen wollte ich den Angriff auf die Vertrauensseligkeit der obersten Behörde Usbekistans wagen.

Während bis zum Vorjahre Taschkent — zur Zeit der Zarenherrschaft Sitz des Gouverneurs — die Hauptstadt ganz Turkestans war, ist seit der Sowjetverfassung von 1924/25 (die 1927 grundlegend geändert wurde) das Land in drei autonome Republiken geteilt worden, und zwar in Turkmenistan mit 443.600 Quadratkilometern und 1,174.000 Einwohnern, in Usbekistan mit 155.000 Quadratkilometern und 827.000 Einwohnern und in Tadschikistan mit 145.000 Quadratkilometern und 1,209.000 Einwohnern. Bei dieser Gelegenheit wurde das viel kleinere Samarkand zur Hauptstadt der Usbekenrepublik erklärt. Tadschikistan umfaßt den südöstlichen Teil Turkestans bis in das Pamirplateau, Nordturkestan wurde an die kirgisische Republik Kasakistan angeschlossen.

Es ist nun vielleicht an der Zeit, einige Worte über die derzeitige politische Atmosphäre in Russisch-Zentralasien zu sagen.

Der Versuch, Zentralasien zu bolschewisieren, gehört sicherlich zu den interessantesten Vorgängen in der Weltgeschichte der letzten achtzehn Jahre. Das Mißtrauen, das Sowjetrußland von Seiten Englands in der letzten Zeit entgegengebracht wird, ist leicht erklärlich, da England seine Herrschaft in Indien und Belutschistan bedroht fühlt. Während die Russen unter den Romanows sich auf die Ausbreitung ihres wirtschaftlichen Einflusses beschränkten, versuchen die Sowjets, Englands Oberhoheit in Asien von der nationalen und sozialen Seite her zu untergraben. Nur aus diesem Grunde wurde den asiatischen Völkern eine gewisse Selbständigkeit und Autonomie zuerkannt, um bei den Volks-

und Glaubensgenossen jenseits der Grenzen darauf hinweisen zu können, daß die Mohammedaner, deren Gebiete der Sowjetunion angehören, frei von jeder fremden Herrschaft sind. Denn die verschiedenen russischen „Berater“ der nationalen Regierungen werden gerne nur als nebensächlich hingestellt und als nur so lange notwendig, bis die asiatischen Völker Rußlands zur selbständigen Verwaltung ihrer Länder reif geworden sind. In Wahrheit sind natürlich gerade umgekehrt diese Berater die wirklich regierenden Personen, ohne deren Einverständnis kein Blatt vom Schreibtisch des „Zik“ (Zentralnij Ispolnitelnij Komitet = Ausführendes Zentralkomitee) in den „autonomen“ asiatischen Republiken fällt; ihre Verhaltungsmaßregeln erteilt entweder Stalin direkt oder die Komintern (Kommunistische Internationale) in Moskau.

Bei den politischen Ausdehnungsbestrebungen in Asien mußten die Bolschewiki auf ihren natürlichen Gegner stoßen, und das ist eben England. Schon lange bevor die übrige Welt die von Osten kommende Gefahr erfaßt hatte, sahen die Engländer in die Zukunft und versuchten dieser Gefahr einen Riegel vorzuschieben, indem sie 1919 den General Mallison von Persien aus in Turkestan einfallen ließen. Längs der persischen Grenze operierend, stieß dieser bis Tschardschui vor, besetzte den Amu-Darja und die zentralasiatische Bahn. Die Eingeborenen aller Stämme und alle Nichtbolschewiken, hauptsächlich die zaristischen Beamten und Offiziere, leisteten den Engländern begeistert Unterstützung und begrüßten sie als Befreier. 1140 Kilometer weit war Mallison schon vorgedrungen, als die Amerikaner, Franzosen und Italiener einen Druck auf die englische Regierung auszuüben begannen, die dann Mallison zurückrief. Die Weltmächte fürchteten eine weitere Ausdehnung des englischen Imperiums in Asien, hauptsächlich aber neideten sie diesen den Besitz der unschätzbaren Ölquellen von Baku, das Mallison sofort bei seinem Eintreffen im Kaukasus besetzt hatte. Die Weltmacht Öl hatte über England gesiegt und ist deshalb auch als der unbedingte, allerdings auch unbeabsichtigte Förderer des Bolschewismus in Asien anzusprechen; denn aus eigener Kraft hätten die Bolschewiken, an allen Fronten gebunden, die Engländer nie mehr aus dem Lande bringen können.

Die Sowjets gingen zunächst daran, Persien zu ködern, und verstanden es, durch einige geschickte Schachzüge sich gewaltige wirtschaftliche Vorteile in Persien zu verschaffen und die Engländer aus ihrer sicheren Position zu verdrängen. Die Kündigung der Verträge mit der Anglo-Persian Oil Company war die Folge dieses Einflusses. Als Dank dafür schenkten die Russen den Persern die 85 Kilometer lange Bahnlinie, die von Dschulfa aus nach Täbris führt. Der russische Politiker Trojanowski veröffentlichte bald danach eine Denkschrift, in der er Indien als die Achillesferse Englands und Persien als den Suezkanal der asiatischen Revolution bezeichnete. Bei diesen Bestrebungen spielte auch der aus der Türkei geflohene Kriegsminister Enver Pascha eine gewisse Rolle, auf die ich noch näher zurückkommen werde.

Ähnlich wie in Persien lagen die Verhältnisse auch in Afghanistan für Rußland günstig. Nach der Ermordung des sowjetfeindlichen Emirs Habib-Ullah (1919) kam der später vertriebene Aman-Ullah auf den Thron, der als freisinnig und europafreundlich galt. Unter seiner Herrschaft konnten die Sowjets ihren Einfluß ungemein verstärken, während bis zum Sommer 1919 eine englandfreundliche Politik vorherrschend war.

Zwischen Afghanistan, dem zukünftigen Opfer bolschewistischer Expansionspolitik, und Russisch-Turkestan gab es noch einen Pufferstaat, Buchara. Nachdem sich Mallison aus Turkestan zurückgezogen hatte, gelang es den Sowjets, die Gebiete rasch wieder unter ihre Herrschaft zu bringen. Als etwas Ruhe eingetreten war, gönnten sie sich eine Atempause und zogen zahlreiche rote Truppen an den bucharischen Grenzen, hauptsächlich in der Nähe der Stadt Buchara, zusammen. Eines Tages donnerten die Geschütze der Roten Armee in die Stadt, während an anderen Stellen zahlreiche Regimenter in das Land einmarschierten und den geringen Widerstand brachen. Der Emir flüchtete nach Afghanistan und betraute den von Lenin entsandten, aber separatistische Ziele verfolgenden Enver Pascha mit der Wiedereroberung seines Landes. Enver Pascha wurde von der Tscheka verfolgt, aufgespürt und, wie die Russen so gerne sagen, „liquidiert". Auf meiner weiteren Reise durch Ostbuchara gelang es mir, den Legenden-

kreis um den Tod Envers endlich zu klären und die Wahrheit festzustellen.

In Denau, wo Enver seine letzte Schlacht gegen die Rote Armee lieferte und das unweit vom Orte seiner Ermordung liegt, sprach ich mit Augen- und Ohrenzeugen seines Todes, aber auch mit dem Mörder selbst, der seine Tat stolz als nationale und patriotische Handlung einbekannte.

6. SO STARB ENVER PASCHA.

Am 9. Juli 1925 traf ich in Denau den Tschekisten Agabekoff, ein ehemaliges Mitglied der Taschkenter G. P. U. (Name der früheren Tscheka). In der Tschai-Chana von Denau erfuhr ich aus dem Munde Agabekoffs die „Wahrheit“ über den Tod Enver Paschas. Agabekoff mußte die Wahrheit wissen, denn er selbst hatte ja Enver ermordet.

Enver Pascha wurde am 3. September 1882 als Sohn eines niederen Offiziers geboren, ergriff selbst die Offizierslaufbahn und war begeisterter Jungtürke, also ein Gegner der Regierung. Bereits im Alter von 26 Jahren organisierte er den Aufstand von Saloniki und spielte im Tripoliskrieg eine große Rolle. Im Balkankrieg 1912 und 1913 war er bereits Generalstabschef der türkischen Armee und zu Beginn des Weltkrieges avancierte Enver, im Alter von 32 Jahren, zum allmächtigen Kriegsminister.

Enver wurde Ende 1918 verhaftet und degradiert. Anfangs 1919 gelang ihm die Flucht nach Rußland. In seiner Abwesenheit wurde er in der Türkei zum Tode verurteilt.

Am 12. Februar 1920 wurde er von Lenin empfangen, und als dessen Beauftragter reiste er zum Kongreß der Orientvölker nach Baku. Ein berauschender Empfang wurde ihm dort zuteil, und nach einer fünfstündigen Rede war er der anerkannte Führer und Liebling der freiheitlich gesinnten Mohammedaner, die unzählige Völker und Stämme vom Syr-Darja bis zum Ganges vertraten. Von Baku reiste er über Krasnowodsk nach Tedschen und liquidierte dort in mehrwöchigen Kämpfen den antisowjetistischen Aufstand. Mit dieser Kleinigkeit war aber ein Enver nicht zufrieden, sein Sinn strebte nach Größerem, und es gelang ihm, Lenin davon zu überzeugen, daß es notwendig sei, die sich gegenseitig bekriegenden Stämme zu vereinigen und mit diesen zuerst Afgha-

nistan zu unterwerfen, um dann in Indien einzufallen und eine Bewegung gegen England zu entfachen.

Jeder der beiden, Lenin und Enver, hatte aber andere Ziele vor Augen. Lenin erwartete vom Gesamtaufstand der Orientvölker den Auftakt der Weltrevolution, während Enver separatistische Ziele verfolgte. Er wollte nicht mehr und nicht weniger als eine Vereinigung des ganzen Islam unter seiner Führung, die Türkei natürlich eingeschlossen.

Wieder nach Baku zurückgekehrt, wurde er am Nikolajewski Ploschad von einem zaristischen Fanatiker angefallen und schwer verwundet, was ihn veranlaßte, eine Zeitlang überhaupt nichts zu unternehmen. Erst im November 1921 fuhr er nach Buchara, wo alles drunter und drüber ging. Die Bevölkerung bereitete ihm einen begeisterten Empfang. Selbst die Frauen rissen sich die Schleier vom Gesicht, als Zeichen höchster Ehrung. In Buchara gab es aus früherer Zeit und aus der Zeit nach Kriegsende eine große Anzahl türkischer Offiziere, die alle Anhänger Envers waren. Mit deren Hilfe beabsichtigte er, die Kerntruppe einer nationalen Armee zu schaffen und seinem einst mächtigen Volk wieder zu seiner früheren Größe zu verhelfen, Pläne, die als durchaus naturgegeben und psychologisch begründet betrachtet werden müssen.

Nun überstürzten sich die Ereignisse. Unter dem Vorwand eines großen Jagdrittes nach dem Sommerschloß des ehemaligen Emirs in Schirabad, entfernte sich Enver mit seinen Freunden aus Buchara, um einige Tage später mit 6000 Aufständischen zurückzukehren. Er schloß Buchara ein und lieferte der Roten Armee eine Schlacht, bei der es auf beiden Seiten 5000 Tote gab. Einen Teil der Stadt, um das Tor Kujuk-Masar, brannte Enver nieder, ebenso die Datschen (Landhäuser) in der Umgebung, worauf er sich wieder in die unzugänglichen Schluchten der ostbucharischen Berge zurückzog.

In der Zwischenzeit hatte er mit dem nach Afghanistan geflüchteten Emir von Buchara Verbindungen angeknüpft, dem er sich als Heerführer gegen die Sowjets anbot. Aber auch das war nur eine List. Enver wußte, daß der Emir fast seinen ganzen

Schatz in Gold und Edelsteinen im Werte von mehreren Millionen Pfund bei seiner Flucht mit sich geschleppt hatte. Eine fast ebenso große Summe hatte der bucharische Adel bei sich, der samt seinen Lakaien und Soldaten mit dem Emir geflüchtet war. Enver brauchte Geld zum Kriegführen, und dieses Geld sollte die bucharische Aristokratie beistellen. Im gegebenen Zeitpunkt gedachte Enver auch diese im Stich zu lassen und seine eigenen Pläne zu verwirklichen.

Der Emir ernannte Enver zum Oberstkommandierenden der Aufständischen. Über deren Anzahl und über ihren Aufenthaltsort war aber auch der Emir nicht informiert, da die Freischärler in Gruppen über das ganze Land, bis weit nach Turkestan hinein, verstreut waren. Dies zu erkunden und die Armee zu organisieren überließ er seinem neuen Feldherrn.

Der frühere Günstling des Emir und jetzige Basmatschi Ibrahim-Beg, der zwischen Samarkand und Karschi „operierte" und dessen Truppen aus ungefähr 3000 zaristischen Offizieren, Sarten, Usbeken und Turkmenen bestand, wurde gleichfalls Enver unterstellt. Enver wußte natürlich sehr gut, daß er mit den unorganisierten Räuberbanden sowie mit den Resten des ehemaligen bucharischen Heeres keine Siege über die Rote Armee erringen konnte. Er entsandte deshalb Emissäre über das ganze Land, ja sogar nach Kokand, Samarkand, Chiwa und Taschkent. Er richtete in Turkestan und Buchara das Kalifat wieder auf und organisierte nach dem Muster der deutschen Armee einen Generalstab, dem er ja seinerzeit angehört hatte. Er predigte die Aufrichtung eines großen islamitischen Staates und wurde darin von den Mullahs in ganz Zentralasien unterstützt. Den Sowjets bot er Kampfeinstellung an, wenn sie ihn als Oberhaupt des neuen Staates unterstützen und anerkennen würden. Smyrnow, der Kommandierende der Roten Armee in Turkestan, lehnte aber ab und nun begann erst der richtige Kampf. Enver warb in Afghanistan fünfhundert verwegene Kerle an, aus denen er sich eine fast unüberwindliche Leibgarde zu seinem persönlichen Schutz aufstellte.

Zu Tausenden strömten ihm die Kämpfer zu, da seine Sendboten gute Arbeit verrichteten. Er operierte zunächst gegen die

Rote Armee sehr erfolgreich, so daß in wenigen Wochen das ganze östliche Buchara vom Serafschangebirge bis Kelif in seinen Händen war. Nur im Pamirplateau waren noch versprengte Teile der Bucharischen Roten Armee, die sein Heer im Rücken sehr beunruhigten, aber schließlich zu ihm übergingen.

Berauscht von diesen Erfolgen und dem Kult, der mit seiner Person getrieben wurde, mißachtete er die Wünsche und Befehle des Emir. Den einarmigen Ibrahim-Beg hatte er aus der Kommandogewalt ausgeschaltet, was ihm den Haß des alten Kämpfers eintrug. Er selbst ließ sich ein goldenes Siegel anfertigen, das ihn als „Oberstkommandierenden aller islamischen Armeen, Schwiegersohn des Kalifen" bezeichnete.

Ibrahim-Beg stachelte nun die Zivilbevölkerung, aber auch den Emir und die Armee gegen Enver auf. Gleichzeitig waren bei den Russen Verstärkungen eingetroffen, und die Rote Armee begann den Vormarsch. Enver schrieb an den Emir um Hilfe. Dieser sandte ihm auch Waffen, einige Maschinengewehre und Geschütze sowie Geld und Munition. Der Transport wurde aber durch Verrat von dem Basmatschi Tugai-Saryf abgefangen.

Die von Ibrahim-Beg befehligten Bergvölker waren von Enver abgefallen. Aus der Richtung Husar drängten die Russen ungestüm nach, während er im Norden bei Scharschan von Ibrahim-Beg angegriffen wurde und im Süden von Schirabad Tugai-Saryf gegen ihn marschierte. Im Dorf Kafirnigan hatte er sein Hauptquartier aufgeschlagen. Überraschend attackierten ihn hier zwei rote bucharische Kavallerieregimenter, so daß Enver unter Zurücklassung fast aller Lebensmittel und der Munition flüchten mußte. In den Schluchten des Jurtschai bezog er ein neues Lager und machte von dort aus Vorstöße in die Ebene, um die paar tausend Mann, die ihm geblieben waren, verpflegen zu können. Er überfiel Kamelzüge der Roten Armee und brandschatzte die ganze Umgebung. Das russische Kommando sah ein, daß es keine Ruhe geben würde, solange Enver in Freiheit oder am Leben war. Die nächste Folge war, daß die G. P. U. eingesetzt wurde, die Enver zu „liquidieren" beschloß. Agabekoff wurde die Rolle zuteil, Enver ans Messer zu liefern.

ihn mit einem Bericht zu den Akten ‚Konterrevolutionär Enver Pascha' legte."

Soweit die Erzählung Agabekoffs.

Einige Wochen später hatte ich in Buchara Gelegenheit, mit Dunow selbst zu sprechen, der die Schilderung vom Tode Envers als Lüge Agabekoffs bezeichnete. Nach der Darstellung Dunows hatte sich die Tragödie folgendermaßen abgespielt:

„Bei dem Überfall war es zwei Reitern gelungen, zu entkommen. Der eine war Enver, der andere sein Adjutant Süküs-Bei. Ihre Flucht führte sie zu dem Brunnen Ak-su, in der Nähe des Kischlaks Arun-dar. Bei diesem Brunnen rasteten bereits drei Männer, und zwar Agabekoff mit seinen beiden Gefährten. Enver und sein Adjutant waren durch ihre türkischen Uniformen auch für einen weniger Eingeweihten sofort erkenntlich. Enver beugte sich gerade über die Schafhaut, die den Brunneneimer bildete, als Agabekoff den unter seinem Chalat verborgenen Turkmenensäbel zog und dem gebückt stehenden Enver mit einem Hieb den Kopf spaltete. Im nächsten Moment ereilte den vollkommen überraschten Adjutanten dasselbe Schicksal."

Das war das Ende des türkischen Nationalheros, eines Mannes, der zu unzähligen Malen sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um seinem glühenden Nationalismus und seinem Ehrgeiz zu dienen. Er war knapp vierzig Jahre alt geworden, hatte aber in dieser Zeit einen unglaublichen Aufstieg durchgemacht und Unglaubliches erlebt. Sein Ende war aber auch gleichzeitig das vorläufige Ende der nationalistischen Bewegung in Zentralasien.

Mit dem Tode Envers zerbrach das Rückgrat der Aufstandsbewegung. Nur einzelne Unterführer, wie Madamin-Beg, Ibrahim-Beg und Irkasch-Bei, führten die Kämpfe auf eigene Faust weiter. Den Sowjets ist es bis heute nicht gelungen, diesen Freiheitsfanatikern das Handwerk zu legen. Der Trupp zaristischer Offiziere, der sich aus der Schlacht bei Denau retten konnte, flüchtete in die Berge des Pamir und vereinigte sich dort mit den von aller Welt abgeschnittenen Grenzposten der Zarenarmee. Später flüchteten sie alle über die Grenze nach China.

*

Unter dem Vorwand neuer Warenbestellung schickte ich den Mann der G. P. U. nach Denau an den Stab mit der Meldung, daß ich Enver gefunden hätte. Ich selbst und der Usbeke blieben im Dorfe. Nach fünf Tagen kehrte unser Bote zurück und überbrachte die Meldung, daß eine Kavalleriedivision nach Denau beordert worden sei und mit der Aufgabe vorrücke, Enver und sein Lager einzukreisen. In der Nacht brachen wir auf und ritten nach Denau zurück.

Wenige Kilometer von Envers Lager entfernt stießen wir bereits auf das vormarschierende Militär. Wir gaben dem Kommandanten den genauen Plan des Dorfes sowie das Haus Envers bekannt und ritten weiter, während die Abteilung ihren Weg fortsetzte, um das von uns eingeleitete Werk zu beenden. Um 7 Uhr früh ging die Division zum Angriff über, nachdem sie den ganzen Kischlak umzingelt hatte. Die Basmatschi hatten jedoch Posten aufgestellt, so daß die Überrumpelung mißlang. Ein heftiges Gefecht setzte ein, doch konnten die Enver-Leute dem Maschinengewehrfeuer der Unseren nicht standhalten und ergriffen die Flucht.

Enver hatte sofort die Lage erkannt und den Befehl gegeben, den Ort so lange zu halten, bis er mit seinem Stab und mit der Leibgarde die Berge erreicht hätte. Mit ungefähr fünfzig Leuten stürzte er zur entgegengesetzten Seite des Dorfes, erreichte die letzten Hütten und kam in das Kreuzfeuer der dort postierten sechsten Schwadron. Ein ebenso kurzer wie heftiger Kampf entbrannte. Enver selbst kämpfte wie ein Löwe, bis er fiel. Die Russen griffen mit dem Säbel an und metzelten alles nieder. Nur zweien gelang die Flucht.

Die Division, mit Ausnahme des Kommandanten, hatte keine Ahnung, gegen wen sie eigentlich gekämpft hatte. Der Führer Dunow, der seinerzeit unter Enver in Tedschen gedient hatte, erkannte ihn unter den Gefallenen und teilte diese Tatsache den Soldaten mit. Durch einen furchtbaren Säbelhieb war Enver der Kopf vom Rumpf getrennt worden. Neben dem kopflosen Körper lag ein kleiner Miniaturkoran. Offenbar hatte Enver ihn in der Hand gehabt, als er seine Leute zum Kampfe führte.

Der Koran wurde der G. P. U. in Taschkent abgeliefert, die

ihn mit einem Bericht zu den Akten ‚Konterrevolutionär Enver Pascha‘ legte.“

Soweit die Erzählung Agabekoffs.

Einige Wochen später hatte ich in Buchara Gelegenheit, mit Dunow selbst zu sprechen, der die Schilderung vom Tode Envers als Lüge Agabekoffs bezeichnete. Nach der Darstellung Dunows hatte sich die Tragödie folgendermaßen abgespielt:

„Bei dem Überfall war es zwei Reitern gelungen, zu entkommen. Der eine war Enver, der andere sein Adjutant Süküs-Bei. Ihre Flucht führte sie zu dem Brunnen Ak-su, in der Nähe des Kischlaks Arun-dar. Bei diesem Brunnen rasteten bereits drei Männer, und zwar Agabekoff mit seinen beiden Gefährten. Enver und sein Adjutant waren durch ihre türkischen Uniformen auch für einen weniger Eingeweihten sofort erkenntlich. Enver beugte sich gerade über die Schafhaut, die den Brunneneimer bildete, als Agabekoff den unter seinem Chalat verborgenen Turkmenensäbel zog und dem gebückt stehenden Enver mit einem Hieb den Kopf spaltete. Im nächsten Moment ereilte den vollkommen überraschten Adjutanten dasselbe Schicksal.“

Das war das Ende des türkischen Nationalheros, eines Mannes, der zu unzähligen Malen sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um seinem glühenden Nationalismus und seinem Ehrgeiz zu dienen. Er war knapp vierzig Jahre alt geworden, hatte aber in dieser Zeit einen unglaublichen Aufstieg durchgemacht und Unglaubliches erlebt. Sein Ende war aber auch gleichzeitig das vorläufige Ende der nationalistischen Bewegung in Zentralasien.

Mit dem Tode Envers zerbrach das Rückgrat der Aufstandsbewegung. Nur einzelne Unterführer, wie Madamin-Beg, Ibrahim-Beg und Irkasch-Bei, führten die Kämpfe auf eigene Faust weiter. Den Sowjets ist es bis heute nicht gelungen, diesen Freiheitsfanatikern das Handwerk zu legen. Der Trupp zaristischer Offiziere, der sich aus der Schlacht bei Denau retten konnte, flüchtete in die Berge des Pamir und vereinigte sich dort mit den von aller Welt abgeschnittenen Grenzposten der Zarenarmee. Später flüchteten sie alle über die Grenze nach China.

*

Die Sowjets blieben nicht untätig. Viele Tausende von Agitatoren überschwemmten das Land. Gleichzeitig aber wurden in Moskau ebenso viele Tausende von Mohammedanern als Agitatoren ausgebildet, welche die kommunistische Saat nach Indien, Persien und Afghanistan tragen sollten. Moskau ist überzeugt, daß es in ganz Asien leichtes Spiel haben werde, wenn erst einmal das Zentrum des Islam, Buchara, vom kommunistischen Geist gänzlich durchdrungen ist. Und hier liegt auch der Schlüssel des Geheimnisses, warum die Russen jeden Ausländer von Turkestan fernhalten. Die in jahrhundertealter Tradition lebenden Völker Turkestans, die nur sehr schwer für den Kommunismus zu gewinnen sind, sollen von jeder Berührung mit dem Westen ferngehalten werden, ehe sie nicht völlig von Lenins Lehre durchdrungen sind.

Am Morgen nach meiner Ankunft in Samarkand versuchte ich, zu dem Genossen Babaijef vorzudringen, was mir auch gelang, nachdem ich verschiedene Klippen glücklich umschifft hatte. Der dem Eingang gegenüberliegende große Saal, in dem einst die Bankschalter untergebracht waren, war mit Schreibtischen und Arbeit vortäuschenden Menschen angefüllt. Als ich mich gerade mit einem Russen unterhielt, dem ich den Zweck meines Besuches klar machte, blickte ich zufällig auf einen etwas entfernten Schreibtisch, hinter dem ein alter „Freund“ von mir, namens Dossunjanz, arbeitete. Der Herzschlag drohte mir auszusetzen. Dieser Mann hatte mich vor Jahren vor das Revolutionstribunal gebracht und auch meine Verurteilung erreicht. Falls er mich erkannte, war ich geliefert. Zunächst drehte ich mich so, daß ich ihm den Rücken zukehrte, und trachtete möglichst rasch von diesem gefährlichen Platz wegzukommen. Innerlich schalt ich mich den größten Idioten, daß ich Samarkand nicht ferngeblieben war.

Endlich hatte ich den Passierschein in der Tasche und wand und drehte mich so aus dem Saal hinaus, daß ich von Dossunjanz nicht gesehen werden konnte. Ich ging sofort in mein Hotel zurück und instruierte Chores, daß er mit einem Brief von mir zu dem ehemaligen Kriegsgefangenen Kerschbaum eilen müsse. Alles andere mußte ich dem Zufall überlassen. In dem Brief schrieb ich Kerschbaum, daß ich in Samarkand sei, ihn aber bitte, mich nicht

aufzusuchen und auch die noch anwesenden ehemaligen Kriegsgefangenen zu verständigen, sie mögen mich bei einer Gegenüberstellung verleugnen und mich auf keinen Fall erkennen.

Dann ging ich wieder in das Sowjetgebäude zurück und setzte mich vor der Türe Babaijefs nieder, bis ich eintreten konnte. Ich beschloß, als typischer Kommunist aufzutreten. Als ich ins Zimmer gelassen wurde, nahm ich weder meinen Hut vom Kopf noch die Zigarette aus dem Munde. Mit einigen Varianten erzählte ich Babaijef dieselbe Geschichte wie seinem Kollegen in Tschardschui. Der Genosse „Predsedatel“ (Präsident) schien ein Mann der Tat zu sein, denn er rief sofort einen anderen Genossen herbei, dem er meinen Wunsch mitteilte. Beide waren sich einig, daß meine Idee Hand und Fuß habe und unbedingt ausgeführt werden müsse, er wolle mir sofort die notwendigen Dokumente vorbereiten und fragte mich, was ich an Ausrüstung beanspruchen würde. Ich verlangte eine Arba nebst Pferd und Kutscher, einen Hammer, einen Steinbohrer, ein Vergrößerungsglas, eine gute Landkarte, zwei Esel und eine Anweisung an die Ortsbehörden, mir Lebensmittel und Futter zur Verfügung zu stellen. Dann teilte ich ihm meine Reiseroute mit, die ohne jeden Widerspruch angenommen wurde. Ich wollte mit der Bahn nach Chodschent, von dort nach Kokand, über das Alaigebirge nach Sanku und dann längs des Darwasgebirges bis zur chinesischen Grenze nach Tasch-Kurgan. Von Tasch-Kurgan sollte mich der Weg längs des Murgab (nicht zu verwechseln mit dem Murghab in Turkmenistan) nach Kalai-Wamar an der afghanischen Grenze führen. Von dort gedachte ich entlang des Pandsch (Amu-Darja-Ursprung) nach Kaloi-Chum und weiter über Tschik-Dara, Obi-Harm, Faisabad, Kurgan-Tjube, Schirabad, Husar, Karschi und Kassan nach Buchara zu ziehen, von wo aus ich wieder nach Samarkand zurückkehren wollte. Unterwegs sollten überall Gesteinsuntersuchungen vorgenommen und deren Ergebnis nach meiner Rückkehr den Sowjets übergeben werden. Babaijef kam von selbst auf den Gedanken, daß es in den Gletscherregionen des Alai und Pamir sehr kalt sein würde, weshalb er mir Pelze und Pelzstiefel auszufolgen versprach. In drei Tagen würde alles fertig sein und ich sollte

dann wieder kommen. Frohlockend und sehr vergnügt kehrte ich in mein Hotel zurück. Chores hatte Kerschbaum aufgefunden und ihm den Brief übergeben.

Nach Eintritt der Dunkelheit wagte ich mich wieder auf die Straße, ging den Abramowskij Bulwar (Abb. 29) hinunter, an der von den kriegsgefangenen Österreichern erbauten Kirche und am Fünften Polk (Kaserne) vorbei, wo in den Jahren 1915 bis 1920 unzählige meiner Landsleute an Typhus und Hunger gestorben waren, ließ die Festung, in welcher der Thronstein Tamerlans, der „Kok-Tasch" aufbewahrt ist, links liegen und kam über die Holzbrücke in das Sartenviertel (Abb. 27). Durch den Obst- und Reisbasar, in dessen Verkaufsbuden noch lebhaft gehandelt wurde, eilte ich dem Moscheelabyrinth von Schach-i-Sinda (Grab der lebenden Könige) zu (Abb. 24 u. 25). Inzwischen war der Mond aufgestiegen und sein intensiv weißes Licht ließ die vielen mosaikbesetzten Kuppeln in geheimnisvollem Licht erglänzen. Ich erklomm eine kleine Anhöhe gegenüber der Gräberstadt, überzeugte mich, daß ich ganz allein sei und zog meinen Photoapparat unter dem Rock hervor. In kurzer Zeit hatte ich drei Filme belichtet und kletterte wieder auf den Weg hinab, um auf der gegenüberliegenden Seite über zahlreiche Grabhügel — die wie in der Mitte durchschnittene Fässer aussehen — den Eingang zu den Grabgewölben zu erreichen.

So viel Schönes ich auf dieser Welt schon gesehen habe, das Allerschönste ist und bleibt die Schach-i-Sinda. Wenigstens hundertmal hatte ich früher diese herrliche Stätte schon besucht und mich nachher stets danach gesehnt, sie wiederzusehen. Schach-i-Sinda ist das schönste und erhabenste Bauwerk islamischer Kunst, vor dessen Zerstörung selbst die Natur zurückscheut. Alle alten Bauwerke Samarkands sind schon mehr oder weniger dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen, Minaretts sind verfallen, Gewölbe stürzen ein und die wundervollen Mosaiks der „Pischdak" (Vorderfronten) in Blau, Weiß und Grün bröckeln ab und lassen die gelben Lehmmauern sehen (Abb. 26). Nicht so Schach-i-Sinda. In wunderbarem Blau erstrahlen Kuppeln und Portale, Wände und Nischen. Die bronzebeschlagenen offenen Türen, mit unwirk-

lich schönen Schnitzereien und satten Farben bemalt, sind so gut erhalten, als wären sie erst kürzlich fertiggestellt worden. Kuppelbau reiht sich an Kuppelbau, in jedem ruhen heute schon längst vergessene Heilige.

Der Mond war höher gestiegen, sein weißes Licht hatte die einsame Gräberstadt in magischen Glanz getaucht. Die letzte, schönste Moschee schließt den Gang ab. In ihr befindet sich der Heilige Brunnen, aus welchem nur die Mullahs Wasser schöpfen dürfen. Der Mond schien durch die offene Türe, und sein Strahl reichte gerade bis zu dem Alabastergitter, das den Brunnen bedeckt. Ich setzte mich an die hintere Wand auf eine Steinbank und konnte so von hier den ganzen Gräbergang überblicken. Die auf Stangen hängenden Roßschweife flatterten in dem leichten Wind langsam hin und her, auf die Wände gespenstische Schatten werfend, und ehe ich mich's versah, war ich eingeschlafen.

Plötzlich schrak ich zusammen. Das eilige Tappen vieler bloßer Füße, Stimmen und Waffenklirren erfüllte die Gräberstadt. Ein seltsamer Zug lief den Gang entlang. Allen voran kam ein großer Mann, den Säbel in der Faust, den grünen Turban und den prachtvollen Chalat über und über mit Blut bespritzt, den Gürtel mit uralten Pistolen und Dolchen bespickt. Auch seine minder prunkvoll gekleideten Gefährten machten den Eindruck aus Gräbern auferstandener Helden der Vorzeit. Ängstlich drückte ich mich in die Ecke, um von der wilden Schar nicht gesehen zu werden. Immer näher kamen die geheimnisvollen Gestalten. Nun hielten sie wenige Schritte von mir entfernt beim Gitter des Brunnens an. Einige Männer bückten sich, hoben das schwere Gebilde aus weißem Alabaster auf, und der Anführer der Truppe verschwand im Brunnen, die Männer legten das Gitter wieder über die Öffnung und liefen in der Richtung, aus der sie gekommen waren, davon. Still und einsam lag Schach-i-Sinda wieder vor mir, als ich — erwachte. Der Eindruck des kurzen Traumes war so stark gewesen, daß ich, in Schweiß gebadet, schnell dem Ausgang zueilte. Als ich die Stufen hinablief, wäre ich beinahe über einen Mullah gefallen, der hier in beschaulicher Ruhe über die vielen hundert Grabhügel hinwegsah.



Abb. 23. Das 25 Meter hohe und 16 Meter breite Tor der Medresse Bibi-Chanum in Samarkand.

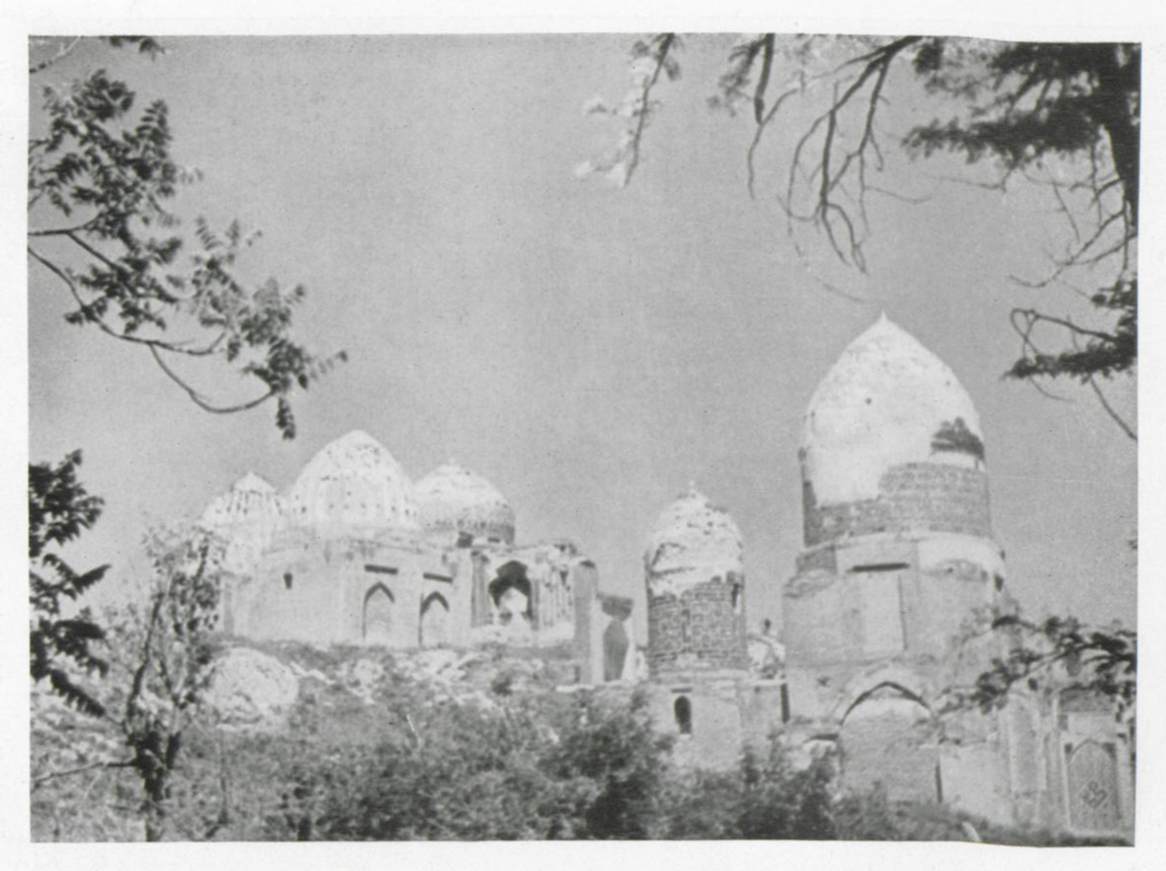


Abb. 24. Unwirklich schön sind die vom Mond beschienenen Kuppelbauten der Schach-i-Sinda.



Abb. 25. Die Eingangspforte zu den Grabgewölben von Schach-i-Sinda.



Abb. 26. Ein Mullah zeigt Besuchern die herrlichen Mosaiks der Medresse Ulug-Beg.



Abb. 29. Der Abramowskij-Bulwar in Samarkand.

Abb. 30. Der dunkle Stein in der Mitte, der größte Nephritblock der Welt, ist der Grabstein Tamerlans.

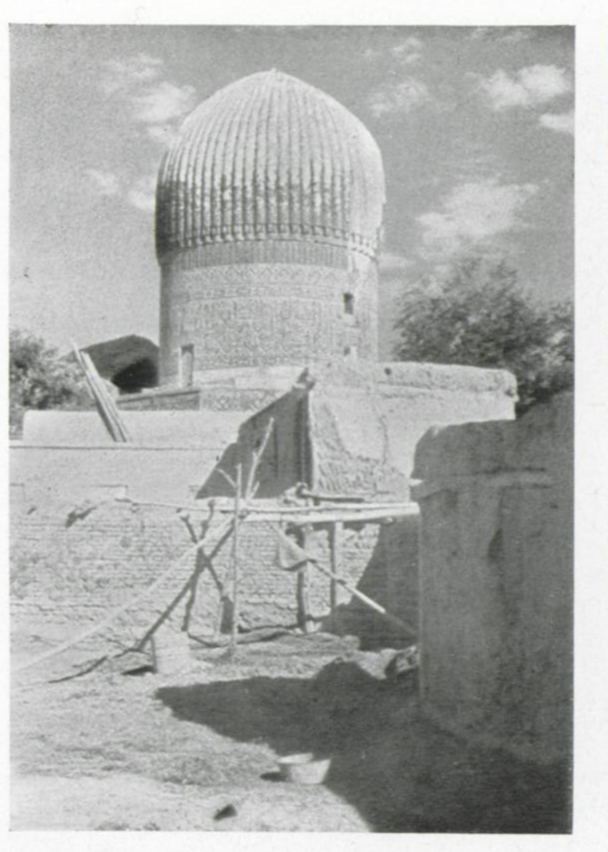


Abb. 31. Die Gur-Emir, unter deren Gewölbe Tamerlan begraben ist.



Abb. 32. Der Heilige Baum. Links ein Aussätziger, rechts sein gesunder Vater.



Abb. 33. Eine turkestanische Arba.



Abb. 34. Die junge Sartin Mukuram Baijewa tanzt öffentlich in Samarkand; vor dem Jahre 1920 wäre sie dafür gesteinigt worden.

Der Mullah hielt mich an, und ich setzte mich, froh, einen Menschen aus Fleisch und Blut zu sehen, neben ihm nieder. In hastigen Worten erzählte ich meinen Traum. Der Alte lächelte. „Allah ist dir wohl gewogen, Fremdling. Das, was du sahst, war kein Traum, sondern die Flucht Kasims, eines Vetters Mohammeds, nachdem sein Heer geschlagen war. Kasim lebt seit dieser Zeit in jenem Brunnen und erscheint an jedem Jahrestag an der Oberwelt. Viele Menschen haben ihn schon gesehen, aber noch nie ein Ungläubiger. Du bist der erste."

Ich drückte dem Alten die Hand und eilte der Stadt zu. Auf einem Hügel drehte ich mich noch einmal nach Schach-i-Sinda um. Die Kuppel der Moschee, in der der mohammedanische Barbarossa haust, und die über Oldscha-Ains (der Amme Tamerlans) Grab verschmolzen im Mondenschein mit jener, unter der Tamerlans älteste Schwester, Tschodschuk-Bika, ruht, zu einer Farbensymphonie in Weiß, Gold und Blau. Zum letztenmal wohl im Leben sah ich die Mausoleen der lebenden Könige, aber, solange ich atmen kann, werde ich ihrer Schönheit und des Traumes von Kasim gedenken und dem Schöpfer danken, daß es mir gegönnt war, Schach-i-Sinda kennenzulernen.

Ein großer Hain hoher, schlanker Pappeln nahm mich auf. Ohne es zu wollen, war ich in Gedanken zu Tamerlans Grab gekommen. Ich blickte zu der hohen, stolzen Kuppel in leuchtendem Blau hinauf, über deren Spitze gerade der Mond stand (Abb. 31). Sollte ich denn heute von den Toten einer längst entschwundenen Zeit überhaupt nicht loskommen? In einer Lehmhütte nebenan sah ich noch Licht und klopfte an den Fensterladen. Ein alter Mullah in grünem Turban — ein Zeichen, daß er in Mekka gewesen war —, trat ins Freie und begrüßte mich ohne jedes Erstaunen, als ob es alltäglich wäre, daß ein Fremder nachts Tamerlans Grab besuchen kommt.

Durch einen dunklen Gang traten wir ins Innere des Mausoleums. Inmitten einiger weißer Grabsteine steht der grüne Nephritkristall von unschätzbarem Wert (der größte Stein dieser Art, den die Welt kennt). Ein Gitter aus wundervoll geschnittenem Alabaster umrahmt die Gräber (Abb. 30). In einer Ecke

steht ein großes, etwa mannshohes Bronzebecken, von zahlreichen Stangen mit Roßschweifen umgeben. Der große Nephrit ist in der Mitte gespalten. Die Sage erzählt, daß Tamerlan eines Tages, empört über die Uneinigkeit der Glaubensgenossen, auferstehen wollte, doch reichte selbst seine Riesenkraft nicht hin, den Block beiseite zu schieben, er konnte ihn nur brechen. Sein Neffe Ulug-Beg, unter dem die Macht der Timuriden verfiel, hat auf dem Grabstein die berühmten Worte: „Wenn ich noch lebte, würde die Welt vor mir erzittern" eingravieren lassen. Beim Lichte einer Fackel führte mich der alte Mullah in das Gewölbe unter der Kuppelhalle, wo sich die eigentlichen Gräber der Timuriden befinden.

Angesichts des Grabes von Asiens größtem Herrscher fragte ich den Mullah, was es mit dem Grabe Tamerlans bei Buchara für eine Bewandtnis habe. Der Alte lächelte nur geringschätzig. „Tamerlan ruht hier und nirgends anders. Die Bucharen geben ihren Heiligen Baha-ud-din für Tamerlan aus, das ist alles."

Den Alten freute mein Interesse an der Geschichte Samarkands, und er fragte mich seinerseits über meine Religion aus. Als ich ihm erzählte, daß ich Christ sei, fragte er mich, ob er mir das Grab Daniels (Daniels in der Löwengrube?) zeigen dürfe. Da ich schon vor Jahren von diesem geheimnisvollen Grab gehört hatte, erklärte ich mich gerne bereit, noch in der Nacht den Ritt zu machen. Bald saßen wir auf den Reiteseln des Mullahs, die wir mit lautem „Chr-chr" in die Wüste hinaustrieben. An den riesigen Ruinen von Bibi-Chanum, der einst größten und kostbarsten Moschee ganz Asiens, ging es vorbei (Abb. 23 u. 28), bald ließen wir die letzten Häuser der Sartenstadt hinter uns und trabten bei prachtvollem Mondschein durch die unermeßliche Sandwüste. Der Alte sprach ohne Scheu von dem Schaden, den die kommunistische Lehre dem Islam zufüge, indem sie gerade die Jugend dem Glauben Mohammeds abspenstig mache. Die jungen Männer blieben an den Freitagen der Moschee fern. Auch die Schülerzahl in den Medressen nehme ständig ab, und der Islam wäre seiner Ansicht nach dem Untergange geweiht, wenn nicht bald ein neuer Tamerlan oder Mokhanna auferstünde (Abb. 34 u. 36).

Unter diesen Gesprächen verging die Zeit so rasch, daß ich erstaunt war, als der Mullah seinen Esel anhielt und vor sich hindeutete. Ein niedriger, etwa neun Meter langer Sarkophag lag da im Sande der Wüste. Nach der Legende wächst der Körper Daniels ständig und bei Erreichung einer gewissen Größe soll er wieder auferstehen. Hinter dem Grab befand sich ein Lößabbruch und darin eine gemauerte Nische mit Schalen aus Stein, in die von den frommen Besuchern Speisen für den Toten gelegt werden. Bei dem nach Westen gerichteten Kopfteil stehen hohe Stangen mit schwarzen Roßschweifen, zu Füßen des Grabsteins liegt eine Bronzetafel mit kufischer Inschrift, während rings herum lose Steine liegen, die, je nach dem vermeintlichen Wachstum Daniels, verschoben werden. Diese rohbehauenen Steine bildeten ein Rechteck von etwa zwölf Metern Länge und drei Metern Breite. Auf einzelnen Steinen waren primitive Abbildungen von Fischen zu sehen, Zeichnungen, wie sie während der Christenverfolgungen in Rom die Anhänger Jesus als Erkennungszeichen in den Sand ritzten. Wie mir der Mullah mitteilte, wachse Daniel jedes Jahr um einige Zentimeter, weshalb das Steinrechteck alljährlich um eine Kleinigkeit vergrößert wird. Unweit davon steht der Heilige Baum, dessen Berührung die Lepra heilen soll (Abb. 32). So sehr ich mich auch bemühte, von meinem Begleiter näheres über den Daniel-Kult herauszubringen, konnte ich doch nicht mehr in Erfahrung bringen. Er behauptete, selbst nichts Genaueres zu wissen. Das, was er wüßte, hätte er in der Medresse Ulug-Beg gelernt, und mehr hätte auch sein Lehrer nicht gewußt. Sollten die Legenden, die das Paradies in die Nähe Samarkands verlegen, vielleicht doch nicht bloße Legenden sein?

Die Nacht war schon in die graue Dämmerung des Morgens übergegangen, als ich bei der Gur-Emir wieder von meinem Esel stieg und mich von dem Mullah verabschiedete. Zu Fuß setzte ich den Rückweg in die erwachende Stadt fort (Abb. 35 u. 37).

7. VERHAFTET.

Im Hotel angekommen, ließ ich mir von Chores Tee bereiten und legte mich nieder, um einige Stunden zu schlafen. Aber nicht lange war mir Ruhe gegönnt. Aufgeregt weckte mich Chores und teilte mir mit, daß vor der Türe zwei Milizionäre stünden, die mich zu sprechen wünschten.

Flucht war zwecklos und gefährlich. Nur die Retterin aus so mancher Not, die Frechheit, konnte hier helfen, weshalb ich mich anzog und die Herren bat, einzutreten. Zwei sartische Polizisten kamen ins Zimmer und ersuchten mich, ihnen zur Außerordentlichen Untersuchungskommission zu folgen, da mich der Genosse Sorin dringend zu sprechen wünsche. Mein Schrecken war grenzenlos, ich blieb aber nach außenhin völlig ruhig und erklärte mich bereit, sofort mitzukommen.

Ecke Katta-Kurganskaja- und Nikolajewski-Uliza befanden sich die Büros der G. P. U., wo mich die Polizisten in ein Zimmer führten.

Zunächst fragte mich Genosse Sorin um Namen und Zweck meines Aufenthaltes in Samarkand. Ich gab ihm die gewünschte Auskunft und fragte ihn meinerseits um den Zweck meiner Vorführung. Sorin erwiderte, daß jeder Fremde, der sich in einem Hotel einmietet, zur Auskunftserteilung über seine Person vorgeladen würde. Ich atmete bereits erleichtert auf, als mich Sorin so nebenbei fragte, ob ich Samarkand von früher kenne. „Ja, natürlich“, sagte ich, „ich war doch als Kriegsgefangener im zwölften Polk untergebracht.“ Ob ich im Sawod Gorenberg gearbeitet habe, frug er weiter. Diese Frage verneinte ich und erklärte, beim kommunistischen Umsturz gleich aus dem Lager den Internationalisten beigetreten zu sein. Sorin winkte darauf einen der Polizisten zu sich und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Mann

ging aus dem Zimmer und kam wenige Minuten später mit Dossunjanz wieder zurück. Nun wandte sich der Kommissär wieder an mich:

„Kennen Sie diesen Genossen?"

„Nein!"

„Kennen Sie einen ehemaligen Gefangenen namens Krist?"

„Nein!"

„Genosse Dossunjanz, kennen Sie diesen Genossen Ausländer?"

„Ja, ganz bestimmt. Es ist der Genosse Krist, der im Jahre 1920 wegen konterrevolutionärer Umtriebe verurteilt wurde!"

„Stimmt das, sind Sie der Genosse Krist?"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich es nicht bin und auch diesen Genossen hier gar nicht kenne. Ich sehe ihn zum erstenmal im Leben!"

„Wann haben Sie bei der Roten Armee abgerüstet?"

Das war eine äußerst kitzliche Frage, da ich nie bei der Roten Armee gedient hatte. Wenn ich dem Kommissär Gelegenheit gab, mir Fragen über Einzelheiten zu stellen, so war ich geliefert. Ich antwortete deshalb rasch:

„Gleich nach den Kämpfen um Kisil-Arwat. Ich war verwundet worden und ging, als ich aus dem Spital entlassen wurde, sofort in die Eisenbahnwerkstätte arbeiten!"

„Wo wurden Sie verwundet, Genosse?"

„Am Oberschenkel!" Ich zog meine Hose herunter und zeigte ihm die Narbe jenes Schusses, den ich 1914 am San bekommen hatte.

„Und was machen Sie nun in Samarkand?"

„Ich habe Geologie studiert und will für das Land Usbekistan Bodenschätze aufsuchen. Wenn Sie sich erkundigen, so werden Sie hören, daß ich bereits gestern in dieser Angelegenheit bei dem Genossen Babaijef war!"

„Haben Sie Bekannte in der Stadt?"

„Nein, niemanden!"

„Nachdem der Genosse hier behauptet, Sie als ehemaligen Kriegsgefangenen Krist zu erkennen, muß ich Sie bis zur Klarstellung des Sachverhaltes in Haft nehmen. Man wird Sie gut

behandeln. Haben Sie aber die Unwahrheit gesprochen und haben wir in Ihnen einen Spitzel erwischt, dann gnade Ihnen Gott!"

Die zwei Polizisten erhielten ein Schriftstück von Sorin ausgehändigt und führten mich wieder aus dem Hause hinaus. Ich bemühte mich, mir nicht anmerken zu lassen, daß ich die Stadt so gut kannte, und war neugierig, wohin sie mich bringen würden. Wir gingen die Katta-Kurganskaja hinauf, bogen dann bei der Gladbeschinskaja nach rechts ab und hielten einige Minuten später vor einem kleinen Haus, vor dem einige Sartenmilizionäre auf Posten standen. In der Kanzlei wurde mein Nationale aufgenommen, dann wurde ich in das Arrestlokal geführt, dessen Doppelpritsche dicht besetzt war. Eine internationalere Versammlung habe ich nie im Leben zu sehen bekommen. Kirgisen, Sarten, bucharische Juden, Russen, Turkmenen, Armenier, Inder, Afghanen, Dunganen, Zigeuner, Perser, Tataren und auch einige Chinesen vervollständigten das Völkergemisch. Etwa sechzig Personen hausten in dem kleinen Raum, der für höchstens fünfundzwanzig Häftlinge bestimmt war.

Mit turkestanischen Gefängnissen und deren Sitten oder vielmehr Unsitten leider zur Genüge vertraut, ging ich an das eine Ende der Pritsche und schob den dort liegenden Kirgisen zur Seite, so daß ich wenigstens einen Sitzplatz hatte. Bei der Durchsuchung in der Kanzlei hatte man mir außer der Pistole nichts weggenommen. Geld besaß ich also, so daß ich mich selbst verpflegen konnte.

Am Nachmittag wurde ich in die Kanzlei gerufen, und zwei Polizisten brachten mich wieder in die G. P. U. zurück. Als ich ins Zimmer trat, standen dort Kerschbaum und noch drei zurückgebliebene ehemalige Kriegsgefangene. Die Leute sahen mir entgegen, doch keine Miene zuckte in ihren Gesichtern, als stünden sie einem völlig Unbekannten gegenüber.

Sorin wendete sich an die vier Freunde:

„Genossen, ehemalige Kriegsgefangene, kennt Ihr diesen Genossen?"

„Nein!" Wie aus einem Munde kam es.

„Habt Ihr den Genossen nie vorher gesehen?"

Viermal Nein! Der Brief an Kerschbaum hatte seine Wirkung getan und die Freunde waren rechtzeitig informiert worden.

Sorin wandte sich nun an mich: „Genosse Steinschneider, Sie sind frei und können in Ihr Hotel zurückgehen. Der Genosse Dossunjanz scheint sich arg geirrt zu haben, als er Sie am Abramowskij Bulwar zu erkennen glaubte. Ich bitte um Entschuldigung, aber Sie werden gesehen haben, daß ich mich beeilt habe, die Angelegenheit aufzuklären."

Ich ersuchte nun den Kommissär, mir eine Bestätigung über meine Freilassung auszustellen, damit ich mir meine Waffe im Arrestlokal abholen könne. Ich bat auch um einen Führer dorthin, da ich mich in der Stadt nicht auskenne. Die vier Österreicher erklärten sich gerne bereit, mich zum Arrest zu führen. Auf diese Art konnten wir unauffällig beisammenbleiben. Ich dankte Gott, daß der Kommissär entweder zu faul oder zu dumm war, um sich in Kisil-Arwat zu erkundigen. Die Antwort von dort, daß Steinschneider im Spital liege, hätte mir unter Umständen das Leben kosten können.

Mit den Freunden suchte ich eine abseits gelegene Stolowaja auf, und wir unterhielten uns dort stundenlang über vergangene Zeiten, die wir gemeinsam verlebt hatten, und das, was sich nach meiner Abreise in die Heimat bis heute hier zugetragen hatte. Die ehemaligen Lagerkameraden fragten mich gründlich über die Heimat aus, die keiner von ihnen vergessen hatte, und nach der sie sich im Grunde genommen ja doch zurücksehnten.

Nachdem wir so offiziell bei der Polizei zusammengekommen waren, lag kein Grund mehr vor, ein Zusammentreffen zu vermeiden. Kerschbaum lud mich für abends zu sich ein. Dann verabschiedeten sich die anderen, während Kerschbaum mit mir zum Arresthaus ging, wo ich meine Pistole anstandslos zurückerhielt.

Abends gab es eine große Wiedersehensfeier in der Wohnung Kerschbaums. Außer den vier Österreichern und ihren Frauen war auch noch ein Ungar gekommen. Hunderte und aber Hunderte Fragen über die Verhältnisse in Österreich mußte ich beantworten. Alle hatten vollkommen falsche Begriffe von den Nachfolge- und Siegerstaaten, da die russischen Zeitungen höchst unklare und

unwahre Berichte über Europa veröffentlichten. Obwohl ich ja selbst schon wieder über drei Jahre von der Heimat fort war, konnte ich den Kameraden, die seit 1914, also seit elf Jahren, nicht mehr in Europa gewesen waren, doch viel Neues berichten. Als ich mich von den lieben Menschen verabschiedete, waren Zeit und Stimmung bereits stark fortgeschritten. Der gute turkestanische Wein hatte seine Wirkung getan. Alle gaben mir beim Abschied noch den guten Rat, so schnell als nur möglich aus Samarkand zu verschwinden. War ich einmal aus den Augen der Behörden und unterwegs, so würde sich kein Teufel mehr um mich kümmern. Ich dankte ihnen für alles Gute, das sie für mich getan hatten. Im Hotel angekommen, beruhigte ich den besorgten Chores und legte mich schlafen, da ich bereits zwei Nächte nachzuholen hatten.

Am übernächsten Tage suchte ich den Sowjet auf, und zur Ehre der Machthaber Usbekistans muß ich sagen, daß alles fertig und vorbereitet war. Sogar der Fahrschein für die Bahn, die mich über Tschernajewo (heute Ursatewskaja) und Chodschent nach Kokand bringen sollte, lag schon bereit. Vor dem Bahnhof wartete bereits ein Dschigit mit den Eseln und der Ausrüstung, während ich die Arba (Abb. 33) und das Pferd erst in Kokand bekommen sollte. Selten noch nahm ich so gerne von einer Stadt Abschied, wie diesmal von Samarkand. Der Schreck über Dossunjanz und meine Verhaftung war mir doch etwas in die Glieder gefahren.

und Kinder unser Lager. Hie und da ließ sich auch eine verschleierte Frau sehen, aber die Freiheitsbewegung schien vor den Bergen haltgemacht zu haben, denn unverschleierte Sartenfrauen, so wie in Samarkand und den anderen Städten, gab es hier noch nicht.

Der Aksakal des Kischlaks beklagte sich bei mir, daß ihnen ganze Rudel von Wildschweinen die Reisfelder verwüsteten und bat mich, die Schweine abzuschießen. Ich sagte gerne zu und ging mit Chores zu den Reisfeldern, die durch Gräben aus dem Isfairan bewässert wurden. Schon am Rande des Sumpfes hörten wir das Schwarzwild Laut geben und vernahmen das Brechen der Reispflanzen, welche die Tiere mit ihren Rüsseln aufwühlten und umlegten. Einige Sartenjungen waren als Treiber mitgekommen. Sie drangen von der Gegenseite in das Reisfeld ein und trieben uns durch Geschrei die Schweine zu. Einige Jungschweine brachen durch die Pflanzen, und von ein paar guten Schüssen getroffen, blieben sie liegen. Zwei große Muttertiere, die nach ihnen kamen, teilten das gleiche Schicksal. Dann brach laut brummend ein gewaltiger Eber hervor, den ich aufs Korn nahm. Der Schuß krachte. Ich sah deutlich Staub und Schmutz vom Rücken des Ebers aufspritzen, als ihn die Kugel traf. Einen Augenblick hielt er inne, sein Kopf wendete sich mir zu, und auf etwa dreißig Meter Entfernung sah ich seine tückischen Lichter und die zwei gewaltigen Hauer. Ich repetierte rasch, um einen neuen Schuß anzubringen, doch aus der Kammer sprang nur die ausgeschossene Hülse, der Rahmen war leer. Der Eber hatte inzwischen festen Boden erreicht. grunzte furchterweckend und lief auf mich zu. Schnell schob ich einen neuen Rahmen in das Gewehr und sprang zur Seite. Bevor ich noch schießen konnte, war er an mir vorbeigestürmt, und knapp hinter mir schrie jemand auf. Als ich mich umwandte, lag Chores auf dem Boden, der Eber aber raste schon zwanzig Meter weiter dahin. Ich riß das Gewehr hoch und feuerte schnell hintereinander. Das Tier brach zusammen.

Chores hatte eine fürchterliche Wunde davongetragen. Der anstürmende Eber hatte ihm mit seinem Hauer den Oberschenkel vom Knie bis zum Bauch aufgeschlitzt, so daß der Knochen zu sehen war. Ein großer Blutstrom quoll aus der Wunde. Ich schnitt

überfielen die wehrlosen Gefangenen und schnitten ihnen an dem Ufer des Syr-Darja nach furchtbaren Quälereien die Kehlen durch. Die Körper warfen sie in den Fluß, der nach den Aussagen der Uferbewohner tagelang abgeschnittene Gliedmaßen der armen Österreicher mit sich führte.

Wirklich stand in Suchana die Arba für mich bereit. Die Vorräte wurden aufgeladen, ein Dschigit übernahm die Kutscherstelle. Chores und ich bestiegen unsere Esel. In der größten Mittagshitze setzte sich unsere kleine Karawane in Bewegung, unbekannten Zielen entgegen.

Im Kischlak Utsch-Kurgan sollte die erste Übernachtung erfolgen. Vor uns erhob sich das Alaigebirge, das ohne jeden Übergang in steilen, fast senkrechten Felswänden aus der Ebene in die Höhe strebt. Durch eine unheimlich finstere Schlucht schießt der Isfairan in die Ebene. Nur ein schmaler Fahrweg führt neben ihm in das Tal. Hoch oben in den Bergen, bei der Rasthütte Dschatrabad, mündet ein kleines, tiefrotes Flüßchen in den Isfairan, das auf seinem Wege große Lager von Zinnobererde auslaugt und die Farbe mit sich führt. An schönen Tagen ist das Wasser grellrot, ohne deshalb verunreinigt zu sein, nach Regentagen aber geht die Farbe in ein dunkles Rot über, und der ganze Isfairan sieht dann aus wie ein Strom von Blut.

Es war schon dunkel geworden, als wir Utsch-Kurgan, inmitten eines großen fruchtbaren Tales, erreichten und unser Lager aufschlugen. „Lager aufschlagen" ist eigentlich nicht das rechte Wort, es klingt etwas zu anspruchsvoll, denn wir legten einfach unsere Decken auf das Wiesengras, und das Lager war fertig. Chores kochte einen prachtvollen Pilaw und hernach Tee. Die Esel und das Pferd hatte der Dschigit an Bäume angebunden, und als der Gaul etwas unruhig wurde und an der Leine zog, schüttete der Baum seine saftigen Uruk (Aprikosen) über uns aus, die wir mit Vergnügen verzehrten.

Am Morgen sahen wir, daß wir uns in einer kleinen, aber offenbar wohlhabenden Sartensiedlung befanden. Reiche Getreidefelder und Obstpflanzungen umgaben uns, sogar Reis war hier angebaut und schien sehr gut zu gedeihen. Bald umgaben Männer

und Kinder unser Lager. Hie und da ließ sich auch eine verschleierte Frau sehen, aber die Freiheitsbewegung schien vor den Bergen haltgemacht zu haben, denn unverschleierte Sartenfrauen, so wie in Samarkand und den anderen Städten, gab es hier noch nicht.

Der Aksakal des Kischlaks beklagte sich bei mir, daß ihnen ganze Rudel von Wildschweinen die Reisfelder verwüsteten und bat mich, die Schweine abzuschießen. Ich sagte gerne zu und ging mit Chores zu den Reisfeldern, die durch Gräben aus dem Isfairan bewässert wurden. Schon am Rande des Sumpfes hörten wir das Schwarzwild Laut geben und vernahmen das Brechen der Reispflanzen, welche die Tiere mit ihren Rüsseln aufwühlten und umlegten. Einige Sartenjungen waren als Treiber mitgekommen. Sie drangen von der Gegenseite in das Reisfeld ein und trieben uns durch Geschrei die Schweine zu. Einige Jungschweine brachen durch die Pflanzen, und von ein paar guten Schüssen getroffen, blieben sie liegen. Zwei große Muttertiere, die nach ihnen kamen, teilten das gleiche Schicksal. Dann brach laut brummend ein gewaltiger Eber hervor, den ich aufs Korn nahm. Der Schuß krachte. Ich sah deutlich Staub und Schmutz vom Rücken des Ebers aufspritzen, als ihn die Kugel traf. Einen Augenblick hielt er inne, sein Kopf wendete sich mir zu, und auf etwa dreißig Meter Entfernung sah ich seine tückischen Lichter und die zwei gewaltigen Hauer. Ich repetierte rasch, um einen neuen Schuß anzubringen, doch aus der Kammer sprang nur die ausgeschossene Hülse, der Rahmen war leer. Der Eber hatte inzwischen festen Boden erreicht. grunzte furchterweckend und lief auf mich zu. Schnell schob ich einen neuen Rahmen in das Gewehr und sprang zur Seite. Bevor ich noch schießen konnte, war er an mir vorbeigestürmt, und knapp hinter mir schrie jemand auf. Als ich mich umwandte, lag Chores auf dem Boden, der Eber aber raste schon zwanzig Meter weiter dahin. Ich riß das Gewehr hoch und feuerte schnell hintereinander. Das Tier brach zusammen.

Chores hatte eine fürchterliche Wunde davongetragen. Der anstürmende Eber hatte ihm mit seinem Hauer den Oberschenkel vom Knie bis zum Bauch aufgeschlitzt, so daß der Knochen zu sehen war. Ein großer Blutstrom quoll aus der Wunde. Ich schnitt

ihm das Hosenbein herunter und machte daraus Streifen, mit denen ich das verletzte Bein umwand. Das Blut war aber nicht zu stillen. Mit Hilfe der Sarten trug ich den halbbewußtlosen Chores zu unserem Lager. Meine Reservewäsche mußte als Verbandzeug dienen, die ich fest um das Bein wickelte. Alle vorhandenen Decken wurden nun auf der Arba ausgebreitet, Chores mit Stricken darauf festgebunden, und unser Zug machte sich auf den Weg nach Kisil-Kija. Der Bergwerksarzt nahm Chores sofort in Behandlung, lobte mein herzhaftes Eingreifen und brachte den Verwundeten in einer Hütte unter. Am übernächsten Morgen aber war mein Freund tot. Ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, war er zu seinen Ahnen eingegangen, in jene Gefilde, in denen es weder Räuber noch Kommunisten gibt.

Nach diesem traurigen Ereignis, das mir sehr naheging, dachte ich ernstlich daran, ob es nicht doch besser wäre, die ganze Reise aufzugeben und nach Persien zurückzukehren. Dann aber sah ich ein, daß niemand einen Vorteil davon hätte. Der arme Chores konnte nicht wieder zum Leben erweckt werden und der Hauptteil meines Reiseplanes wäre unausgeführt geblieben. Ich verzichtete auf die Arba und auf den Kutscher und beschloß, die Reise allein fortzusetzen. Mein Gepäck wurde dem einen Esel aufgepackt, der zweite sollte mir als Reittier dienen. Wieder trabte ich mit meinen beiden Grautieren aus Kisil-Kija hinaus, den Bergen zu. Nun war ich ganz allein. Den russischen Arzt hatte ich gebeten, Chores' Eigentum an Alim-Kul zu senden, der in seinem 3000 Kilometer entfernten Aul die Todesnachricht wohl mit Bestürzung erfahren hat.

Bei Eintritt der Dunkelheit erreichte ich Utsch-Kurgan und übernachtete in der Tschai-Chana.

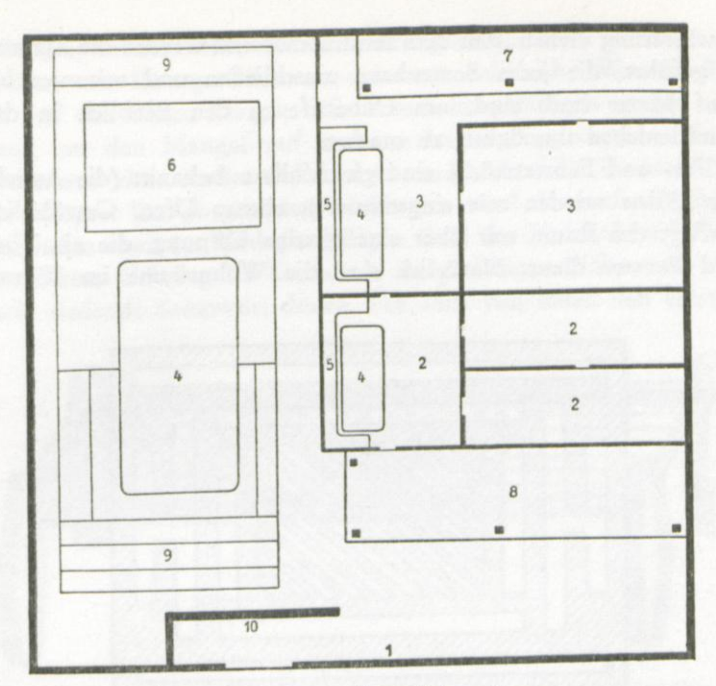
So unwirtlich das Isfairantal an seinem Beginn aussieht, so prächtig und reich ist es in seiner Fortsetzung. Das Tal war breiter geworden, üppig bebaute Felder und Obstkulturen wechselten mit saftigen Wiesen, auf denen Kamele, Esel, Pferde, Schafe und Rinder weideten. Der Weg übersetzt den Fluß häufig auf äußerst primitiven Brücken (Abb. 39) mit lose aufgelegten Prügeln. Oft mußte ich die Esel an einem Strick anbinden, selbst zuerst über

die schwankenden Stege gehen, unter denen der Isfairan mit unheimlicher Schnelligkeit dahinbraust, und dann die Tiere mit aller Kraft über die Brücke ziehen. Am zweiten Tage erreichte ich das Dorf Karaul, um das sich während des Einmarsches der Russen in Buchara heftige Kämpfe abgespielt hatten. Knapp vor dem Kischlak war eine nur notdürftig instand gesetzte Brücke, und wieder verweigerten mir die Esel den Gehorsam. Trotz allen Zuredens wollten sie nicht über die dünnen Äste gehen. Nach bewährtem Verfahren band ich sie an einen Strick, ging ans andere Ufer und schlang dort den Strick um eine Artscha (einen Wacholderbaum), dann begann ich kräftig zu ziehen. Ich brachte zwar die störrischen Tiere auf die Brücke, aber dann stemmten sie sich mit allen Vieren entgegen und waren nicht vorwärts zu bringen. Nun band ich den einen los und führte ihn ans jenseitige Ufer zurück, in der Hoffnung, daß ich sie einzeln leichter bezwingen würde. Der eine Esel konnte allein dem Zug des Strickes nicht mehr standhalten und folgte bis ungefähr zur Mitte der Brücke, wo er sich wieder feststemmte. Als ich mit einem starken Ruck anzog, brachen die morschen Prügel, mein Esel fiel hindurch und hing nunmehr zwischen Brücke und Wasser in der Luft. So sehr ich mich auch bemühte, das Tier heraufzuziehen, blieb die ganze Anstrengung doch erfolglos. Nach dem, noch eine halbe Stunde Wegs entfernten Kischlak um Hilfe zu laufen, hatte keinen Zweck. Denn es war tausend gegen eins zu wetten, daß der Esel inzwischen durch den um Hals und Brust geschlungenen Strick erwürgt worden wäre. Ich holte also einen Baumstamm aus dem Aufbau der Brücke, legte ihn über den Durchbruch und befestigte das eine Seilende daran, dann ließ ich mich mit der so oft in den österreichischen Alpen geübten Abseiltechnik zu dem Esel hinunter. Unter großen Schwierigkeiten konnte ich die Kurschims von seinem Rücken in Sicherheit bringen, dann zog ich mein Messer und schnitt das Seil, an dem der Esel hing, durch. Mit Bedauern sah ich meinen vierbeinigen Gefährten in den Fluten des Isfairan verschwinden, die den zappelnden grauen Körper rasend schnell davontrugen. Nun mußte ich erst die Brücke ausbessern und den anderen Esel herüberführen, was mir nach mehrstündiger Arbeit auch gelang.

An Stelle der alten, zusammengeschossenen und verfallenen Hütten von Karaul hatte man neue, freundliche Lehmhäuser aufgebaut. Allerdings gab es auch in diesen Neubauten keine Fenster, sondern nur einfache, mit Holzläden verschließbare Öffnungen, aber die Räume waren innen weiß getüncht und sauber gehalten.

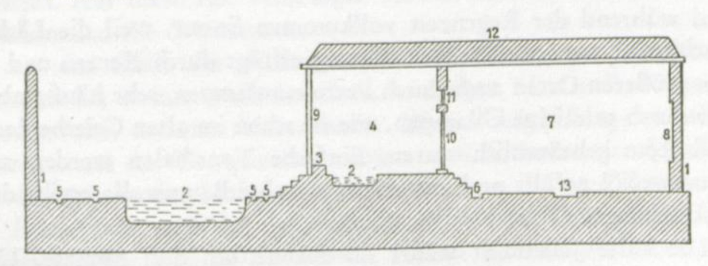
Die Bauweise in Zentralasien, namentlich in Turkestan und Buchara, ist uralt und überaus einfach. Grundmauern in unserem Sinne gibt es nicht. Vor dem Platz, an dem sich der beabsichtigte Bau erheben soll, wird eine Grube ausgegraben, in die während des Grabens immer wieder Wasser eingelassen wird. Aus dem so befeuchteten Lehm werden mit Hilfe eines Holzkistchens Ziegel gemacht, die einfach in der Sonne trocknen, während der Lehm selbst beim Bau als Mörtel dient. Sind die Mauern etwa drei Meter hoch gediehen, werden dünne, unbehauene Stämme der Silberpappeln darübergelegt. Auf diese etwas schräg liegenden Dachsparren werden nun Matten aus Schilf oder Stroh gelegt, und das Ganze wird mit einer etwa dreißig Zentimeter dicken Schichte aus Lehm bestrichen, der vorher mit kleingeschnittenem Stroh, dem sogenannten Samman, vermengt wurde, um dem Lehm mehr Haltbarkeit zu geben. Die meist aus Löß bestehende Lehmerde wird durch die Sonnenglut in einigen Monaten so hart, daß sie witterungsbeständiger ist als Stein oder gebrannte Ziegel. Solche Häuser werden nicht selten einige Jahrhunderte alt. Aber auch die Grube, aus der das Baumaterial entnommen wurde, ist nicht zwecklos gemacht, sie ergibt, mit Wasser gefüllt, in dem zukünftigen Hof oder Garten den unbedingt notwendigen und nie fehlenden Teich, Chaus genannt, der das Wasser zum Kochen und Waschen sowie zur Bewässerung der Blumen und Bäume liefert. Den ganzen Sommer über verbringen die Eingeborenen ihre freie Zeit und die Nächte am Rande des Chaus. Hier wird Tee getrunken, gegessen und geschlafen. Häufig wird auf dem flachen Dache noch eine Terrasse (Bala-Chana) aus dünnen Stangen aufgebaut, die mit Schilfmatten überdeckt wird und mittels einer primitiven Leiter erreicht werden kann. Längerbleibende Gäste werden meist hier untergebracht.

Von dem Chaus werden zahlreiche Gräben abgeleitet, die zur



Grundriß eines turkestanischen Hauses.

1 Vier bis fünf Meter hohe Umfassungsmauer.
2 Frauenabteil (Harem).
3 Männerabteil.
4 Teiche (Chaus).
5 Lehmbänke.
6 Terrasse aus Lehm.
7 Stallungen.
8 Gedeckte Terrasse der Frauen.
9 Wassergräben.
10 Innere Schutzmauer.

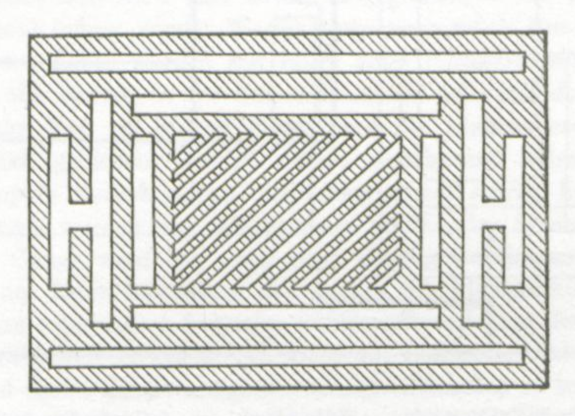


Querschnitt eines turkestanischen Hauses.

1 Umfassungsmauer.
2 Teiche (Chaus).
3 Lehmbank.
4 Gedeckte Terrasse.
5 Wassergräben.
6 Vertiefung für die Überschuhe.
7 Wohnraum.
8 Nische für Kleider.
9 Holzsäulen, die das Terrassendach tragen.
10 Türe.
11 Holzgitter (Fenster).
12 Lehmschichte des Daches.
13 Vertiefung für den Mangal.

Bewässerung dienen. Aus dem Aushubmaterial werden die Mauern aufgeführt, die jedes Sartenhaus umschließen und mitunter bis fünf Meter hoch sind, um Unberufenen den Einblick in das Familienleben unmöglich zu machen.

Tür- und Fensterstöcke sind gleichfalls unbekannt (die Angeln der Läden werden mit eingemauert), ebenso Öfen. Gewöhnlich verfügt der Raum nur über eine einzige Öffnung, die als Türe und Fenster dient. Natürlich sind die Wohnräume im Winter

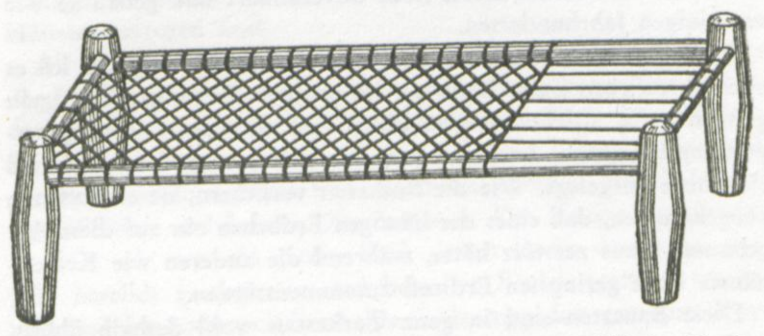


Fenstergitter aus Holz, wie es in Buchara üblich ist.

und während der Regenzeit vollkommen finster, weil die Läden geschlossen werden. Die Beleuchtung erfolgt durch Kerzen und in den größeren Orten auch durch Petroleumlampen, sehr häufig aber nur durch primitive Öllampen, wie sie schon im alten Griechenland und Rom gebräuchlich waren. Einfache Tonschalen werden mit Baumwollöl gefüllt und zusammengedrehte Baumwolle ergibt den Docht hierzu.

Die kalte Jahreszeit währt durchschnittlich drei Monate. Um sich gegen die Kälte zu schützen, ziehen Männer und Frauen noch einige Wattemäntel über die im Sommer üblichen an. Bessersituierte hüllen sich in Pelzchalate, die mitunter recht kostbar sind. Beim Aufenthalt in der Wohnung wird das Kohlenbecken

(Mangal) in die Mitte des Zimmers gestellt. Über den Mangal kommt ein Eisengestell, von dem aus zahlreiche Wattedecken bis auf den Boden hängen. Die Familienangehörigen hocken sich rund um den Mangal auf mehrere Lagen Filzdecken — Fußböden aus Holz sind unbekannt — und ziehen die Decken über die Körper. Der so gebildete Hohlraum wird durch den Mangal angenehm erwärmt, und die giftigen Gase der Holzkohlen ziehen durch eine Öffnung im Dache ab. In greifbarer Nähe steht der ewig siedende Samowar, dessen Tee auch von innen den Körper



Turkestanische Bettstelle, die nur bei reichen Leuten gebräuchlich ist. Die Bespannung besteht aus Kamel- oder Roßhaarstricken.

wärmt. Auf diese Art verbringen Sarten, Bucharen, Kirgisen und Turkmenen die Winterszeit.

An der Stelle der Hofmauer, wo sie durch das Tor unterbrochen ist, ist innerhalb derselben, in einigen Metern Entfernung, eine zweite, mehrere Meter breite Mauer aufgeführt, um selbst dann, wenn das Tor geöffnet werden muß, Fremden den Einblick in das Innere des Hofes zu verwehren.

Jedes Haus, auch das des Ärmsten, ist in zwei Teile geteilt. Der meist kleinere Teil ist der für die Frauen bestimmte Harem, der vom Innern des Hauses keinen Zugang hat. Der Harem verfügt über einen vollständig abgeschlossenen Hof oder Garten und ist nur durch eine Türe, die den einzigen Zugang zum Harem bildet, mit der Terrasse des Hausherrn verbunden. Wenn ein Besucher

kommt und die Frau oder die Tochter sich gerade im Abteil der Männer befinden, muß er so lange vor dem Tore warten, bis die Frau das Feld geräumt hat.

In den großen Oasen Turkestans hat in dieser Beziehung wohl die kommunistische Bewegung und die Propaganda der Gottlosenverbände einigen Wandel gebracht, ohne aber in den Kischlaks und in den Städten Ostbucharas festen Fuß fassen zu können. Nicht umsonst war Buchara durch Jahrhunderte die Festung des Islam. Außerhalb der größeren Orte und bei den Nomaden sind Sitten und Gebräuche heute noch unverändert und genau so wie vor einigen Jahrhunderten.

In Südbuchara wird aber noch viel einfacher gebaut, als ich es oben beschrieben habe. Dort werden aus dem Lehm große Kugeln geformt, die aufeinandergeschichtet und mit den Füßen plattgestampft werden. Immer wenn eine Schichte trocken ist, wird eine neue aufgelegt. Wie die Bucharen versichern, ist es noch nie vorgekommen, daß eines der häufigen Erdbeben ein auf diese Art gebautes Haus zerstört hätte, während die anderen wie Kartenhäuser beim geringsten Erdstoß zusammenstürzen.

Diese Bauarten sind in ganz Turkestan wohl deshalb üblich, weil wegen des großen Holzmangels weder Ziegel gebrannt, noch höhere Bauwerke aufgeführt werden können, aber auch deshalb, weil die Landesbewohner sehr häufig ihren Aufenthaltsort wechseln und daher in der Lage sein müssen, sich binnen kurzer Zeit ein neues Haus auf einem anderen Platz zu errichten. Quintus Curtius erzählt, daß Alexander d. Gr. die 27.000 Häuser und die Stadtmauern von Alexandria am Tanais (dem heutigen Chodschent) binnen siebzehn Tagen erbauen ließ. Merkwürdigerweise sind die Moscheen und Medressen sowie einige alte Bäder aus Tamerlans Zeit aus dünnen gebrannten Ziegeln aufgeführt; Steinbauten kommen nur in den Bergen Ostbucharas und in Ferghana sowie in Darwas, Badachschan und einigen anderen Orten vor. In alter Zeit müssen die Bewohner Turkestans ausgesprochene Höhlenbewohner gewesen sein, wie aus den bei Samarkand, Karschi, Kerki und Merw aufgefundenen Riesenhöhlen ersichtlich ist, die, in den Lößboden gegraben, ganze unterirdische Städte von großer

Ausdehnung bilden. Vielleicht waren das aber auch nur Zufluchtsorte vor mächtigen Feinden, die heranrückten, um die Städte zu erobern.

Es ist leicht begreiflich, daß jeder Winter in Turkestan unter den oben geschilderten primitiven Wohnverhältnissen zahlreiche Opfer fordert. Da Thermometer so gut wie unbekannt sind, beurteilen die Eingeborenen den Grad der Kälte nach der Anzahl der jeweils in den Wohnungen Erfrorenen. So erzählen die Sarten heute noch mit Schaudern vom Winter 1912, in welchem in einer einzigen Nacht in Buchara allein gegen 3000 Menschen in den Häusern erfroren sind.

All das oben Geschilderte trifft natürlich auch für die Häuser der Reichen zu, insofern sie nicht in einer der großen Oasen leben, die einiges von der Wohnkultur der Russen übernommen haben. So übernachtete ich einmal bei dem früheren Beg von Faisabad, dessen ebenerdiges Haus wohl sechzehn Zimmer, aber kein einziges Fenster und keinen Ofen aufwies. Der einzige Luxus, den ich dort sah, war ein großer Saal, dessen Decke durch eine Anzahl herrlich geschnitzter und bemalter Säulen gestützt wurde, während der Boden mit kostbaren Seidenteppichen geradezu überschüttet war. Der größte Stolz des Beg aber war seine aus gewöhnlichem Blech gemachte Laterne in der Form unserer früheren Gaslaternen der Straßenbeleuchtung, in der eine Petroleumlampe brannte. Dabei galt der Beg als der reichste Mann Ostbucharas, was etwas heißen will, da die zahlreichen Adeligen über große Reichtümer verfügten.

In Karaul (Kara-ul ausgesprochen) erstand ich für wenig Geld einen Ersatz für meinen ertrunkenen Esel und machte mich wieder auf den Weg, der nunmehr in Serpentinen ziemlich steil aufwärts führte. Bis Karaul war die Straße noch halbwegs in Ordnung gewesen, nun wurde sie schmäler und schlechter. Bei Eintritt der Dunkelheit erreichte ich ein neuerbautes Haus, das, von einer hohen Mauer umgeben, einen recht sauberen Eindruck machte. Da die Straße etwas höher verlief, konnte ich in den unter mir liegenden Hof hineinsehen, ohne einen Menschen zu erblicken. Vielleicht konnte ich hier übernachten? Ich band meine Esel an einen Fels-

block fest und stieg zum Eingang hinunter. Nach energischem Klopfen ging eine Lucke im Tor auf und ein Gewehrlauf wurde herausgeschoben, gleichzeitig forderte mich die Stimme des Unbekannten auf, sofort zu verschwinden, da er sonst schießen würde. Zunächst sprang ich ganz nahe an das Tor heran, um dem Schützen kein Ziel zu bieten, dann nahm ich die Verhandlungen mit dem Unsichtbaren auf. Ich schilderte ihm, daß ich staatlicher Geologe sei und dringend der Ruhe bedürfe, weshalb ich bei ihm übernachten wolle. Selbstverständlich sei ich bereit, für alles zu bezahlen. Nach unwilligem Knurren wurde das Tor geöffnet. Ich holte nun meine Esel herbei und zeigte dem Tadschiken meine Papiere, die er eingehend musterte. Offenbar war er nun beruhigt, denn er führte sofort meine Tiere nach dem Stall und warf ihnen Heu als Futter vor. Dann erst forderte er mich auf, ihm ins Haus zu folgen.

Mein Gastgeber war ein Artschatschik (Hüter der Wacholderbäume), der von Staats wegen dazu bestellt war, die kärglichen Baumreste vor der Ausrottung zu schützen. Vor zwei Jahren hatten die usbekischen Sowjets einundzwanzig solcher Waldhüter in diesen Teil des Alai geschickt und hatten ihnen auch von Staats wegen an verschiedenen Orten Häuser erbaut. Die Artscha ist der einzige Baum, der in diesen Höhen der bucharischen Berge gedeiht. Im Alai kommen die Wacholderbäume bis zu 4000 Meter vor, wo sie ganze Wälder bilden, ebenso im Hissargebirge. Die einst sehr großen Bestände auf den Nordabhängen des Alai wurden während des Weltkrieges und später im Bürgerkrieg arg gelichtet, da das sehr harte und knorrige Holz die besten Holzkohlen ergibt. Auf den südlichen Abhängen des Alai gibt es Nußwälder, deren größter Wert ihre Krankheit ist. Ein krankhafter Auswuchs, Maser genannt, ergibt kostbares Schnitzholz, das nach Amerika geliefert wird und nach dortigen Angaben von manchem Baum bis zu 10.000 Goldrubel einbringt (?). Die Artscha sieht unseren Föhren ähnlich, erreicht eine Höhe bis zu zwanzig Metern und einen Stammdurchmesser von etwa einem Meter. In Höhen über 4000 Meter sah ich im Pamirgebiet nur mehr niedrige, verkrüppelte Stämmchen, die kaum einen Meter Höhe erreichten.

Um diesen kostbaren Baumbestand zu schützen — die Artscha braucht etwa achtzig Jahre zur vollen Entwicklung —, wurden die Waldhüter bestellt. Da es auf der Nordseite der Berge aber keine anderen Bäume gibt, anderseits die Holzkohle unentbehrlich ist, wurden sogenannte Artels gebildet, die zu zehn bis fünfzehn Mann das Gebirge durchstreifen und die durch Schnee- und Steinlawinen oder durch Stürme entwurzelten Bäume sammeln und unter großer Mühe zu Tal schleppen, wo sie dann ihre Kohlenmeiler errichten. Die Waldhüter haben das Recht, sofort ohne Anruf auf Männer zu schießen, die sie beim Umschlagen einer Artscha erwischen. Natürlich sind diese Leute bei den Bewohnern der wenigen Kischlaks und bei den über die Berge ziehenden Nomaden nicht gerade beliebt, da sie ihnen die kostenlose Beschaffung von Holzkohle sehr erschweren. Deshalb sind die Waldhüter ständig auf der Hut, und das war auch der Grund, warum mich mein Gastgeber mit dem Gewehr begrüßt hatte.

Wir lagen längst auf den Filzdecken, und die primitive Öllampe war schon verlöscht, aber der Artschatschik erzählte noch immer von seinem entbehrungsreichen und gefahrvollen Leben, froh, einen Zuhörer gefunden zu haben.

Früher stand an dieser Stelle, wo heute das Waldhüterhaus steht, ein Rabat (Rasthaus), das einst der Chan von Kokand zum Schutze der Karawanen gegen Räuber errichtet hatte. Viele Hunderte von Karawanen zogen jährlich über den Dengis-Bei (Paß des Guten Geistes) von Buchara nach Ferghana oder umgekehrt, und ihre Kamele trugen reiche Lasten an Gold, Türkisen, Teppichen, Seide, Tabak, Wolle, Getreide und Waffen. Manche dieser Karawanen wurden noch in Karaul oder in Daraut-Kurgan gesehen, langten aber nie an ihrem Ziele an. Sie waren und blieben verschwunden. Mitunter ordnete der Gouverneur in Taschkent auf russischer Seite oder der Diwan Begi auf bucharischem Gebiet eine Untersuchung über das seltsame Verschwinden der Karawanen an, doch stets ergebnislos. Erst die Eroberung Bucharas durch die Russen von 1920 brachte des Rätsels Lösung. Einer der meist umkämpften Punkte im Gebirge war das Rabat, auf dessen noch vorhandenem Fußboden wir nun lagen, das nur nach großem

Blutvergießen erstürmt werden konnte. Der Rabatbaschi und seine überlebenden Diener wurden nach Skobelew gebracht und vor das Revolutionstribunal gestellt. Während der Verhandlung erzählte der Baschi, von Stolz gebläht, den sicheren Tod vor Augen, daß er nicht weniger als vierhundertelf Menschen in seinem Karawansarai ermordet hatte. Die Kamele der Ermordeten wurden jeweils nachts von seinen Dienern zu seinem Onkel, dem Räuberhauptmann Chodscha-Chan, in die Bergschluchten des Turkestangebirges, auf Schleichwegen, die nur ihnen bekannt waren, gebracht, während er die Menschen mit Tarantelschnaps („Bengi" genannt) berauschte und dann einem Bären, den er im Keller hielt, zum Fraße vorwarf. Da er dem Bären oft wochenlang nichts anderes zu fressen gab, hatte er sich an Menschenfleisch gewöhnt. Nach diesem grauenhaften Geständnis ging ein Trupp der Roten Armee nochmals in die Berge und fand wirklich im Keller des zerschossenen Hauses einen großen wilden Bären und Knochen vieler Hunderte von Menschen, die in einer ganzen Schichte den Boden bedeckten. Die geraubten Reichtümer aber konnten nicht gefunden werden. Der Alte versicherte mir, daß er jeden Tag stundenlang die Umgebung des Hauses genau untersuche, um vielleicht doch noch die vergrabenen Schätze zu finden.

Auf meine Frage über den erwähnten Tarantelschnaps erzählte er mir, daß dieser Schnaps in Turkestan seit alters her bekannt sei. Will man Tarantelschnaps machen, so fängt man eine Anzahl Phalangane (Tarantelspinnen), gibt sie in ein Glas und wirft einige Stücke trockener Äpfel oder Uruk hinein. Die wütenden Spinnen stürzen sich sofort auf diese Fruchtstücke und beißen hinein. Dabei geben sie ihr Gift an das getrocknete Obst ab, das dann dem gegorenen Kischmisch vor dem Brennen beigemengt wird. Das Gift von etwa dreißig bis vierzig Phalanganen genügt, um einen Liter dieses furchtbaren Getränkes herzustellen. Ein kleines Gläschen des Schnapses reicht aus, um einen Menschen wahnsinnig werden zu lassen. Schon eine halbe Stunde nach dem Genuß treten Lähmungserscheinungen auf, so daß sich der Vergiftete nicht mehr rühren kann. Nach einer weiteren Stunde tritt völliger Irrsinn ein.

Mit diesem Tarantelschnaps hatte der Karawanbaschi seine Gäste bewirtet und sie dann im Zustande der Wehrlosigkeit dem Bären vorgeworfen. Er wurde für seine Taten zum Tode verurteilt, doch holten ihn die Sarten nachts aus dem Gefängnis heraus und führten ihn in die Wüste, dort wurde er mit einem Strick an die Sättel zweier Rennkamele angebunden, denen man Pfeffer in die After streute, so daß sie wie wild in die Wüste nachstürmten und den Körper des vielfachen Mörders hinter sich nachschleiften. Einige Tage später fand man sein Gerippe, das Fleisch hatten längst die Geier von den Knochen gehackt.

Interessiert lauschte ich den Worten des Alten, der in den Bergen geboren und unter Räubern aufgewachsen war. Wie er eingestand, war er früher auch bei der Bande des Madamin-Beg gewesen und hatte später unter Enver Pascha gegen die Roten gekämpft. Erstaunt horchte ich auf. Nur zu gerne wollte ich mir Gewißheit über die Art von Envers Tod verschaffen. Schon halb schlafend meinte der Artschatschik: „Wenn du nach Denau kommst, so frage dort nach Agabekoff, der weiß es besser als ich!"

Wieder stieg ich den Weg neben dem Isfairan bergauf. In den Artschas zwitscherten Singvögel aller Art, die der Regen offenbar zu neuem Leben erweckt hatte, denn sie waren früher nicht zu hören gewesen. Seit ich Kisil-Kija verlassen hatte, war ich weder Nomaden noch einer Warenkarawane begegnet. Still und einsam lag das Hochtal da. Der Lößboden war verschwunden und hatte reinem Fels Platz gemacht. Von Zeit zu Zeit ging irgendwo in der Ferne eine Steinlawine mit Donnergetöse nieder. Bald brannte die Sonne in die enge Schlucht, und im Nu waren Tau und Regenwasser vertrocknet. Zu Mittag machte ich Rast, dünstete etwas Reis in Schaffett und nahm ein Bad in dem eiskalten Wasser des Flusses. Dann zog ich mich bis auf die Schuhe splitternackt aus und nahm in diesem Adamskostüm meine Wanderung wieder auf. Ich wollte den Weg so lange fortsetzen, bis ich einen geeigneten Lagerplatz gefunden hatte. Es war schon Nacht geworden. Meine beiden Esel blieben von Zeit zu Zeit stehen, als wollten sie mich ermahnen, doch endlich für heute Schluß zu machen. Bald erschien der Mond am Himmel und ließ die Eisfelder der hoch-

gelegenen Gletscher in milchweißem Zauberlicht erstrahlen. Die Schlucht war breiter geworden, allmählich ging das Geröll in Gras über, und bald sah ich Lichter vor mir auftauchen. Ich zog meinen Chalat an und ging auf das erste Haus zu. Der Besitzer führte mich zur Tschai-Chana, und auf meine Frage erfuhr ich, daß ich den kleinen Kischlak Tschikoi erreicht hatte (Abb. 40).

Der nächste Tag brachte bittere Kälte. Während ich am Vortage selbst nach Sonnenuntergang noch völlig nackt marschiert war, mußte ich heute meine beiden Wattechalats übereinander anziehen, um nicht zu frieren. Erst gegen Mittag, als der Weg, etwa 200 Meter über dem Flusse, steil aufwärts führte und die Sonne senkrecht in den schmalen Spalt der Schlucht schien, konnte ich die Mäntel wieder ausziehen und dem Esel aufpacken. Hoch über mir sah ich eine überlebensgroße Menschengestalt in altertümlicher Kleidung in den Felsen gemeißelt. Ich band die Esel fest und kletterte hinauf, um mir das Riesenrelief etwas näher anzusehen. Schlagproben ergaben, daß es sich hier um eine äußerst harte Gesteinsart handelte, die dennoch von den Wetterunbilden arg mitgenommen war. Die einst sicher scharfkantig ausgemeißelten Teile der Figur waren abgerundet und vielfach gesprungen. Nur dort, wo sie gegen die Angriffe des Windes geschützt war, fand sich die ursprüngliche Form noch gut erhalten. Es mußten Jahrhunderte vergangen sein, seit ein mongolischer oder usbekischer Künstler dieses Werk geschaffen hatte. Was mochte ihn hier an diesem weltfernen Gebirgsweg dazu bewogen haben?

Gegen Abend hörte ich die Laute eines Kornois (ähnlich unserem Alphorn) ertönen, und bald stand ich vor der fast völlig verfallenen Mühle Degirmatsch (Abb. 38). Der eigentliche Wohnraum des Müllers befand sich unterhalb des Wasserrades in einer Höhle, die er gerne mit mir teilte. Er beklagte sich, daß er in den letzten Jahren fast nichts zu tun habe. Früher zogen während des Sommers täglich einige Dutzend Karawanen über den Dengis-Bei, aber seit der Sowjetherrschaft wurden die Transporte immer seltener, und die Nomaden zogen nach Chinesisch-Turkestan, wo sie viel mehr Freiheit genießen. Die Karawanen hatten früher auf ihrer Reise Brotgetreide und Reis mit sich geführt, und keine von

ihnen war vorübergezogen, ohne sich in Degirmatsch Mehl mahlen zu lassen.

Der Müller machte mich aufmerksam, daß eine Wegstunde von hier der Isfairan die Brücke weggetragen habe und daß ich mit meinen Eseln Mühe haben würde, den Fluß zu übersetzen. Auf meine Bitte begleitete der Müller mich bis an diese Stelle, und trug bis zur Brust im reißenden Wasser stehend meine Esel auf seinen Schultern hinüber. Ich wollte mich erkenntlich zeigen und bot ihm fünf Rubel an, aber er lehnte lachend ab und sagte, daß ihn Allah einst dafür belohnen werde, denn der Koran verpflichte alle Menschen, einem Reisenden zu helfen. Als ich ihm eine Handvoll Ferghanatabak geben wollte, mußte ich ihm lange zureden, bis er ihn nahm, obwohl dieser für den armen Müller eine kostbare Seltenheit darstellte.

Nach der zerstörten Brücke verbreiterte sich der Weg wieder und wurde zur regelrechten Straße. Wie ich dann später in Dschidingi erfuhr, hatten in den Jahren 1916 und 1917 österreichisch-ungarische Kriegsgefangene aus Skobelew diesen Teil des Weges gebaut, der längs des Isfairan nach Kisil-Kija führen sollte, aber nicht fertig wurde, da inzwischen der kommunistische Umsturz erfolgte und die Bandenkämpfe der Sarten und Tadschiken einsetzten. Unweit von Surmatsch zeigte mir ein Kirgise einen kleinen Friedhof, auf dem 37 Österreicher und Ungarn begraben liegen, die beim Straßenbau verunglückt oder an Krankheiten gestorben waren. Also selbst hier in diesem entlegensten Gebiet des russischen Reiches, nahe der chinesischen Grenze, in einer Höhe von etwa 3000 Metern, lagen Opfer des Weltkrieges. Einige schlichte Holzkreuze trugen unleserliche Inschriften, so daß es mir nicht möglich war, die Namen der hier Ruhenden festzustellen. Lange stand ich vor den eingesunkenen Gräbern meiner Landsleute, die fast 6000 Kilometer von der Heimat entfernt hier sterben mußten.

Bald traf ich auf die ersten Vorposten der Kara-Kirgisen, durch deren Weidegebiet mein weiterer Weg führte. Esel, Pferde und Kamele sind ihre einzigen Nahrungslieferanten. Die Milch der Stuten liefert den so beliebten Kumis, der eine Hauptnahrungsquelle der Nomaden und Bergbewohner bildet. Die Pferdemilch

wird zur Kumisbereitung in Schafschläuche gefüllt und macht dort unter oftmaligem Schütteln einen Gärungsprozeß durch, wobei die Milch dick und fett wird. Aus Kamel- und Schafmilch wird der gleichfalls beliebte Airan gewonnen, der in den Bergen mit etwas Schnee oder Eis vermischt gegessen wird. Die Bereitung von Butter ist hier gänzlich unbekannt und wird nur in den Oasen und Tieftälern ausgeübt.

Zwei Tage schob ich hier als Rast ein, um mir und meinen Grautieren etwas Erholung zu gönnen. Nur zu gerne wäre ich länger an diesem idyllischen Platze geblieben. Als die Kirgisen sahen, daß sie es mit keinem Bolschewiken zu tun hatten, waren sie die Zutraulichkeit und Gastfreundschaft selbst geworden. Mir zu Ehren wurde ein Schaf geschlachtet und gebraten. Mit großem Interesse sah ich den Vorbereitungen zum Festschmaus zu. Eine tiefe Grube wurde gegraben und fast bis zur Gänze mit Artschaholz angefüllt, das angezündet wurde. Als nur mehr die glühenden Kohlen auf dem Boden der Grube lagen, wurde ein Balken über das Loch gelegt und an diesem ein ausgeweidetes Schaf aufgehängt, dann wurde die Grube mit Zweigen und Erdreich zur Gänze bedeckt. Nach etwa drei Stunden wurde das nunmehr völlig durchgebratene Schaf herausgenommen und verteilt. Der Aksakal und ich als Ehrengäste wurden mit je einem fettreichen Hinterschenkel bedacht, während der Rest unter den anderen Leuten, neun an der Zahl, aufgeteilt wurde. Im Nu hatten wir elf Menschen — Kinder inbegriffen — das ziemlich große Schaf verzehrt. Mächtige Tonkrüge wurden herangeschleppt, deren Inhalt, Kumis und Airan, gleichfalls in kurzer Zeit zur Gänze vertilgt war.

Die Steppenkirgisen waren in den letzten zwanzig Jahren mehr oder weniger unfrei und Untertanen der Russen geworden, nicht so die Bergkirgisen. Auf den Nordabhängen des Großen und Kleinen Alai, im großen Alaital und im Pamir lebten die Kirgisen damals noch so wie zu den Zeiten der Goldenen Horde. Befreit von jedem Untertanenzwang, frei von Steuern und Einschränkungen ziehen sie mit ihren Herden durchs Land. Wenn ich also wirkliches Kirgisenleben kennenlernen wollte, mußte ich ins Alaital gehen. Wer weiß, sagte ich mir, wie lange die Freiheit dort noch

dauert, in ein oder zwei Jahrzehnten wird vielleicht auch dort der Siegeszug westlicher Kultur den letzten Rest des ungebundenen Nomadenlebens zerstört haben.

Die Kirgisen zerfallen in die Kirkis-Kaisaken und in die Kara-Kirgisen. Die Kaisaken (sie selbst nennen sich Kasaken und haben natürlich mit den Kosaken nichts gemein) wandern von der Wolga bis zum Ebi-Noor und von Afghanistan bis nach Sibirien, während die Kara-Kirgisen die Gebirge in Turkestan und Westchina als ihr Wandergebiet betrachten. Die große Horde der Kara-Kirgisen, etwa dreihunderttausend Menschen, lebt im Alai und Pamir sowie in den Bergen von Ferghana. Der Religion nach sind sie sunnitische Mohammedaner, jedoch ohne besondere Religiosität. Religiöse Waschungen und Koranverrichtungen kommen bei ihnen so gut wie gar nicht vor. Das, was sie mit der Lehre Mohammeds verbindet, ist die Zeremonie der Beschneidung, das Rasieren des Kopfes bei den Männern und die Begeisterung für religiöse Märchen, die sie mit großem Vergnügen anhören. Im übrigen sind sie aber in hohem Grade dem Aberglauben verfallen. Ihre Baksas (Schamanen, Zauberpriester) haben bedeutend mehr Einfluß als die angesehensten Mullahs. Entgegen den Korangeboten gehen die Frauen unverschleiert. Das mag seine Ursache darin haben, daß die Kirgisen infolge ihrer Wanderungen weder Moscheen noch Medressen haben, wo sie zur Befolgung des Korans herangezogen und belehrt werden könnten.

Die Zauberpriester sind ihre Ärzte und Wettermacher, die Unglück bannen und herbeiführen können. Sie gehen zur Erhöhung ihres Ansehens auf glühendem Eisen, sie essen glühende Holzkohlen und verschlingen Nägel, Peitschen und zerbrochenes Glas. Aus Asche und Knochen prophezeien sie die Zukunft und brauen Zaubergetränke für die verschiedensten Anlässe im menschlichen Leben.

Trotz ihrer geringen Religiosität sind die Kirgisen moralisch hochstehend. Sie sind unbedingt ehrlich und treu. Ihre Gastfreundschaft wird nur von der der Jomud-Turkmenen erreicht. Von Pietät den Toten gegenüber haben sie gar keine Ahnung, und wenn man doch von Zeit zu Zeit auf einen mit Roßschweifen geschmückten Hügel eines kirgisischen Heiligen stößt, kann man

überzeugt sein, daß unter ihm ein großerer Zauberer oder ein berühmter Batir ruht. Die Batir sind Viehdiebe, die sich durch ihre Geschicklichkeit im Pferderaub ein Vermögen verschafft haben, und denen die dankbaren Erben dann eben einen Grabhügel oder gar ein Mausoleum aus Lehm errichten. Da Pferdediebstahl und Raub, wenn sie an einem anderen Stamm begangen werden, bei den Kirgisen absolut nicht als Verbrechen gelten, verträgt sich dies ohne weiteres mit ihrer obenerwähnten Ehrlichkeit. Dieser Rechtsauffassung ähnlich ist die Rechtsprechung, soweit sie nicht in bewohnten Gebieten von staatlichen Richtern ausgeübt wird. Die Kirgisen vermeiden es aber, die Bei-Gerichte anzurufen und unterwerfen sich lieber den eigenen Stammesgerichten. Die Strafeinheit und zugleich die höchste Strafgrenze bildet ein „Kun", der aus 500 Schafen, 50 Pferden und 25 Kamelen besteht. Je nach der Größe des Verbrechens wird ein ganzer, ein halber oder ein Viertel Kun als Strafe auferlegt. Für die Einbringlichkeit des Kun haftet die ganze Familie des Verurteilten, sogar der ganze Aul oder dessen Stamm. Wer wegen eines Raubes verurteilt wird, muß nicht nur den Kun bezahlen und den Raub zurückgeben, sondern auch seine eigenen Waffen und Kleider an die Familie des Beraubten ausfolgen.

Der Reichtum der Kirgisen sind ihre Herden, denen sie alles verdanken, was sie besitzen. Aus der Wolle der Kamele weben sie ihre Kleider und Teppiche, ferner stampfen sie aus dieser ihre Filzdecken, die sie sowohl zum Umkleiden der Jurten als auch zum Belegen des Fußbodens in diesen benötigen. In holzarmen Gegenden wird aus den Exkrementen der Kamele und Esel der Kisjak hergestellt, mit dem dann den ganzen Winter über die Jurten geheizt werden. Wagen sind bei den Kirgisen unbekannt, weshalb sie ihre ganze Habe auf Kamelen transportieren, die viel kräftiger als die afrikanischen oder persischen Kamele sind. Lasten von vier bis fünf Zentnern sind der Durchschnitt, mit denen ein Kirgisenkamel fünfzig bis sechzig Kilometer täglich zurücklegt. Pferde werden, obwohl in großen Massen gehalten, nur zur Jagd und zu Reiterspielen verwendet. Auf der Wanderung laufen die Pferdeherden frei mit.

Sehr zahlreich sind die Schafe, und zwar die Fettschwanzschafe, deren Steiß (Kurdjuk genannt) durchschnittlich fünfzehn bis zwanzig Kilogramm Fett liefert. Es gibt Familien, deren Besitz an Schafen 20.000 Stück und mehr beträgt, während die Anzahl der Rinder sehr gering ist. Auf den Weide- und Lagerplätzen über 2000 Meter Höhe werden meist Yaks als Lasttiere verwendet. Diese aus Tibet stammenden Yaks sind von kohlschwarzer Farbe und haben ein unheimliches und furchteinflößendes Aussehen, sind aber völlig harmlos und äußerst gutmütig. Diese Tiere liefern die beste und fettreichste Milch aller Säugetiere, können aber nur in Höhen über 2000 Meter gehalten werden, da sie sonst eingehen.

Nach zweitägiger Rast verließ ich das 2100 Meter hoch gelegene Liangar. Nachtsüber war leichter Schnee gefallen, der aber gegen die Mittagsstunde unter der turkestanischen Sonne rasch wieder dahinschwand. Von hier aus führt der Weg zwischen dunklen Felswänden und hohen Artschabeständen an dem brausenden Isfairan entlang. Unheimlich hoch ragen die seltsamen roten Felswände empor, und nur wenn die Sonne im Zenith steht, dringt in die tiefen Schluchten auch etwas von ihrem Schein. Die Seitentäler des Alai werden hier immer häufiger und größer. Bei der kleinen Siedlung Dschatrabad kommt aus einem der Täler der schon erwähnte rote Fluß, der bis ins Tal hinunter dem Isfairan seine Färbung verleiht. In der Tschai-Chana von Dschatrabad ließ ich mein Gepäck und meine beiden Esel zurück, um in das Tal des roten Flusses einzudringen. Nach etwa einer Stunde erweiterte es sich zu einem saftigen Weideboden, wo eine große Nomadenfamilie von etwa hundert Jurten ihr Lager aufgeschlagen hatte. Nach dreistündigem Wandern erreichte ich jenen Ort, bei welchem der namenlose Bach seine rote Farbe aufnimmt. Oberhalb dieser Stelle stürzt er in einem kleinen Wasserfall als reines, farbloses Quellwasser in den Talboden und durchfließt ein etwa dreihundert Meter breites Gebiet von leuchtend roter Farbe. Das Wasser entnimmt dem Boden andauernd große Mengen dieses Farbstoffes, aber von einer Verminderung desselben ist nichts zu merken. Um bei einer eventuellen Kontrolle durch staatliche Organe meine Existenzberechtigung als Geologe nachweisen zu können, nahm ich

einige Erdproben mit mir. Es ist erstaunlich, mit welchem Reichtum Mutter Natur die turkestanische Bergwelt gesegnet hat. Dieses kleine Tal enthält wohl mehrere Millionen Kilogramm, reinster, sofort verwendbarer roter Erdfarbe! In der Nähe mußte es aber auch große Quecksilbervorkommen geben, da dieses immer gemeinsam mit Zinnober auftritt. Auf dem Rückweg nach Dschatrabad flogen knapp vor mir vier riesige Adler auf, so daß mich der Lufthauch ihrer Schwingen streifte. Einige hundert Meter höher auf einem Felsvorsprung hatten sie ihren Horst, auf dem sie sich niederließen und erstaunt das Menschenkind betrachteten, das sie in ihrer Ruhe störte.

Am anderen Morgen setzte ich den Aufstieg zur Tschai-Chana von Dschidingi, dem letzten Rasthaus vor der Paßhöhe, fort. Fast tausend Meter hoch türmen sich hier die Felswände empor, an denen der schmale gefährliche Steig sich in unzähligen Windungen emporschraubt. Knapp vor Dschidingi begann die Schneegrenze, und als ich die mit Menschen überfüllte Tschai-Chana erreichte, lag sie in tiefem Weiß vergraben. Eine große Kirgisenkarawane, aus dem Alaital kommend, hielt Rast, um nach der Ferghana weiterzuwandern. Auch einzelne Truppen von Tadschiken aus dem Gebiet von Karategin lagerten hier, die, zu Fuß aus Kokand kommend, in ihre Berge wollten. Am nächsten Morgen rüstete ich schon zeitlich früh zum letzten Ansturm auf den Paß. Spät nachts war noch eine Karawane, mit Reis und Baumwolle beladen, eingetroffen, die gleichfalls über den Dengis-Bei nach Daraut-Kurgan wollte. Dieser schloß ich mich an und wir brachen sofort auf.

Nach etwa einer Stunde wurde das Tal so breit, daß es in eine ausgesprochene Hochfläche überging. Bald umgaben uns seltsame, verschneite Gebilde mit langen Rauhreifnadeln, und erst als die Sonne über den Pik Kauffmann (heute Lenin-Berg) auftauchte und dessen Gletscher und Schneefelder mit rotem Licht übergoß, erkannte ich, daß diese Eisgebilde aus niederen Artschabäumen bestanden, die hier einen Wald von großer Ausdehnung bildeten. Nach Durchschreiten des Baumbestandes bogen die Kirgisen in ein Seitental ab und machten am Ufer des hier gelegenen Iskander-Kul (Alexander-Sees) halt. Merkwürdigerweise gibt es in Tur-

kestan fünf Seen, die den Namen Iskander-Kul führen. Von jedem wird behauptet, daß Alexander der Große an seinem Ufer gelagert habe. Der See wimmelte von Fischen, und es sah fast so aus, als ob eine künstliche Brutstätte in ihm angelegt wäre. Ich wunderte mich, daß der See so viele Fische enthielt und bekam von den Kirgisen die Aufklärung, daß der See heilig sei. Jeder, der es wagen würde, einen der heiligen Fische zu essen, müsse unfehlbar sterben.

Als die Kirgisen aufbrachen, blieb ich absichtlich zurück, um einen dieser Fische aus dem heiligen See zu fangen, ohne das religiöse Empfinden der Kirgisen zu verletzen. Aus einem Taschentuche verfertigte ich mir ein Netz, und bald hatte ich ein etwa zwanzig Zentimeter langes Fischlein darin zappeln. Ich tötete es, umgab es mit Schnee und wickelte das Ganze in ein Tuch ein. Später trocknete ich den Fisch, ohne die Eingeweide herauszunehmen, und übergab ihn nach Monaten einem baltischen Arzt in Tschardschui. Ich erzählte ihm die Geschichte des heiligen Sees und er untersuchte meinen Fang. Die trockenen Eingeweide des Fisches warf er achtlos zum Fenster hinaus, wo sie sein Hofhund sofort gierig verschlang. Eine halbe Stunde später krepierte der Hund unter gräßlichem Jaulen. Nun sezierte ihn der Arzt und stellte Herzlähmung durch ein unbekanntes Gift fest, das gleichzeitig eine Blutzersetzung hervorgerufen hatte. Dadurch war auch das Geheimnis des heiligen Sees gelüftet. Bei der abergläubischen Scheu der turkestanischen Eingeborenen ist es kein Wunder, daß sie den See kurzerhand als heilig erklärten, nachdem eine Anzahl Menschen nach dem Genuß dieser giftigen Fische gestorben war.

Der weitere Weg erforderte große Mühe und Anstrengung, da man fast bei jedem Schritt in den tiefen Schnee einbrach. Endlich um vier Uhr nachmittags erreichte ich den rund 3850 Meter hoch gelegenen Paß. Die letzten 200 Meter Steigung über eine gewaltige Moränenhalde stellten starke Anforderungen an die Lungen; Schwindel und Kopfschmerz stellten sich als Folgen der Bergkrankheit ein. Der Paß selbst ist ein Einschnitt durch hohe Felswände und verhindert zunächst jede Aussicht. Um so überwältigender war der Eindruck, als ich den an der Felswand nach rechts führenden

Weg betrat, der die Fernsicht nach Süden, Osten und Westen freigab. Im Südosten ragten die gewaltigen Gipfel des Pamirhochplateaus, des Daches der Welt, mit seinen ungeheuren Gletschern und Eisfeldern wie gigantische Zauberburgen gegen den Himmel. Im Osten erstrahlte der 7100 Meter hohe Gipfel des Pik-Kaufmann in bläulichem Weiß, links daneben der Kisil-Agin und von Westen nach Osten zu verlaufend die Kette des Transalai, während im Nordosten der Pik Baba mit seinen 6000 Metern der höchste Gipfel des Alai ist. Im Westen sieht man einen Streifen des blaugrünen Eisfeldes des Serawschangletschers zu Tal ziehen.

Spät nachts erreichte ich das bereits in der Provinz Karategin gelegene, kleine, halbverfallene Lehmdorf Artak, wo ich mit Mühe und Not in der Tschai-Chana Unterkunft fand. Jeder Räuber, der etwas auf sich hält, würde mit Recht dagegen protestieren, wenn ich das Rasthaus von Artak als Räuberhöhle bezeichnen wollte. Obwohl ich auf meinen Wanderungen schon in so manchem fragwürdigen Loch genächtigt habe, bildete diese Tschai-Chana doch den Gipfelpunkt. Der Tschaichanschik teilte seinen einzigen Raum mit seinen Eseln, Schafen und Hühnern. Um die grimmige Kälte halbwegs erträglich zu machen, brannte inmitten des Zimmers ein großes Feuer aus Artschaholz, dessen beißender Rauch trotz der vielen Löcher in Dach und Wänden nicht genügend Abzug fand, so daß mir die Augen ununterbrochen tränten. Am liebsten hätte ich mein Lager im Freien aufgeschlagen, doch war das bei der herrschenden Kälte unmöglich. Mit meinen beiden Eseln befanden sich insgesamt vier Esel, drei Schafe und ein Dutzend Hühner in dem Loch von etwa acht Quadratmetern Flächenraum. Um meine Decken ausbreiten zu können, mußte ich erst den Tiermist zur Seite räumen, welches Tun nicht geringes Staunen des Kirgisen hervorrief, der mir immer wieder versicherte, daß der Eselmist das beste Mittel sei, um Läuse und Wanzen abzuhalten.

Von Daraut-Kurgan (Abb. 41) führt eine Karawanenstraße durch das etwa zwanzig Kilometer breite Tal des Kisil-Su nach Nordosten. In ungefähr 3000 Metern Höhe teilt sie sich. Ein Weg

Abb. 35. Anstatt in die Moschee zu gehen, sitzen viele Männer lieber in den Teebuden.



Abb. 36. Gläubige Sarten beten vor der Moschee in Samarkand für die Wiedererstarkung des Islams.

Abb. 37. Auch die Sarten trinken am frühen Morgen gerne eine Schale Tee; dazu essen sie Chalwa und Non.



Abb. 38. Mit Hilfe des Windes sondern die sartischen Müller die Körnerfrucht von der Spreu.



Abb. 40. Die Einwohner von Tschikoi gehören den verschiedensten asiatischen Völkern an. Um das Objektiv einstellen zu können, hatte ich einen Mann gebeten, die Hand zu heben. Alle leisteten dieser Aufforderung Folge.



Abb. 41. Markttag in Daraut-Kurgan. Die Tadschikin im Vordergrund verkauft geknüpfte Strümpfe.



Abb. 42. Bergtadschike aus Daraut-Kurgan. Das edle Gesicht läßt den unvermischten Indogermanen erkennen.



Abb. 43. Seßhafter turkmenischer Bauer aus Daraut-Kurgan mit Frau.

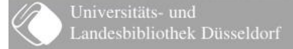


Abb. 44. Die Jurte eines reichen Talkirgisen, von innen gesehen.

führt über Kultscha nach Andischan und der andere über Irkeschtam nach Kaschgar in China, wobei er den 3400 Meter hoch gelegenen Paß Tauu-Muruh überschreitet. Interessant ist, daß der Kisil-Su nur auf turkestanischem Gebiet so heißt, während er auf bucharischem Gebiet nach dem Zusammenfluß mit dem Muk-Su auf seinem Wege zum Amu-Darja Surchab genannt wird.

Ich konnte nun wählen. Entweder den Weg nach Nordosten durch das Alaital über Saridasch und den Paß Kisil-Art, um auf das Pamirplateau zu gelangen und von dort über den Kara-Kul auf bucharisches Gebiet zu kommen, oder aber längs des Kisil-Su flußabwärts, um über Dagant und Kurgan-Tjube Buchara zu erreichen. Trotz der späten Jahreszeit wählte ich die erste Route, weil sie mir unbekannt war.

In Daraut-Kurgan schob ich abermals eine zweitägige Rast ein, damit ich meine bereits ziemlich defekten Kleider etwas instandsetzen und mich ausruhen konnte (Abb. 42 u. 43).



9. DURCH DAS ALAITAL AUF DEN PAMIR.

Die ziemlich gut angelegte Karawanenstraße führt längs des Kisil-Su zwischen dem Alai und Transalai durch das schönste Tal Asiens ziemlich steil aufwärts. Linker Hand fallen die hohen Felswände des Alai steil zu Tal, während auf der gegenüberliegenden Seite zunächst bewachsene Halden aufwärts streben, um dann in die Abstürze und Eisfelder des Transalai überzugehen. Das Tal beherbergt blumige Almweiden von ungeahnter Pracht. Während die steilen Felswände zur Linken tief mit Schnee bedeckt waren, grünten und blühten hier seltsame Blumen in leuchtenden Farben. Auf den Wiesen standen Hunderte und aber Hunderte schwarzer Kirgisenjurten (Abb. 44). Kamele und Yaks weideten friedlich nebeneinander, Herden von unzähligen Schafen kletterten wie Gemsen auf den Hängen herum, und truppweise zogen kleine Pferdeherden nach dem Flusse zur Tränke. Hier war das letzte Freiheitsgebiet der Kara-Kirgisen (Abb. 45), die vollkommen zu Unrecht als wilde Kirgisen Eingang in die Literatur gefunden haben. Die Kara-Kirgisen ähneln ihren Yaks (Abb. 46), die zwar wild und furchterregend aussehen, aber auch genau so gutmütig und harmlos sind. Gerne und freudig nehmen sie den Wanderer als Gast in ihre Jurte auf, wenn dieser ihre Eigenheiten respektiert und ihre Gesetze achtet. Die Unwegsamkeit und Unzugänglichkeit dieses Gebietes hat sie bisher sowohl vor der Oberhoheit der Russen und Bucharen als auch vor der Zivilisation der ersteren geschützt, sicher nur zum Vorteil der Kara-Kirgisen.

Jahre vorher (1919) waren über den Dengis-Bei in das Tal des Kisil-Su bereits Österreicher gewandert, so der Sudetendeutsche Schaufuß mit einigen Kameraden, die auf diesem Wege aus den ferghanischen Kriegsgefangenenlagern flüchteten, um über Buchara nach Afghanistan und dadurch in die Heimat zu gelangen. Aber

nur wenige (von etwa dreißig nur vier) erreichten wirklich das Ziel. Die anderen gingen an den Entbehrungen und Strapazen zugrunde oder wurden überfallen, ausgeraubt und ermordet. Die Leistungen dieser Männer grenzen ans Wunderbare und stellen Heldentaten dar, von denen keine Chronik berichtet. Mit einigen Handvoll Reis und getrockneten Aprikosen, ohne Karte oder Kompaß, in ungenügenden Kleidern und Schuhen, als einziges Vermögen einige Romanowrubel in der Tasche und meist ohne Kenntnis der Landessprache nahmen sie den Kampf mit dem Alai auf.

Welch ein Unterschied gegen die grandiose Expedition der Deutschen Notgemeinschaft, die einige Jahre nach mir unter Rickmers durch den Alai und Pamir zog. Etwa fünfundzwanzig deutsche und russische Wissenschaftler mit Köchen und Ärzten, unter militärischer Bedeckung und mit etwa zweihundert Last- und Reittieren, vielen tausenden Kilogramm an Konserven, Zelten, Werkzeugen und Instrumenten, machten damals diesen Weg, der der wissenschaftlichen Erforschung des Pamir diente. Diese Reisenden hatten alle nur mögliche Unterstützung der russischen Regierung und alle nur erdenkliche Bequemlichkeit zur Verfügung.

Es ist deshalb kein Wunder, wenn Rickmers berichtet, daß die Kirgisen es verstanden haben, für Lebensmittel und Sammelgegenstände enorme Preise zu fordern, und das darauf zurückführt, daß die Gastfreundschaft der Kirgisen ausgestorben sei. Ich glaube kaum, daß die wenigen Jahre, die zwischen meinem Aufenthalt und dem Rickmers' liegen, einen so einschneidenden Einfluß auf die jahrhundertealte Tradition der Kirgisen ausgeübt haben. Es ist vielmehr anzunehmen, daß der Reichtum der wohlausgerüsteten und mit Geld reichlich versehenen Expedition und die Anwesenheit von Soldaten der verhaßten Roten Armee diese Wirkung ausgelöst haben. Ich für meine Person habe viele Monate nur von der Gastfreundschaft der Kirgisen gelebt und habe nur ganz wenige Fälle in Erinnerung, wo von mir Gegenleistung oder Bezahlung für das Gebotene verlangt wurde. In diesen Fällen waren es aber meist Leute, die in Samarkand, Buchara, Taschkent oder Skobelew gewesen waren und den Geschäftsgeist von dort mitgebracht hatten.

Wenn ich das Leben in einem dieser Auls erzähle, beschreibe ich zugleich das in allen anderen, da es sich überall gleich abspielt. Die Kara-Kirgisen sind, nach ihrem Maßstab gemessen, enorm reich. Die 300.000 im Alaigebiet wohnenden Kirgisen besitzen etwa 70.000 Kamele, 1,000.000 Pferde, rund 500.000 Rinder und Yaks und 10,000.000 Schafe. Sorgen und Not sind ihnen ebenso unbekannt wie Trunksucht und Spiel. Sie rauchen weder Opium wie die Bucharen, noch den Tschaß der Tadschiken. Die einzige Leidenschaft, die sie haben, sind Reiterspiele und der Genuß der Gultschemwurzel. Diese hat den Geschmack und Geruch von faulendem Knoblauch. Mit einigem guten Willen kann sich auch der Europäer daran gewöhnen. Brot und Reis ist selten im Alai. Diese Produkte müssen die Kirgisen von den Talbewohnern gegen Schafe und Wolle eintauschen, und da sie sich nur ungern von ihren Schafen trennen, begnügen sie sich lieber mit der Gultschemwurzel, die, getrocknet und zu Mehl verstampft, die Masse für die Fladen abgibt, die den Bergkirgisen als Brotersatz dienen.

Im Sommer gehen die Männer mit gezähmten Falken oder Adlern auf die Jagd oder schießen mit ihren vorsintflutlichen Gabelgewehren den flinken Steinbock, der in Europa fast ausgestorben ist, im Alai aber noch in großen Mengen wild lebt. Des öfteren begleitete ich Kirgisen auf diese Art Jagd. Mit Lebensmitteln für ein bis zwei Tage versehen, steigt der Jäger in den steilen Schluchten auf und versucht zunächst den Wechsel des Steinbocks festzustellen. Ist das geschehen, so wird das Gewehr auf die Gabel gestützt, in Anschlag gebracht, die Lunte zündgerecht vorbereitet, und nun kann keine Macht der Welt den Kirgisen früher von diesem Platz wegbringen, ehe nicht der Steinbock in der Visierlinie erscheint, was oft tagelang dauert. Dann donnert der Schuß wie aus einer kleinen Kanone und bricht sich hundertfach mit furchtbarem Getöse in den Felsen. Niemals aber war ich Zeuge davon, daß der einmal beschossene Steinbock flüchten konnte: Jeder Schuß war ein Treffer.

Vielfach ist in Europa die Meinung verbreitet, daß die Kirgisen, so wie andere Nomadenvölker, aus purer Wanderlust von einem Ort zum anderen ziehen. Diese Ansicht ist vollkommen falsch.

zu leisten. Dann sprach er einen fürchterlichen Fluch aus, und die Burg versank samt dem Chan in den Fluten des Kara-Kul. Die Wasser des Pamir aber sind seit jenem Tage für alle Menschen frei."

Erschüttert schwiegen die Männer im Kreise. Der Erzähler griff nach einem Tschilim und blies den Rauch genießerisch durch die Nasenlöcher, was bei den Kirgisen unbeschreiblichen Jubel hervorrief, da ihnen diese Art des Rauchens unbekannt ist. Nachdem er einige Schalen Tee mit Salz und Schaffett geschlürft hatte, setzte er seine Erzählungen fort:

„Kennt ihr die Geschichte von Abdullah Besdik? Nein, ihr kennt sie nicht, denn diese hat mir Allah im Traume erzählt. Hört zu, ihr tapferen Männer. Zur Zeit Tamerlans lebte am Hofe zu Samarkand ein Mirsa (Schreiber) namens Abdullah Besdik. Der Mirsa hatte große Liebe zu Tieren und konnte keines leiden sehen. Immer zog er durch die Karawansaraien Samarkands und kaufte jene Kamele auf, die mit den Karawanen krank und wund angekommen waren. Eines Tages hörte der große Timur von den Taten des Mirsa und ließ ihn rufen. Tamerlan saß im Kreise vieler Imams und Mullahs, als der Mirsa kam und sich vor dem Herrlichen immer wieder zu Boden warf. Da fragte ihn Tamerlan, weshalb er um Allahs willen alle kranken Kamele aufkaufe, die doch keine Seele hätten und noch weniger wert seien als ein Weib! Der Mirsa erwiderte, daß auch Tiere eine Seele hätten und Schmerzen spürten. Die Imams und Mullahs erbleichten ob solcher Frechheit und forderten den Mirsa auf, ihnen zu beweisen, daß Kamele eine Seele haben, da er sonst hingerichtet werde. Der Mirsa rief, daß er das nicht beweisen könne, da es ja nicht einmal möglich sei, zu beweisen, daß die Menschen eine Seele haben.

Tamerlan war ob dieser Antwort noch mehr ergrimmt und befahl, dem Frechling den Kopf abzuschlagen; da mischte sich der Hofnarr ein.

‚Sage mir, gewaltiger Timur, hat der verstorbene Diwan-Begi eine Seele gehabt oder nicht?‘

‚Bei Allah‘, rief Timur, ‚ich lasse jeden hinrichten, der das bezweifelt!‘

Stimme seine Geschichten zu erzählen, die den Zuhörern, auch wenn sie diese schon hunderte Male gehört hatten, immer wieder einen Schauder über den Rücken jagten. Alle Augen hingen am zahnlosen Munde des Alten, so daß außer seiner Stimme und dem Knistern der brennenden Artschazweige kein anderer Laut zu hören war.

„O ihr tapferen Helden! O ihr reichen Besitzer großer Herden! O ihr Bezwinger der Bären! Ich will euch die Geschichte der schönen Prinzessin Neppes erzählen. Hoch oben im Pamir, in der Nähe des Kara-Kul, hauste einst der Kirgisenfürst Sagur-Chan, dessen Reichtum und Grausamkeit in ganz Turkestan bekannt war. Bei jedem Fluß, bei jedem Schneefeld und bei jedem Gletscher standen die Wachen des Chan und ließen nur jene Menschen Wasser entnehmen, die früher in der Burg des Chan die Steuer hierfür bezahlt hatten. Bald hatten die Menschen keine Mädchen mehr, mit denen sie das Wasser bezahlen mußten, weshalb der Chan Felle und Pelze von ihnen forderte, und als auch diese zu Ende waren, verlangte er Schafe und Kamele, so daß die Kirgisen des Bam-i-Dumiah in wenigen Jahren verarmt waren und unsagbaren Hunger litten. Eines Tages ritt Neppes, die Tochter Sagur-Chans, auf die Jagd. Bald hatte sie ein Archarischaf aufgespürt und warf den Speer danach. Als sie hineilte und den Speer aus der Wunde zog, lag plötzlich an Stelle des Schafes ein wunderschöner Jüngling vor ihr auf dem Boden, in den sie sich sofort verliebte. Einige Tage später standen wieder einige arme Kirgisen vor dem Chan und baten um die Freigabe von ein wenig Wasser; Neppes kam hinzu und sah, daß auch ihr Geliebter unter den Bittenden war. Der Chan ließ die armen Kirgisen mit Peitschenhieben davonjagen. Die Prinzessin aber stellte sich schützend vor ihren Geliebten, so daß ihn die Krieger nicht anzutasten wagten. Als der Chan das sah, ließ er den Jüngling und seine Tochter in den Kerker werfen. Nachts nahm der Jüngling Neppes bei der Hand und führte sie aus dem Kerker, wobei sich die Wände wie Tore öffneten. Jetzt erst gestand er der Prinzessin, daß er der Sohn des mächtigen Zauberers Buodin sei, der ausgesandt worden war, den Kirgisen Hilfe gegen den grausamen Chan

zu leisten. Dann sprach er einen fürchterlichen Fluch aus, und die Burg versank samt dem Chan in den Fluten des Kara-Kul. Die Wasser des Pamir aber sind seit jenem Tage für alle Menschen frei."

Erschüttert schwiegen die Männer im Kreise. Der Erzähler griff nach einem Tschilim und blies den Rauch genießerisch durch die Nasenlöcher, was bei den Kirgisen unbeschreiblichen Jubel hervorrief, da ihnen diese Art des Rauchens unbekannt ist. Nachdem er einige Schalen Tee mit Salz und Schaffett geschlürft hatte, setzte er seine Erzählungen fort:

„Kennt ihr die Geschichte von Abdullah Besdik? Nein, ihr kennt sie nicht, denn diese hat mir Allah im Traume erzählt. Hört zu, ihr tapferen Männer. Zur Zeit Tamerlans lebte am Hofe zu Samarkand ein Mirsa (Schreiber) namens Abdullah Besdik. Der Mirsa hatte große Liebe zu Tieren und konnte keines leiden sehen. Immer zog er durch die Karawansaraien Samarkands und kaufte jene Kamele auf, die mit den Karawanen krank und wund angekommen waren. Eines Tages hörte der große Timur von den Taten des Mirsa und ließ ihn rufen. Tamerlan saß im Kreise vieler Imams und Mullahs, als der Mirsa kam und sich vor dem Herrlichen immer wieder zu Boden warf. Da fragte ihn Tamerlan, weshalb er um Allahs willen alle kranken Kamele aufkaufe, die doch keine Seele hätten und noch weniger wert seien als ein Weib! Der Mirsa erwiderte, daß auch Tiere eine Seele hätten und Schmerzen spürten. Die Imams und Mullahs erbleichten ob solcher Frechheit und forderten den Mirsa auf, ihnen zu beweisen, daß Kamele eine Seele haben, da er sonst hingerichtet werde. Der Mirsa rief, daß er das nicht beweisen könne, da es ja nicht einmal möglich sei, zu beweisen, daß die Menschen eine Seele haben.

Tamerlan war ob dieser Antwort noch mehr ergrimmt und befahl, dem Frechling den Kopf abzuschlagen; da mischte sich der Hofnarr ein.

‚Sage mir, gewaltiger Timur, hat der verstorbene Diwan-Begi eine Seele gehabt oder nicht?‘

‚Bei Allah‘, rief Timur, ‚ich lasse jeden hinrichten, der das bezweifelt!‘

‚Und läßt du den Mirsa frei, wenn ich dir beweise, daß Kamele eine Seele haben?' rief der Narr.

‚Beim Barte des Propheten verspreche ich dir, ihn freizulassen. Doch wie willst du das beweisen, du Narr?'

‚Sehr einfach, du Liebling Allahs! Gerade eben hast du erklärt, daß der Diwan-Begi eine Seele hatte, und wie oft, o Herr, hast du ihn ein Kamel genannt!'

Timur, die Imamas und die Mullahs lachten, daß der Saal einzustürzen drohte. Der Mirsa aber war frei."

Lauter Beifall und herzliches Lachen, wie es nur Kinder der Natur hervorbringen, lohnten den Erzähler.

Als der Tschilim wieder eine Runde gemachte hatte, begann er aufs neue.

„Nun will ich euch die Geschichte von Mokhanna dem Verschleierten erzählen. Als der verschleierte Prophet von Merw nach Beischend (Buchara) flüchten mußte, erbaute er sich eine Festung, die auch hunderttausend Feinde nicht hätten erobern können. In diese Festung zog er sich mit seinen fünfhundert Frauen und einem jungen Negersklaven zurück. Niemand außer den Frauen und dem Sklaven sah je sein Gesicht. Eines Tages zogen viele Tausende von Gläubigen vor die Festung und flehten Mokhanna an, ihnen sein Antlitz zu enthüllen. Der Prophet ließ ihnen sagen, daß sie alle vor dem Glanz seines Gesichtes erschauern und sterben würden. Doch die Gläubigen hatten keine Angst und fanden den Tod im Angesichte des geliebten Heiligen süß.

Daraufhin ließ ihnen der Prophet verkünden, daß er sich gegen Abend im Tore der Festung zeigen würde, sie sollten ihn dort erwarten. Als die Strahlen der untergehenden Sonne fast waagrecht auf das Tor der Festung fielen, ließ der Prophet alle seine Frauen mit Spiegeln in den Händen im Hofe Aufstellung nehmen. Der Prophet ließ nun das Tor öffnen und die Sonnenstrahlen brachen sich in den hunderten Spiegeln und blendeten die Gläubigen so, daß sie vor Entsetzen zu Boden stürzten. Als die Tore wieder geschlossen waren, verharrten die Verehrer Mokhannas noch viele Tage im Gebet vor der Festung und lobten den unwiderstehlichen Glanz des Heiligen."

Der Erzähler machte eine Pause, und seinen Zuhörern war die tiefe Ergriffenheit anzumerken, mit der sie heute noch, nach vielen hundert Jahren, an dem Schicksal Mokhannas Anteil nahmen.

Und wieder begann der Alte: „Die ganze Welt hörte auf Mokhannas Lehre und ward ihm untertan. Nur der Fürst Said-i-Hirsi von Arabien war widerspenstig und bedrohte Mokhanna mit Krieg. Mit zahllosen Kriegern und Sklaven kam er nach Beischend gezogen und belagerte die Festung, in welcher der Prophet wohnte. Die Stadt und den äußeren Teil der Festung hatten die Krieger Said-i-Hirsis bereits erobert, nur jener Teil, den Mokhanna selbst verteidigte, hielt allen Stürmen stand. Seine Freunde waren aus Angst geflohen, als sie den unvermeidlichen Untergang kommen sahen, so daß Mokhanna seinen Tod vor Augen hatte. Er wollte aber nicht lebend in die Hände seiner Feinde fallen, damit diese sein Gesicht nicht sehen sollten, da es kein Sterblicher auf Erden je gesehen hatte. Er veranstaltete mit seinen Weibern ein letztes Zechgelage und gab Gift in den Wein. Alle tranken davon, nur eine Frau hatte den Propheten beobachtet, wie er das Gift in den Wein schüttete und goß das Getränk in ihren Busen, stellte sich aber tot. Dieses Weib hat dann Said-i-Hirsi erzählt, was sich begeben hatte.

Schon drei Tage lang hatte Mokhanna einen großen Ofen heizen lassen und in diesen Ofen schleppte er alle seine Schätze, dann schlug er dem Sklaven den Kopf ab und sprang mit dessen Körper in die Glut, wo er mit allen seinen Reichtümern verbrannte. Tagelang wartete Said-i-Hirsi vor dem glühenden Ofen auf das Wiedererscheinen Mokhannas, doch er kam nie wieder.

Als dann Allah den wahren Propheten Mohammed zur Erde sandte, war sein erstes Gebot, daß er den Scharab (Wein) verbot, an dem Mokhanna zugrunde gegangen war."

Stundenlang erzählte der Alte, bis ich mich ermüdet schlafen legte. Aber noch lange hörte ich die Stimme des Erzählers, und wie mir der Aksakal am anderen Morgen mitteilte, war die Sonne schon aufgegangen, als sie das letzte Märchen vernahmen.

Gerne wäre ich noch viel länger unter den prächtigen Menschen geblieben, hätte nicht die Zeit gedrängt. Ungewöhnlich lange hatte

ich mich überall aufgehalten, und ich fürchtete, die Pamirpässe nicht mehr überschreiten zu können. Zum Abschied wurde ich noch reich mit Nahrungsmitteln versehen, dann brach ich auf, wobei mir der halbe Stamm ein Stück Weges das Geleite gab.

Tagelang zog ich ostwärts auf der uralten, heute fast vergessenen Karawanenstraße, die Buchara mit Kaschgar und China verbindet. Mitunter wurde das Tal enger, die Felswände höher. Kameldornbüsche (Kreuzdorn) und Tereskenstauden (eine Wermutart) lieferten mir das Material für das Lagerfeuer. Solange das Wetter noch gut war, lagerte ich im Freien, am Ufer des Kisil-Su oder an einem der zahlreichen Nebenflüsse, die, meist aus dem Transalai kommend, dem Kisil-Su zuströmen. Ungeheure Mengen von Murmeltieren bevölkerten die Erde. Wohin ich sah, standen sie vor ihren Erdlöchern, machten Männchen und verschwanden wie der Blitz, einen lauten Pfiff ausstoßend, in ihren Höhlen, sobald ich in ihr Gesichtsfeld kam.

Zerstörte und verfallene Lehmhäuser, Grabbauten, mit Roßschweifen und Steinbockgeweihen geschmückt, eingestürzte kleine Moscheen und zahllose Tiergerippe bezeugten, daß diese Straße einst einer der wichtigsten Verbindungswege Asiens gewesen war. Vor 712 Jahren floh durch dieses Tal Gütschlük, der Kaiser von Kara-Chotan, verfolgt von Dschebe, dem Feldherrn Dschingis-Chans, der ihn bei Daraut-Kurgan einholte und ihm den Kopf vom Rumpfe schlug, den Dschingis-Chan dann, in Silber eingefaßt, als Zierde seines Thrones im Lager am Kerulenfluß verwendete.

Seit Tagen waren die Gipfel des Transalai in Nebeln verborgen, und die Abende wurden kühler (Abb. 49 u. 51). Ich hatte mir allzuviel Zeit für den Weg gelassen und beschloß nun ernstlich, bis Saridasch vorzudringen, um vielleicht noch den Taldikpaß nach Osch überschreiten zu können, bevor die starken Schneefälle einsetzten. Die hundert Kilometer von Daraut-Kurgan bis Saridasch hätte ich bequem in drei Tagen zurücklegen können. Durch meinen Aufenthalt in den Kirgisenauls aber hatte ich fast zwei Wochen zu dem Stückchen Weg gebraucht. In Saridasch traf ich eine dort lagernde Karawane, die, aus Kultscha kommend, über

den Taldik gezogen und auf der Paßhöhe von einem Schneesturm überrascht worden war, vor dem sie sich nur mit Mühe retten konnte, wobei trotz aller Vorsicht und Eile sechzehn Tiere ein Opfer des Sturmes geworden waren. Der Karawanenführer versicherte mir, daß der Taldik vor dem Frühling nicht mehr zu passieren sei. Nun stand ich mit meiner Weisheit da wie der berühmte Ochs vor dem Tore. Die Karawane zog weiter nach Daraut-Kurgan, wohin sie am nächsten Tag aufbrechen sollte. Ich beschloß also, mit ihr zurückzukehren.

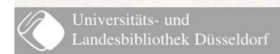
10. AUF DEM DACHE DER WELT.

Am frühen Morgen bimmelten einige hundert Kamele lustig mit ihren Glöckchen, und auch meine Esel waren schon bepackt, als bei dem zerschossenen Rabat ein lebhaftes Gedränge entstand. Ich ging näher hin, um zu sehen, was geschehen sei. Ein Trupp Kirgisen war angekommen, und soweit ich im grauen Licht des kalten Morgens sehen konnte, zogen viele Hunderte bepackter Kamele an uns vorbei, den Weg zum Pamir einschlagend (Abb. 47). Bei unserem Karawanbaschi standen eine Anzahl der neu angekommenen Kirgisen, darunter auch der Aksakal des Auls, in dem ich die letzten sechs Tage zugebracht hatte. Von ihm erfuhr ich, daß die Kirgisen auf der überstürzten Flucht vor Abteilungen der tadschikischen Roten Armee und vor Sowjetbeamten seien, die ins Alaital gekommen waren, um unter den Nomaden eine Volkszählung vorzunehmen. Da die Kirgisen wußten, daß eine solche Volkszählung die Aufzeichnung ihrer Namen und Stämme und im späteren Zeitpunkt steuerliche Belastungen im Gefolge hatte, wurden Tausende von Jurten in aller Eile abgebrochen, und nun befanden sich die Kirgisen auf dem Wege zum Kara-Kul, wo sie trotz der winterlichen Schrecken lieber bleiben wollten, als sich von den Beamten perlustrieren zu lassen. Als mich der Aksakal allen Ernstes einlud, sie zu begleiten und den Winter mit ihnen hoch oben im Pamir zu verbringen, überlegte ich nicht lange, ließ meiner angeborenen Abenteurer- und Wanderlust die Zügel schießen, reihte meine Esel in die Karawane ein und zog mit. Wenn die gebirgsgewohnten Kirgisen dem Pamirwinter trotzen wollten, warum sollte ich da nicht mithalten? Wo so viele Menschen leben konnten, würde ich als ihr Schützling sicher nicht umkommen. Auf meine Frage, ob denn seine Stammesgenossen einen Frengi (Fremden) monatelang ernähren würden, ohne zu protestieren, da ich

ja nicht in der Lage sei, viel zu bezahlen, lachte er nur und versicherte mir, daß ich sein eigener Gast sein würde.

Der Aksakal und seine Begleiter blieben bei den nahe gelegenen Kirgisenjurten so lange zurück, bis der ganze Stamm vorbeigezogen war. Das Gewoge von Tieren und Menschen erinnerte mich lebhaft an die Schlachtfelder des Weltkrieges. Hochbepackte Kamele und Yaks zogen in langen Reihen an mir vorbei, dazwischen eilten bewaffnete Männer umher, schwangen ihre Peitschen und trieben zur Eile an. In den Tälern waren nur die Hirten bei den Herden geblieben, alles übrige, was lebte und Beine hatte, war auf der Wanderung. Dazwischen schoben sich immer wieder andere Stämme und Familien aus den vielen Seitentälern des Alai, die gleichfalls den höher gelegenen Regionen zustrebten. Große Vorräte an Tierfutter fielen mir auf, und auf meine Frage sagte mir der Aksakal, sie wüßten schon seit Monaten, daß die Sowjets etwas gegen die freien Kirgisen planten, deshalb seien für die Kamele und Yaks große Futtermengen vorbereitet worden. Die Schafe, Rinder und Pferde könnten aus diesem Grunde nicht mitgenommen werden. Immerhin mußten einige tausend Schafe den Marsch mitmachen, die dann am Kara-Kul geschlachtet und eingefroren wurden. Endlich waren die Leute der Ajag-Kasaken (unteren Kirgisen) an uns vorbeigezogen und wir schlossen uns an. Als die Sonne aufgegangen war, sah ich zurück ins Tal. Unermeßlich lang folgte uns Kamelzug auf Kamelzug, die ganze Horde war in Bewegung geraten, um den Sowjetbeamten zu entgehen. Wie ein Lauffeuer mußte sich die Kunde von deren Eintreffen verbreitet haben, und wenn die Beamten bei den Weideplätzen eintrafen, fanden sie nur leeres Land und die Antwort der Hirten nach den Herren der Herden — „Schunda-schunda!“ (Weit, weit!).

Nach einer Stunde etwa hatten wir eine Anhöhe erklommen, und nun ging es hinunter zum Kisil-Su, der in einer Furt durchwatet wurde. Da die vielen Tiere nur einzeln und vorsichtig durch das reißende Wasser geführt werden konnten, entstand hier eine starke Verzögerung, so daß es fast schon dunkel war, als wir in 3500 Metern Höhe bei der Raststation Burtepe ein notdürftiges Lager aufschlugen. Die Jurten wurden nicht aufgestellt. Nach dem Ver-



sorgen der Tiere wickelte sich jeder in seine Filzdecken und rollte sich in die Nähe einiger Tiere, um an ihrer Wärme teilzunehmen. Zeitlich am Morgen sollte es weitergehen. Lange lag ich noch wach, atmete mit Behagen die klare, reine Bergluft ein und hörte das Geheul der Wölfe, die das Lager umschlichen, bis mich das Plätschern des Burtepebaches, der aus den Eisfeldern des Kisil-Agin (Abb. 50) kommt, einschläferte. Am frühen Morgen weckte mich das Sausen und Pfeifen der gefürchteten Pamirwinde, so daß ich schon munter war, als die Kirgisen ihre Tiere zu bepacken begannen.

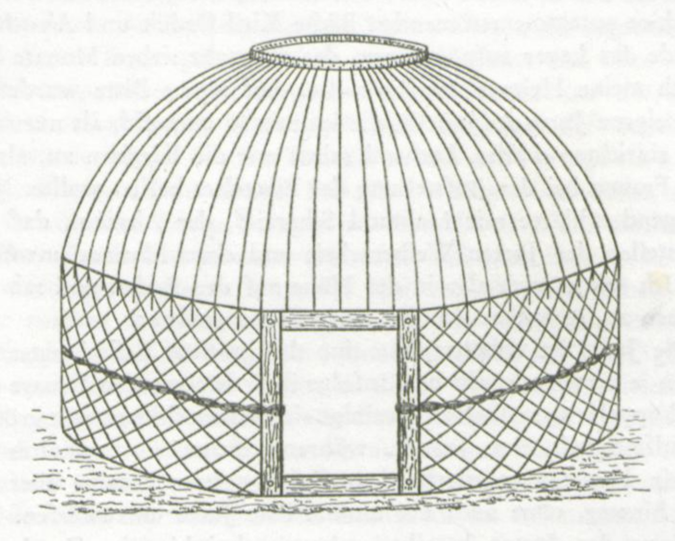
Anderen Tages ging es durch enge Schluchten und über zahlreiche Serpentinen steil bergauf. Nach Überschreiten des 4221 Meter hoch gelegenen Kisil-Art-Passes, der schon tief verschneit war, wurde bei der Station Kok-Sai so wie am Vortage ein Lager aufgeschlagen. Hinter diesem Paß, fast in Montblanc-Höhe, steht ein Steinhaufen. Einige Stangen mit Roßschweifen und zahlreiche Archari-(Pamirschaf-)hörner verkünden, daß unter ihm ein kirgisischer Heiliger begraben liegt, der Kisil-Art geheißen haben soll. Hier machen die Karawanen halt und die Kirgisen verrichten Dankgebete, daß sie das „Bam-i-Dumiah“ (Dach der Welt) glücklich erreicht haben. Die Nacht in diesen Höhen war bitterkalt, und am Morgen hatte mich die Bergkrankheit mit aller Macht gepackt. Nur mühsam konnte ich auf meinem Kamel den Platz behalten. Immer wieder mußte ich mich übergeben. Obwohl ich mir die Nase mit Schnee füllte, konnte ich des strömenden Blutes nicht Herr werden. Angesichts des Kisil-Kul fiel ich infolge eines starken Schwindelanfalles vom Kamel, glücklicherweise ohne mich zu verletzen, da der weiche Schnee mich milde aufnahm. Die Kirgisen packten mich nun in eine der aus Jurtenstangen bestehenden Tragwiegen, in der sie mich mit Stricken festbanden. Wenn ich mich etwas wohler fühlte, steckte ich den Kopf durch die Stangen und besah mir die Umgebung. Nach Überschreitung des Übilakpasses tauchte in der Ferne, etwas weiter unten gelegen, das tiefblaue, fast schwarze Wasser des Kara-Kul auf, in dessen Fluten meterhohe Eisberge herumschwammen. Bei der Raststation Kara-Kul wurde das vorletzte Lager errichtet. Mir war so hundeelend, daß ich Eßbares überhaupt nicht sehen konnte, ohne Brech-

reiz zu empfinden. Die besorgten Kirgisen brachten mir immer wieder heißen Tee, für den der Aksakal große Stücke eines Zuckerhutes opferte, da ich Salz und Schaffett energisch ablehnte. Je weiter der Weg abwärts führt, um so gewaltiger wird die Rundsicht auf die riesige Hochfläche, in welcher der See liegt.

Nach Umgehung des halben Sees hielten wir in einer großen, aber fast vollkommen vegetationslosen Hochebene, die in ihrer Kahlheit den Eindruck einer Mondlandschaft erweckte. Im Dreieck der hier zusammenströmenden Bäche Kisil-Dschik und Ak-schilga wurde das Lager aufgeschlagen, das nunmehr sieben Monate hindurch meine Heimat werden sollte. Auf meine Bitte wurde mir eine eigene Jurte aufgestellt, die ich mir so wohnlich als nur möglich einrichten wollte. Lachend sahen mir die Kirgisen zu, als ich den Frauen bei der Aufstellung des Filzzeltes helfen wollte. Mißbilligend erklärte mir Mahmud Schareief, der Aksakal, daß das Aufstellen der Jurten Weiberarbeit und eines Mannes unwürdig sei. Ich setzte mich also in der Nähe auf den Boden und sah den Frauen zu, so wie es sich für einen Mann geziemt.

Die Jurte ist unbestreitbar eine der größten Erfindungen, die Asien je hervorgebracht hat. Infolge ihrer kreisrunden Bauart und des kuppelartigen Daches vereinigt sie Bequemlichkeit mit größter Standfestigkeit. Im Januar, während meines Aufenthaltes am Pamir, brausten ununterbrochen die schwersten Stürme über den Aul hinweg, ohne auch nur einmal eine Jurte umzuwerfen. Das Gerippe der Jurten besteht aus etwa drei bis vier Zentimeter starken Holzstäben, die mit dünnen Riemen verbunden werden. Auf diese Seitenwände werden gebogene Stäbe aufgesteckt, die nach oben in einen wagenradgroßen Reifen zusammenlaufen. Dieser Ring, als oberster Teil des Daches, dient als Lüftungs- und Rauchabzugsöffnung. Der Innendurchmesser einer Jurte beträgt durchschnittlich acht Meter, die Höhe etwa zweieinhalb bis drei Meter. Wände und Dach werden außen mit dicken Filzdecken umkleidet, die mit rundherumlaufenden Stricken festgebunden werden. Die innere Zeltwand wird gleichfalls mit Filzdecken, denen einfache farbige Muster eingestampft sind, ausgekleidet. Über die Innenwand kommen dann noch buntfarbige Teppiche in

einfachen Musterungen, die unter dem Sammelnamen Samarkand-Teppiche Weltruhm erlangt haben. Die Bezeichnung Samarkand-Teppiche stammt wohl daher, daß diese Art von Teppichen schon vor dem Kriege von geschäftstüchtigen Händlern bei den Nomaden aufgekauft und dann aus Samarkand in die ganze Welt exportiert wurde. Der Boden der Jurte wird im Sommer mit dünnen Filzdecken ausgelegt, und der Fußboden ist fertig. Im Winter kommt



Schematische Darstellung einer Kirgisenjurte.

zuerst eine dicke Lage Filzteppiche auf die bloße Erde, über diese wird eine etwa zehn Zentimeter starke Schichte trockenen Grases oder Tiermists gelegt und darauf kommt abermals eine Lage Filz. Auf diese Art gibt es selbst bei den niedrigsten Temperaturen kein Kältegefühl. Inmitten der Jurte wird ein runder Platz frei gelassen, der als Feuerstelle dient. In den Tälern steht hier der Mangal mit Holzkohlen, in großen Höhen aber, wo die Beschaffung von Holzkohlen unmöglich ist, schwelt das Feuer des Kisjak Tag und Nacht. Die Türe wird durch einen festen Holz-



Abb. 45. Maimacha, die junge Kara-Kirgisin.



Abb. 46. Ein Yak, das Universaltier der Bergkirgisen.



Abb. 47. Die Kirgisen auf der Flucht in das Pamirgebiet.



Abb. 48. Der Amu-Darja nahe seinem Ursprung in 3000 Meter Höhe. Im Hintergrund die Berge des Hindukusch.

Abb. 49. Der 7495 Meter hohe Pik Harmo (heute Pik Stalin) im Pamir. Im Vordergrund der große Harmogletscher.

Abb. 50. Eigenartige, mehrere Meter hohe Eisbildungen des Kisil-Agin-Gletschers.

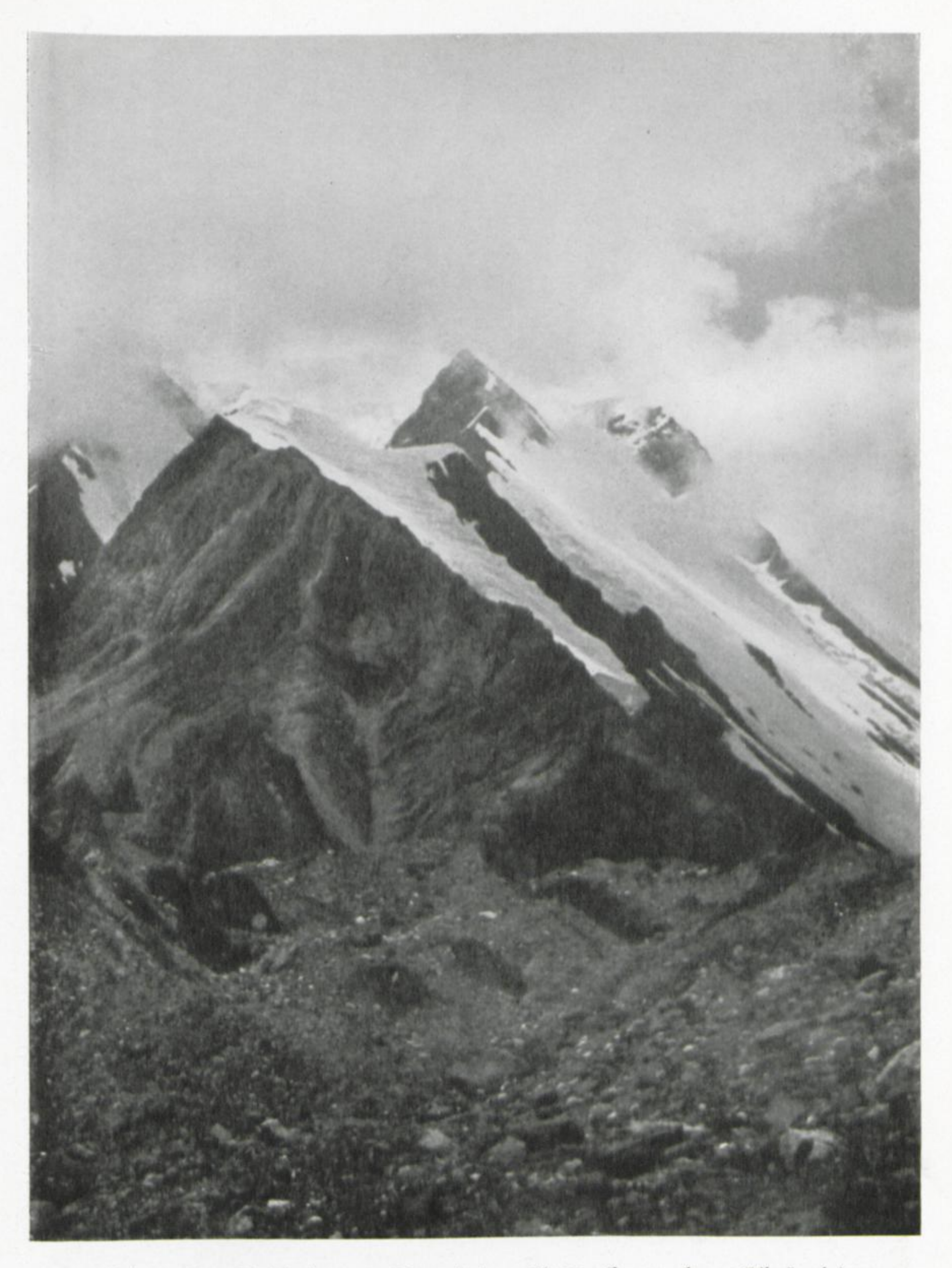


Abb. 51. Der Gipfel des 7130 Meter hohen Pik Kauffmann (heute Pik Lenin).



Abb. 52. Sowjettruppen auf dem Marsch nach dem Pamir.

Abb. 53. Abteilung um Abteilung der Roten Armee ritt an mir vorbei, dem Pamir zu.

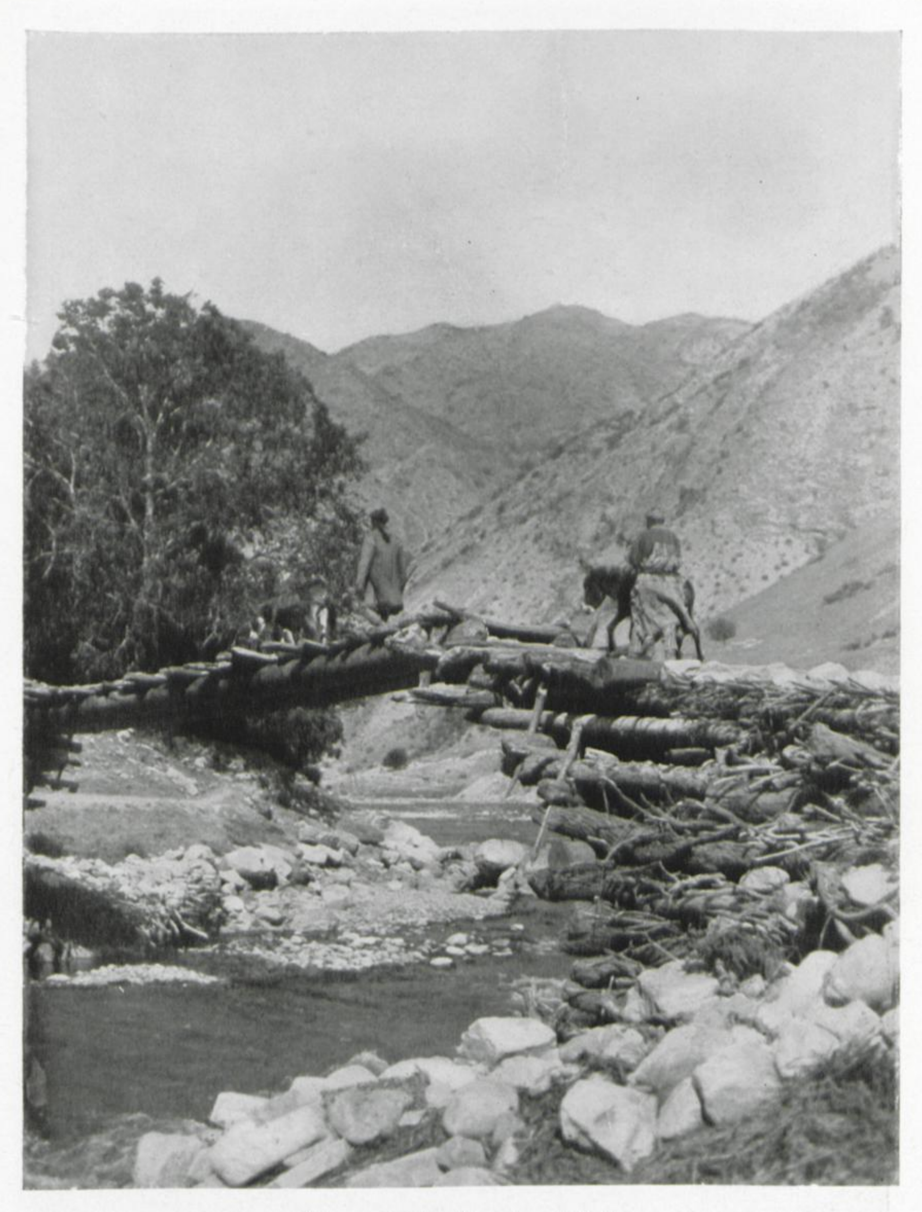


Abb. 54. Brücke über den Muk-Su.

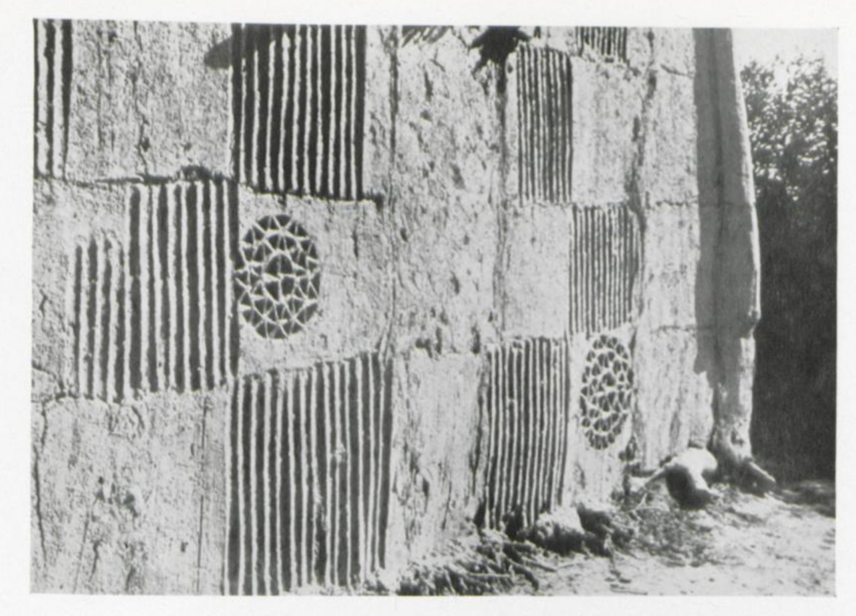


Abb. 55. Lehmornamente an den Mauern turkestanischer Dorfmoscheen.



Abb. 56. „Hauptstraße“ von Harm.

Abb. 57. Links bucharischer Usbeke, rechts afghanischer Kafire.

Abb. 58. Gedeckte Basarstraße in Duschambe.

Mädchen, das deine Dienerin ist, hat nur eine Bibi (Großmutter) als Verwandte. Sie gibt dir das Mädchen umsonst. Ich habe bereits mit ihr gesprochen."

„Ich will es mir überlegen, Ata."

„Du hast mit unseren Männern den Kiik (Steinbock) und das Suur (Murmeltier) gejagt. Du ißt unsere Schafe und trinkst unseren Tee, kein Orus (Europäer) hat je bei uns so gelebt wie du. Wir haben dich alle lieb und wissen, daß du nicht immer bei uns bleiben wirst, aber die Mädchen weinen und wollen in deiner Jurte wohnen."

„Ich aber will allein bleiben und lieber meine Arbeit selbst verrichten."

Das hatte ich energisch und laut gesprochen, was den Begriffen kirgisischer Höflichkeit arg widerspricht. Denn ernste Sachen zwischen Männern dürfen nur leise vor sich hingemurmelt werden.

„Die Männer werden dich verlachen."

„Ich will es mir überlegen und dir in einigen Tagen Bescheid sagen. Vorerst muß ich mich mit meinem Gott beraten."

Der Alte lüftete den Zipfel eines Teppiches und spuckte kräftig darunter, was bedeuten sollte, daß er mich für einen hoffnungslosen Idioten ansah.



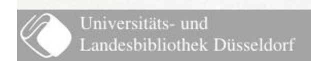
Zeit gewonnen, alles gewonnen. Ein Grund für meine Ablehnung war die Angst vor Krankheiten, mit der alle Einwohner Zentralasiens überreich bedacht sind. Außerdem entsprechen die Kirgisinnen weder unserem Schönheits- noch unserem Reinlichkeitsideal. Wenn ich ihnen oft zusah, wie sie, in der Sonne sitzend, sich gegenseitig die Läuse aus den Haaren fingen und mit leuchtenden Augen in den Mund steckten, kam mir das Grausen derart übermächtig, daß ich am liebsten die Mädchen auch tagsüber aus meiner Jurte verbannt hätte.

Einige Tage hatte ich Ruhe, dann kam der Aksakal wieder. Abermals setzte er sich ans Feuer, gab Salz und Fett in den Tee, trank ihn mit lautem Grunzen aus und begann:

„Vor einigen Tagen war ich in deiner Jurte zu Gast."

„Ich erinnere mich daran, Ata."

„Ich habe damals von Maimacha mit dir gesprochen!"



aus, so daß man unwillkürlich glaubt, das gesamte Gebiet sei mit gelbem Glasfluß überzogen. Die von gelben Eisblöcken eingesäumten Ufer des rund zweihundert Quadratkilometer großen Kara-Kul verstärken diesen Eindruck noch. Nur dort, wo die Gletscherzungen fast bis an den See reichen und große Sumpfgebiete die Ufer umgeben, gedeihen einige Pflanzenarten. Rings um den See liegen Gerippe von Kamelen und Pferden, die hier von den Wölfen gerissen wurden oder verhungerten. Zahlreiche Steinböcke, Pamirschafe und Murmeltiere waren unsere tägliche Beute. Auf solchen Jagdritten, die oft tagelang währten, kam ich mit meinen Begleitern mitunter weit nach Süden, der indischen Grenze zu, bis an den Ursprung des Amu-Darja, der durch wildromantische, von keinem Menschen je betretene Täler sich seinen Weg nach Westen bahnt (Abb. 48).

Die Frauen im Lager warteten die Kinder, molken Kamele und Esel, machten Kleider und sammelten Tiermist zum Heizen. Jeden Abend mußte ich die beiden Mädchen aus der Jurte weisen, da sie angefangen hatten, sich bei mir häuslich einzurichten.

Eines Tages nahte aber doch das Verhängnis in Gestalt des Aksakals. Er kam am Abend in meine Jurte, setzte sich am Feuer nieder und schlürfte den ihm gereichten Tee, dann legte er los:

„Du bist nun kein Frengi mehr in unserem Aul!"

Ich ahnte, wo der schlaue Alte hinauswollte. Da ich das aber vorausgesehen hatte, hatte ich meinen Abwehrplan schon bereit.

„Du sagst es, Ata! (Vater)"

„Hast du zu Hause in deiner Heimat eine Chanum (Frau, Gefährtin), die auf dich wartet?"

„Ja, Ata!", log ich.

„Es ist nicht gut, daß du allein in deiner Jurte wohnst. Die Tage sind kurz und die Nächte lang. Deine Chanum wird es begreifen, daß du eine Dienerin auf deine Decken genommen hast."

„In meiner Heimat ist das nicht üblich, Ata. Außerdem bin ich arm und kann weder ein Schutur (Kamel) noch ein At (Pferd) als Kalim bezahlen."

„Niemand wird von dir einen Kalim verlangen. Das große

Mädchen, das deine Dienerin ist, hat nur eine Bibi (Großmutter) als Verwandte. Sie gibt dir das Mädchen umsonst. Ich habe bereits mit ihr gesprochen."

„Ich will es mir überlegen, Ata."

„Du hast mit unseren Männern den Kiik (Steinbock) und das Suur (Murmeltier) gejagt. Du ißt unsere Schafe und trinkst unseren Tee, kein Orus (Europäer) hat je bei uns so gelebt wie du. Wir haben dich alle lieb und wissen, daß du nicht immer bei uns bleiben wirst, aber die Mädchen weinen und wollen in deiner Jurte wohnen."

„Ich aber will allein bleiben und lieber meine Arbeit selbst verrichten."

Das hatte ich energisch und laut gesprochen, was den Begriffen kirgisischer Höflichkeit arg widerspricht. Denn ernste Sachen zwischen Männern dürfen nur leise vor sich hingemurmelt werden.

„Die Männer werden dich verlachen."

„Ich will es mir überlegen und dir in einigen Tagen Bescheid sagen. Vorerst muß ich mich mit meinem Gott beraten."

Der Alte lüftete den Zipfel eines Teppiches und spuckte kräftig darunter, was bedeuten sollte, daß er mich für einen hoffnungslosen Idioten ansah.



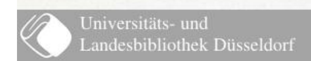
Zeit gewonnen, alles gewonnen. Ein Grund für meine Ablehnung war die Angst vor Krankheiten, mit der alle Einwohner Zentralasiens überreich bedacht sind. Außerdem entsprechen die Kirgisinnen weder unserem Schönheits- noch unserem Reinlichkeitsideal. Wenn ich ihnen oft zusah, wie sie, in der Sonne sitzend, sich gegenseitig die Läuse aus den Haaren fingen und mit leuchtenden Augen in den Mund steckten, kam mir das Grausen derart übermächtig, daß ich am liebsten die Mädchen auch tagsüber aus meiner Jurte verbannt hätte.

Einige Tage hatte ich Ruhe, dann kam der Aksakal wieder. Abermals setzte er sich ans Feuer, gab Salz und Fett in den Tee, trank ihn mit lautem Grunzen aus und begann:

„Vor einigen Tagen war ich in deiner Jurte zu Gast."

„Ich erinnere mich daran, Ata."

„Ich habe damals von Maimacha mit dir gesprochen!"



„Ja, Ata."

„Die Bibi sagt, Maimacha sei fünfzehn Jahre alt und wolle nicht länger ohne Mann sein, da sie diese Schande erdrückt."

„Dann soll sie einen anderen heiraten."

„Sie will aber dich, Aka!"

„Seit wann ist es bei den Kirgisen Sitte, daß sich die Mädchen den Mann aussuchen, den sie heiraten wollen?"

Lange Zeit saß der Alte überlegend da und starrte in die Flammen.

„Nimm eine Peitsche und schlage ihr den Gedanken aus dem Kopf, dann wirst du Ruhe haben."

„Du vergißt, daß ich ein Orus bin. Bei uns schlägt man Frauen nicht."

Wieder trat eine längere Pause ein. Ich stopfte den Tschilim mit Ferghanatabak und hielt ihn dem Alten hin. Dann begann ich wieder zu sprechen, um der Geschichte ein Ende zu bereiten.

„Ata, weißt du, was ein Kafir ist?"

„Ja, ein Ungläubiger."

„Also siehst du, ich bin ein Kafir und außerdem ein Büßer, der das Gelübde abgelegt hat, drei Jahre lang keine Frau zu berühren. Soll ich um Maimachas willen mein Gelübde brechen? Das kannst du doch von mir nicht verlangen."

Kopfschüttelnd stand der Alte auf, hüllte sich in seinen Pelz und ging aus der Jurte. Seit jenem Abend hatte ich vor den Heiratsplänen Ruhe, und einige Wochen später erfuhr ich, daß sich Maimacha getröstet hatte und in einigen Tagen heiraten würde. Nicht einen so armen Schlucker, wie ich es war, sondern einen jungen Kirgisen, der sogar einen ansehnlichen Kalim bezahlen konnte.

Eifrigst wurde alles für das bevorstehende Fest vorbereitet. Die Frauen machten „Busa", ein aus Kumis gebrautes alkoholisches Getränk von widerlichem Geruch und Geschmack, das ungemein rasch berauscht, aber nur zu großen Festen getrunken wird, da die Kirgisen sonst sehr enthaltsam sind.

Zwei große gußeiserne Kessel wurden aufgestellt und mit frischen, noch blutenden Schafhäuten überzogen. Beim Austrocknen

ganzen Stamm. Gewehre und Revolver, Truhenschlösser und Riemenschnallen machte ich wieder verwendbar. Löcher in Töpfen wurden zugenietet und Mangals ausgebessert. Soviel Männer als die Jurte fassen konnte, kamen auf Besuch und sahen mir staunend bei der Arbeit zu. Eines Tages konstruierte ich eine Falle zum Fangen der Murmeltiere, denen bald weitere folgten, als sie sich bewährte. Gab es wieder einige sturmschwächere Tage, so lockten die Steinbockjagd oder der Kara-Kul, in welchem ich vergeblich nach Fischen suchte. Der ganze See ist vollständig fischlos, nur ungeheure Mengen krebsartiger Kleintiere bevölkern ihn. Die Kirgisen erzählten mir, daß im Sommer große Mengen von Vögeln, deren Namen sie nicht wüßten, hier rund um den See nisteten, die im Herbst wieder verschwänden. Meist war der See mit einer dünnen Eisschichte bedeckt; als ich sie durchschlug und das Wasser kostete, spürte ich einen schwachen Salz- und Salpetergeschmack.

Die Monate vergingen. Mein Lebensstandard war auf den der Kirgisen gesunken. Essen, Jagen und Schlafen war die Devise, und dabei wurde ich dick und fett. Schon Monate vorher hätte ich in Täbris sein sollen, Kanadi vermutete wohl längst, daß ich ein Opfer meiner Abenteuerlust geworden sei, und ich malte mir das Gesicht aus, das er machen würde, wenn er mich wiedersähe. Vorläufig war es noch nicht so weit. Am Heiligen Abend hatte ich mir achtzehn kleine Kerzen gemacht und diese auf einen Kameldornbusch im Zelte aufgesteckt. Dann kochte ich mir aus meinem letzten Reis- und Zuckervorrat eine Schüssel Milchreis und lud meine besten Freunde zu mir in die Jurte. Allgemeines Staunen erregte der Lichterbaum; großes Bedauern weckte es, daß nur so geringe Reisportionen, die allen ausgezeichnet mundeten, vorhanden waren. Zur Feier des Tages hatte ich meinen Rasierapparat hervorgeholt, dem mein ausgewachsener Vollbart zum Opfer fiel, so daß mich meine Besucher fast nicht wiedererkannten.

Anfangs März setzte leichtes Schneetreiben ein, und einige Tage später hatte sich die ganze Umgebung in eine herrliche Polarlandschaft verwandelt. Tief waren Schutthalden und Abhänge samt dem zugefrorenen See mit Schnee bedeckt. Gerade meinem Zelteingang gegenüber kamen die Gletscher der Uschbaberge fast

es weiter gar nicht, daß ich dummer Frengi ein so schönes Mädchen ausgeschlagen und abgelehnt hatte. Auf meine Frage, ob Maimacha jungfräulich in die Ehe eingetreten sei, wurde ich belehrt, daß kein Mensch erwarte, ein Mädchen mit fünfzehn Jahren noch unberührt anzutreffen. Während die Männer und Frauen berauscht herumlagen, faßte der neugebackene Ehemann seine Braut bei der Hand und führte die schwankende Gestalt in seine Jurte. Damit war die Trauung vollzogen, andere Zeremonien sind unbekannt.

Vollkommen arme Teufel unter den Kirgisen sind nicht imstande, sich einen eigenen Haushalt zu gründen, solange sie den Kalim nicht aufbringen können, weshalb sie sich ihren Stammesgenossen als Hirten verdingen und den Kaufpreis sparen oder so lange warten, bis sie den erforderlichen Kalim an Tieren bei anderen Stämmen zusammengeraubt haben. Stirbt der Mann, so hat die Frau nicht das Recht, zu ihren Eltern zurückzukehren oder sich einen anderen Mann zu suchen, sie wird vielmehr von den hinterbliebenen Verwandten ebenso wie die Herden und Zelte als Erbe mitübernommen, gleichgültig ob sie dadurch in den Besitz des Bruders oder des Vaters ihres Mannes übergeht, und hat bis an ihr Lebensende den Erben als Arbeitstier oder als Konkubine zu dienen, ganz wie es diesen gefällt. Da der Begriff der Blutschande bei den Kirgisen unbekannt ist, können auch nahe Verwandte heiraten.

Nach der Hochzeit Maimachas, die bis zum letzten Tage ihre Arbeit in meinem Zelt verrichtete, blieb nur die häßliche, aber ungemein arbeitsfreudige und willige Belem bei mir. Regelmäßig wie eine Uhr erschien sie beim ersten Tagesgrauen in der Jurte und verschwand abends, wenn ich ihr bedeutete, daß ich schlafen wolle. Die Bergkrankheit war völlig geschwunden, und ich fühlte mich glücklich und zufrieden wie der Fisch in seinem Element.

Aus Schaftalg und Baumwolle hatte ich mir Kerzen gemacht. Wenn es draußen stürmte, so daß selbst die wettergewohnten Kirgisen nicht zur Jagd gingen, zündete ich mir einige dieser selbstgemachten Kerzen an und reparierte mit den primitiven Werkzeugen, die vorhanden waren, alles mögliche Hausgerät für den

ganzen Stamm. Gewehre und Revolver, Truhenschlösser und Riemenschnallen machte ich wieder verwendbar. Löcher in Töpfen wurden zugenietet und Mangals ausgebessert. Soviel Männer als die Jurte fassen konnte, kamen auf Besuch und sahen mir staunend bei der Arbeit zu. Eines Tages konstruierte ich eine Falle zum Fangen der Murmeltiere, denen bald weitere folgten, als sie sich bewährte. Gab es wieder einige sturmschwächere Tage, so lockten die Steinbockjagd oder der Kara-Kul, in welchem ich vergeblich nach Fischen suchte. Der ganze See ist vollständig fischlos, nur ungeheure Mengen krebsartiger Kleintiere bevölkern ihn. Die Kirgisen erzählten mir, daß im Sommer große Mengen von Vögeln, deren Namen sie nicht wüßten, hier rund um den See nisteten, die im Herbst wieder verschwänden. Meist war der See mit einer dünnen Eisschichte bedeckt; als ich sie durchschlug und das Wasser kostete, spürte ich einen schwachen Salz- und Salpetergeschmack.

Die Monate vergingen. Mein Lebensstandard war auf den der Kirgisen gesunken. Essen, Jagen und Schlafen war die Devise, und dabei wurde ich dick und fett. Schon Monate vorher hätte ich in Täbris sein sollen, Kanadi vermutete wohl längst, daß ich ein Opfer meiner Abenteuerlust geworden sei, und ich malte mir das Gesicht aus, das er machen würde, wenn er mich wiedersähe. Vorläufig war es noch nicht so weit. Am Heiligen Abend hatte ich mir achtzehn kleine Kerzen gemacht und diese auf einen Kameldornbusch im Zelte aufgesteckt. Dann kochte ich mir aus meinem letzten Reis- und Zuckervorrat eine Schüssel Milchreis und lud meine besten Freunde zu mir in die Jurte. Allgemeines Staunen erregte der Lichterbaum; großes Bedauern weckte es, daß nur so geringe Reisportionen, die allen ausgezeichnet mundeten, vorhanden waren. Zur Feier des Tages hatte ich meinen Rasierapparat hervorgeholt, dem mein ausgewachsener Vollbart zum Opfer fiel, so daß mich meine Besucher fast nicht wiedererkannten.

Anfangs März setzte leichtes Schneetreiben ein, und einige Tage später hatte sich die ganze Umgebung in eine herrliche Polarlandschaft verwandelt. Tief waren Schutthalden und Abhänge samt dem zugefrorenen See mit Schnee bedeckt. Gerade meinem Zelteingang gegenüber kamen die Gletscher der Uschbaberge fast

bis zu uns herunter, während im Westen die ausgedehnten Eisfelder des Tanimas-Massivs in der Sonne glänzten. Zugleich mit dem Schneefall war es wärmer geworden, und die Stürme hatten nachgelassen.

Bald hing mir die Haut in Fetzen von allen unbedeckten Körperteilen und selbst dicke Schaffettschichten schützten nur wenig vor der starken Sonnenbestrahlung.

So vergingen der März und der April. Zu Beginn des Mai verschwand der Schnee so schnell, wie er gekommen war, und binnen wenigen Tagen sproß junges Grün zwischen den Steinen empor, allerdings so kärglich, daß ich mich über jede einzelne Pflanze, die ich irgendwo fand, freute.

Gegen Mitte Mai wurde mit dem Abbruch des Lagers begonnen. Die Kirgisen wollten in das Tal des Kisil-Su und von dort nach Osten auf chinesisches Gebiet, während ich wieder den Kisil-Su stromab bis zum Amu-Darja verfolgen wollte. Einige Kamelreiter waren bereits mehrere Tage vorher aufgebrochen, um die riesigen Herden aus dem Alaital dem Zusammenkunftsplatz bei Saridasch zuzuführen.

Am 24. Mai war es so weit. Alles war fröhlich und guter Dinge. Selbst die ausgehungerten Tiere wußten, daß es nun wieder den saftigen Weiden zuging und nahmen ruhig jede Last auf ihren Rücken. Zwei Tage später hielten wir im Tal des Kisil-Su bei den Ruinen des Saridascher Rabats. Hier lag viel mehr Schnee als fünfzehnhundert Meter höher, beim Aufstellen der Jurten mußte zuerst der Schnee ausgeschaufelt werden. Vor dem Abschied tauschte ich noch schnell meine beiden Esel gegen ein gutes Kamel ein, und dann gab mir der ganze Stamm einige Stunden lang das Geleite.

Bei Urschan begegnete ich den talaufwärts wandernden Herden. Stundenlang zog ein breiter Strom von Schafen, Rindern und Pferden an mir vorbei, von den Hirten und Hunden wohl behütet. Dann waren auch diese vorüber, und als ich von dem Sohne des Aksakal Abschied nahm, der den Schluß des Transportes bildete, traten mir plötzlich Tränen in die Augen, ohne daß ich ahnte, daß ich den letzten Zug wirklich freier Kirgisen miterlebt hatte.

Etwa dreißig Kilometer weiter westlich sah ich knapp vor mir eine große Reiterschar auftauchen, die sofort als Militär erkennbar war (Abb. 52, 53). Kamele und Maultiere begleiteten die Reiter und führten große Mengen von Lebensmitteln mit sich. Vorerst wurden ich und mein Gepäck einer genauen Durchsuchung unterzogen. Ungläubig hörten sie meine Erzählung an, in der ich ihnen vorlog, daß ich den Winter über allein in Saridasch verbracht habe. Allmählich erfuhr ich auch den Zweck ihres Marsches. Sie kamen aus Duschambe, der Hauptstadt Tadschikistans, und sollten mit einer Militärkolonne, die aus der Ferghana über Osch kam, bei Saridasch zusammentreffen, mit ihr gemeinsam bis Pamirski Post vorstoßen, um den dort befindlichen Aufständischen und Räubern endlich den Garaus zu machen. Ausgerüstet war die Truppe, als ob sie zur Belagerung einer großen Festung ausgezogen wäre, nicht aber, um ein kümmerliches Fort einzunehmen, das von einer Bande undisziplinierter Wegelagerer besetzt war.

Gelang es den Sowjets, auf dem Pamir festen Fuß zu fassen, so war es mit der Freiheit der Kirgisen endgültig aus. Die Räteregierung würde sich den fetten Steuerbissen, der aus dem Viehreichtum der Kirgisen zu holen war, sicher nicht entgehen lassen. Außerdem würde sie versuchen, auch die wirtschaftlichen und politischen Freiheiten des letzten wirklich freien Volkes innerhalb der Grenzen der Sowjetunion zu beschneiden oder ganz aufzuheben.

Die zaristische Regierung hat nur zweimal versucht, den turkestanischen Nomadenstämmen ihren Willen aufzudrängen, und das in sehr vorsichtiger Art, die etappenweise die Vorbedingungen zur völligen Unterwerfung schaffen sollte. Zunächst wurden den Stammesfürsten auf Staatskosten kleine Paläste und Schlösser erbaut, in der Hoffnung, daß auf diese Art eine Seßhaftmachung der Kirgisen möglich sei. Die Chane aber stellten sich rings um die neuerbauten schönen Häuser ihre Jurten auf, in welchen sie auch weiterhin wohnten, wenn sie sich in der Nähe dieser Ansiedlungen aufhielten. Die prachtvollen Gebäude aber verwendeten sie als — Ställe.

Ein zweiter Versuch, die Kirgisen bei der Religion zu fassen, mißglückte gleichfalls. Die russische Regierung sandte den Kir-

gisenstämmen, die ursprünglich reine Heiden waren, Hunderte von mohammedanischen Mullahs, in der Meinung, daß alle Bewohner Asiens Islamiten seien. Die Kirgisen, die ungeheuer gerne Erzählungen hören, ließen die Mullahs reden und hatten nichts dagegen, als diese sie aufforderten, dem islamischen Glauben beizutreten. Fast alle Völker und Stämme erklärten sich in Hinkunft als Mohammedaner, ohne daß aber die Geistlichkeit irgendeinen Einfluß auf sie gewinnen konnte, und gerade der war ja von Petersburg beabsichtigt gewesen. Die Zarenregierung hatte schließlich weitere Versuche aufgegeben und die Kirgisen in Ruhe gelassen.

Eine solche Toleranz war natürlich unter der Herrschaft der Sowjets nicht zu erwarten. Was die seßhafte Bevölkerung in dieser Beziehung erlebt hatte, wirkte auf die Kirgisen abschreckend, und bisher verstanden sie es, in den schwer zugänglichen Gebieten des Pamir ihre Freiheit aufrechtzuerhalten. Aus diesem Grunde wurden sie von den Aufständischen, die sich in den zaristischen Militärstationen des Pamirgebietes eingenistet hatten, nach Möglichkeit unterstützt. Fielen aber diese Punkte in die Hände der Sowjets, so war das Schicksal der Kirgisen besiegelt.

Eine seltsame Fügung hatte mich den letzten Akt dieses Dramas kirgisischer Freiheit in Turkestan miterleben lassen. In Duschambe erfuhr ich einige Wochen später, daß die vordringenden Sowjetsoldaten die Kasernen und Grenzposten von Pamirski Post usw. vollständig geräumt angetroffen hatten. Offenbar waren die Besatzungen schon im Herbst auf chinesisches Gebiet gegangen, als sie merkten, daß sie der sich immer mehr konsolidierenden Sowjetmacht nicht länger Widerstand leisten konnten, vielleicht waren ihnen auch Lebensmittel und Munition ausgegangen.

Wieder war ich in Daraut-Kurgan angekommen, das einstmals die am meisten frequentierte Grenz- und Zollstelle zwischen Buchara und Russisch-Turkestan bildete, heute aber infolge des Zollvereines zwischen den turkestanischen Unionstaaten ohne jede Bedeutung ist. Zur Zeit meiner Ankunft lagerten in Zelten große Mengen von Sowjetmilitär dort, die als Reserve für die in den Pamir vorgedrungenen Truppen hier Aufenthalt genommen hatten.

Meine europäischen Kleider hatte ich längst gegen kirgisische austauschen müssen, da sie mir schon in Fetzen vom Leibe gefallen waren. Daraut-Kurgan liegt etwa zweitausend Meter tiefer als der Kisil-Art-Paß, und dieser Höhenunterschied machte sich in der Sonnenstrahlung ganz energisch fühlbar, so daß mir unter den Kirgisenpelzen der Schweiß in Bächen vom Körper rann, wenn ich nur die geringste Bewegung machte. Ich war gezwungen, meinen Steinbockpelz gegen einen Tadschikenchalat und meine schwere Pelzmütze gegen eine Tübeteka nebst Turban umzutauschen. Da ich keine passenden „Itschigi" (Lederstrümpfe der Sarten) finden konnte, erstand ich ein Paar geknüpfte Strümpfe, die ähnlich den Teppichen aus Kamelwolle gearbeitet und sehr dauerhaft sind.

Nach Daraut-Kurgan wird das Alaital etwas enger. Baumbestände und blühende Sträucher aller Art erfreuten das Auge. Die Ansiedlungen wurden häufiger, bald tauchten bebaute und grünende Felder auf, Zeichen, daß ich mich bewohnteren Gegenden näherte. Über Kurg-Su, Sau-Ur, Sarigul, Adschi-Chalma, Ak-Sai erreichte ich Damburtschi am Zusammenflusse des aus den Abwässern des Tanimasgletschers kommenden Muk-Su mit dem Kisil-Su, der von da ab Surchab genannt wird (Abb. 54).

Nur selten sah ich hier Jurten der Nomaden, da alle Familien vor der Roten Armee geflohen waren. Nur Tadschiken und Sarten waren zurückgeblieben. Rasthäuser und Tschai-Chanas mehrten sich, und nach fast dreivierteljähriger Pause aß ich mich wieder einmal an Schaschlik satt und konnte meinen Vorrat an Zucker und Ziegeltee ergänzen. Auch die langentbehrten Zigaretten begrüßte ich mit Freuden, hatte ich doch die ganze Zeit über mit dem Tschilim vorliebnehmen müssen.

Nach dem Muk-Su begann das Gebiet von Karategin (Land der schwarzen Berge) — einer der fruchtbarsten Teile Ostbucharas. Die Artscha war seltener geworden, und allenthalben standen große Gruppen von schlanken Silberpappeln und Karagatschen. Nun brauchte ich nicht mehr wie ein Wilder zu leben. Ich wusch und rasierte mich regelmäßig, was für die Dorfbewohner jedesmal eine Tomascha (Volksbelustigung) darstellte, wenn sie sahen,

wie ich mich einseifte und mir mit dem kleinen Apparat die Stoppeln von den Wangen kratzte. Die Turkestaner kennen das Einseifen beim Rasieren nicht, sie befeuchten sich den Bart lediglich mit etwas Wasser und schaben ihn ab. Ebenso ist jegliches Waschen, mit Ausnahme der religiösen Waschungen, die sich auf Fingerspitzen und Mund beschränken, streng verpönt.

Nach Damburtschi wird das Tal des Surchab wieder breiter. Der Fluß erhält mächtigen Zulauf aus den Bächen, die hier von den Gletscherzungen des „Peter-der-Große“-Gebirges durch enge Schluchten, zahlreiche Wasserfälle bildend, ins Tal schießen. Vor Jarai stieß ich auf Bergtadschiken, die über den Dengis-Bei zu Fuß nach Ferghana zogen. Manche waren darunter, die mich erkannten und anhielten, um ein wenig zu plaudern. Es waren jene Leute, die ich im vorigen Herbst in der Rasthütte unterhalb des Dengis-Bei getroffen hatte, als sie den umgekehrten Weg nach Karategin machten. Einige von ihnen trugen Lasten, die nicht viel geringer als Esellasten waren, und dennoch marschierten diese Menschen täglich fünfunddreißig bis vierzig Kilometer bergauf.

Jarai selbst ist ein großes Dorf, in dem Usbeken und Tadschiken wohnen. Reiche Obstpflanzungen prangten in rosarotem und weißem Blütenschmuck. Monate hindurch hatte ich nur rote Felsen, Schnee und die schmutzigbraunen Wände der Jurten gesehen, weshalb mir das Lehmdorf als das reinste Paradies erschien. Millionen Heckenrosen blühten, und die Wiesen waren mit blauen Aurikeln übersät. Im Gegensatz zu den Kirgisen arbeiteten die Männer der Tadschiken und Usbeken auf den Feldern, während Frauen kaum zu sehen waren. Ariks wurden instand gesetzt, an allen Orten mähten die Männer in den hohen Kleefeldern, und die herrlichbunten Falter, die in diesen Teilen Bucharas besonders zahlreich sind, gaukelten zu vielen Tausenden in der Luft umher. Die bolschewikische Bewegung hatte trotz der Nähe der Hauptstadt hier noch nicht festen Fuß fassen können. Unverschleierte Frauen traf ich fast nirgends.

Als ich in Liangarasch übernachtete, wurde ich vom Tschaichanschik zeitlich früh geweckt und aufgefordert, sein Haus zu

verlassen. Auf meine Frage teilte er mir mit, daß heute Freitag (der mohammedanische Sonntag) sei und der Aksakal des Kischlaks nicht dulde, daß ein Ungläubiger den Freitag über im Orte bliebe. Ich ließ mir den Weg zum Aksakal zeigen, wo ich gegen meine Ausweisung protestierte. Es stellte sich heraus, daß ihm der Mullah eingeredet hatte, er dürfe mich nicht länger beherbergen, da sonst ein Unglück für das Dorf bevorstehe. Ohne weiteren Widerstand zu leisten, bepackte ich mein Kamel und machte mich auf den Weg nach Harm. Der Surchab fließt hier breit und mächtig, zahlreiche Inseln bildend, die von Wasservögeln aller Art belebt sind. Die starke Religiosität der Einwohner war schon daran zu erkennen, daß selbst der allerkleinste Kischlak über eine Moschee verfügte. Im Gegensatz zum ganzen übrigen Turkestan sind hier die Moscheen nicht aus Lehm (Abbildung 55), sondern aus zierlichem Holzbauwerk aufgeführt, dessen Tragsäulen mitunter kunstvoll geschnitzt und bemalt sind. Das freistehende Minarett ist entweder gleichfalls aus Holz oder aus Steinen aufgeführt. An beiden Abhängen des Surchabtales sah ich viele Höhlenwohnungen, die sich an fast unzugänglichen Stellen mehrere hundert Meter oberhalb der Talsohle befanden. Alle diese waren bewohnt, so daß einige tausend Troglodyten hier hausen müssen. Allerdings sah ich keinen Grund zur Benützung der Höhlen, da Raum zur Erbauung einiger tausend Häuser in genügendem Ausmaß vorhanden war. Erst in Harm erfuhr ich, daß es sich bei den Höhlenbewohnern um eine rein bucharische Glaubenssekte handle, die einst von den Islamiten verfolgt worden war und sich in die Felswände zurückgezogen hatte. Obwohl heute vollkommene Glaubensfreiheit herrscht, ziehen sie es vor, auch weiterhin in ihren Höhlen zu hausen und um jeden Trunk Wasser auf gefährlichen Steigen ins Tal zu klettern.

Harm ist, obwohl früher Sitz eines Beg und Hauptort der östlichen Karateginprovinz, eines der ärmlichsten und schmutzigsten Nester, die ich je in Zentralasien gesehen habe (Abb. 56). Eingestürzte Häuser, mit fußtiefem Morast gefüllte Gassen und Wege, ein armseliger Basar, in dem es weder Zigaretten noch getrocknetes Obst zu kaufen gab, ein fensterloses, schmutziges



Amtsgebäude und mürrische Einwohner sind die wesentlichsten Bestandteile dieser Provinzhauptstadt.

Der weitere Weg führte über zahlreiche schmale Brücken und steil aufwärts nach Obi-Harm, das ich bereits im Jahre 1919 besucht hatte. Unweit der Stadt, in fast unzugänglichen Felskesseln verborgen, hatten hier während des Weltkrieges sechsunddreißig Österreicher im Interesse der Heimat gegen die Russen im buchstäblichsten Sinne des Wortes Waffen geschmiedet. Im Jahre 1916 setzten sich Agenten des Emir von Buchara mit den Kriegsgefangenen in den Lagern von Katta-Kurgan, Samarkand und Taschkent in Verbindung und warben erstklassige Kräfte, meist gut ausgebildete Waffenmeister, an, die mit Hilfe der Bucharen und Sarten aus den Lagern flüchteten und auf Schleichwegen zuerst nach Buchara und von dort nach Obi-Harm gebracht wurden, wo sie in mühevoller Arbeit ein richtiges Arsenal ins Leben riefen, das Gewehrmunition und Geschosse für Kanonen erzeugte. Auf großen Umwegen, meist über China und Afghanistan, kamen die Maschinen und Materialien ins Land. Ebenso Maschinengewehre und Handfeuerwaffen, die zerlegt in Obi-Harm einlangten und von den Österreichern zusammengesetzt wurden. Bei dem plötzlichen Überfall der Russen auf Buchara verloren aber der Emir, seine Staatsmänner und Generale vollkommen den Kopf und flüchteten auf kürzestem Wege nach Afghanistan.

Am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Obi-Harm borgte ich mir vom Tschaichanschik ein Pferd und ritt zu den Ruinen des Arsenals hinauf. Die Sprengkommandos hatten ganze Arbeit getan. Kein Stein war auf dem anderen geblieben. Die Wasserwerke waren ein Schutthaufen, zwischen den Trümmern lagen noch Teile von Leitungen, Dynamos und Transmissionswellen in wirrem Durcheinander. Unweit davon hatten sich einige Tadschiken aus den Trümmern Steinbauten errichtet, in denen sie wohnten. Mit schwerer Mühe gelang es mir, sie so weit zu bringen, daß sie Zutrauen faßten und mir den Untergang des Arsenals schilderten. Nach ihren Erzählungen waren vierzehn Österreicher zurückgeblieben, die mit den sechshundert Mann der regulären bucharischen Armee und mit den antisowjetistischen Freischärlern,

die sich hierher geflüchtet hatten, den vordringenden Russen einen erbitterten Widerstand entgegensetzten. Dank ihrem reichlichen Munitionsvorrat und den überlegenen Waffen konnten sie sich gegen die schlecht ausgerüsteten Russen vier Monate lang erfolgreich zur Wehr setzen. Auch unter Lebensmittelmangel hatten sie nicht zu leiden, da sie aus den rückwärtigen Tälern reichlich beliefert wurden. Als die Russen den Widerstand nicht brechen konnten, riefen sie zwei Flugzeuge aus Taschkent zu Hilfe, und erst mit deren Unterstützung gelang es ihnen, das Arsenal einzunehmen. Die Überlebenden der Besatzung wurden samt und sonders niedergemetzelt. Ein trauriges Schicksal wollte es, daß den Hauptanteil an der Eroberung die eiserne Brigade der Internationalisten (Kriegsgefangene der österreichisch-ungarischen Armee) für sich in Anspruch nahm, so daß auch hier Österreichs Soldaten für fremde Interessen einander hinmordeten.

Lange saß ich vor dem Trümmerhaufen des Gebäudes, in dem einst die Maschinen zur Herstellung von Gold- und Silberblechen gebaut wurden, aus denen ich in Buchara für den Emir Münzen prägte, bis die fanatischen Mullahs und Muftis Einhalt geboten, da das Geld im damals heiligen Land Buchara nicht mit den vom Scheitan (Teufel) stammenden Maschinen hergestellt werden durfte, so daß ich nachts über die Grenze flüchten mußte*.

Nach Obi-Harm verließ ich den Surchab, der so lange mein Begleiter gewesen war, und an einem seiner Nebenflüsse entlang reitend erklomm ich die Bergeshöhen, auf denen Faisabad, die größte Stadt Ostbucharas, mit etwa zweitausend Häusern, liegt. Das an Obst ungemein reiche Tal lieferte bereits die ersten Kirschen und Uruk des Jahres, deren Genuß ich mich mit Begeisterung hingab. Die Hochflächen und Täler zwischen den Hissarbergen und der Darwaskette sind die fruchtbarsten ganz Tadschikistans. Hier beginnt auch bereits die Zucht der Seidenraupe. Unzählige Maulbeerbäume geben dem Lande ein eigenartiges Gepräge.

* Siehe mein Buch „Pascholl Plenny" im gleichen Verlage.

11. DURCH USBEKISTAN.

Bei Faisabad entspringt ein Nebenfluß des Kafirnigan, dessen Ufer der Weg eine Zeitlang folgt, um sich dann wieder an steilen Bergwänden entlang hoch über dem Fluß in vielen Serpentinen nach Kafirnigan emporzuwinden. Die Ortschaft liegt am gleichnamigen Flusse in einer weiten Hochtalsenke. Bei meiner ersten Reise nach Obi-Harm hatte hier der Kusch-Begi, in dessen Begleitung ich mich befand, die Honoratioren und den Beg des Gebietes empfangen, während ich mich in meinem Zelt versteckt halten mußte, so daß ich von dem Ort wenig zu sehen bekam. Kafirnigan bildet eine Insel im islamischen Meer Bucharas, da es — wie schon der Name sagt — von Kafiren (Ungläubigen, Heiden) bewohnt wird, die vor etwa hundert Jahren aus Kafiristan in Afghanistan hier eingewandert sind und den Ort gegründet haben. Von den Kafiren geht die Sage, daß sie die letzten Überreste des einst ausgedehnten Christentums in Zentralasien darstellen (Abb. 57). Dank ihrer Bescheidenheit und Anpassungsfähigkeit wurden sie von den Mohammedanern, mit Ausnahme gelegentlicher Pogrome, nicht angetastet, sie durften im Gegensatz zu den Juden in Buchara Grundbesitz erwerben und hatten die gleichen Rechte wie die Mohammedaner. Kafirnigan ist ein sauberer, gepflegter Ort mit ausgedehnten Weinbaukulturen.

Durch ein breites, ungemein fruchtbares Tal führt der Weg nach Duschambe (heute Stalinabad), der Hauptstadt Tadschikistans, mit etwa 30.000 Einwohnern (Abb. 58, 59 u. 60). Duschambe war der erste größere Ort, den ich seit Verlassen Skobelews aufsuchte. Unzweifelhaft hat die Stadt, seitdem die Landesbehörden und der Rat von Tadschikistan hier ihre Kanzleien aufgeschlagen haben, viel gewonnen. Zahlreiche Gebäude in europäischem Stil wurden errichtet, darunter ein ganz passables Hotel, allerdings nur für



Abb. 59. Schaschlikbrater in Duschambe. Auf dem Brett oben sieht man einen Stoß runder Brotfladen.

Abb. 60. Teebuden am Basar von Duschambe.



Abb. 61. Raubvogelhändler mit Jagdadler in Duschambe.



Abb. 62. Kirgisischer Bei mit zaristischen Offizieren in Envers Armee.

Abb. 63. Damad Enver Pascha, türkischer Kriegsminister während des Weltkrieges und Schwiegersohn des letzten Sultans der Türkei.

Abb. 65. Mein Reitkamel „Schurl“ mit seiner neuen Besitzerin.

Abb. 66. Abdullah Turnaiw, ein berühmter Kamelzüchter, mit seiner edelsten Stute.



Abb. 67. Kamelzug, mit Salz und Schwefel aus den Bergen kommend.

Abb. 68. Tanz in der Ramasannacht.



Abb. 69. Frau Kulijewa, Vorsitzende des Ortssowjets von Kerki.



Abb. 70. Goldwäscher am Serawschan. Mühsam wird der Goldsand mittels einer Pfanne ausgewaschen.



Abb. 71. Vier Tage alte Karakullämmer werden zur Schlachtung getragen.



Abb. 72. Die Muttertiere werden im Frühjahr geschoren.

durchreisende Kommissare oder Sowjetdelegationen bestimmt, das aber mit besonderer Bewilligung des Ortssowjets auch von gewöhnlichen Sterblichen aufgesucht werden darf. Die Straßen, die ansonsten in ganz Turkestan den Schrecken aller Reisenden bilden, sind gut instand gehalten, und während meiner Anwesenheit waren gerade russische Ingenieure damit beschäftigt, eine kleine elektrische Station zu errichten, um die Stadt mit Strom zu versorgen.

Die Basare Duschambes sind mit asiatischen Waren aller Art reichlich versorgt, nur an europäischen Produkten herrscht vollständiger Mangel. Auf meine diesbezügliche Frage erklärte mir der russische politische „Berater" des tadschikischen Sowjets, daß gemäß dem Fünfjahrplan die turkestanischen Basare binnen kurzer Zeit reichlich mit Industrieprodukten versehen sein würden. Großer Mangel herrscht hauptsächlich an Metallwaren aller Art, da der Bedarf nur zum kleinen Teil durch einheimische Erzeugnisse gedeckt werden kann.

Während ich durch den Basar ritt, sah ich einen Raubvogelhändler, der Adler, Falken und Bussarde für Jagdzwecke dressierte und verkaufte (Abb. 61).

Am Tage meiner Ankunft in Duschambe belud ich mein Kamel mit zwei Säckchen von Gesteinsproben und machte mich auf den Weg zum „Tadschsow" (Tadschikischen Sowjet), um sie dort zum Weitertransport nach Samarkand zu deponieren. Ich hatte gedacht, mir mit meinen Steinen bei den Sowjets einen Stein ins Brett zu legen, aber ich irrte mich gewaltig. Zuerst studierten einige Beamte meine Dokumente unheimlich lange, dann fragten sie mich, wie ich nach Tadschikistan gekommen sei, ohne hierzu eine Bewilligung des hiesigen Sowjets zu besitzen. Auf meinen Einwurf, daß ich vom „Gossowgordel" in Samarkand hierzu bevollmächtigt sei, erklärten sie mir, die Samarkander mögen „ihr Wasser in ihre eigenen Töpfe geben" (sartisches Sprichwort), aber sich nicht in die Angelegenheiten eines freien Nachbarstaates einmischen. Ich zuckte die Achseln und teilte ihnen mit, daß mich die internen Befugnisse der einzelnen Sowjets nichts angingen, ich sei nun einmal in Tadschikistan und ersuche die Genossen, das zur Kenntnis zu nehmen.

Ich glaube kaum, daß es in ganz Duschambe auch nur einen einzigen Abteilungspredsedatel (Präsidenten), Saweduwajtschik (Verwalter, höheren Beamten) oder Kommissar, ja nicht einmal einen Bürodiener gegeben hat, der sich nicht mit der Frage meiner staatsgefährlichen Anwesenheit befaßt hätte. Tagelang spielte der Telegraph zwischen Samarkand und Duschambe, um die Kompetenzfrage zu klären. Am liebsten wäre ich ausgerissen und hätte den Herrschaften meinetwegen ein Jahr lang Zeit gegeben, sich einig zu werden, wenn mir die Beamten nicht meine Papiere abgenommen hätten. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich dieses Hin- und Hertelegraphieren kaltblütig verfolgte. Ganz im Gegenteil. Ich hatte gewaltige Angst, daß entweder mein Schwindel in Samarkand aufgeflogen war und jede Stunde der Auftrag zu meiner Verhaftung eintreffen konnte, oder aber, daß irgendwer auf den Einfall käme, in Kisil-Arwat anzufragen. Doch nichts dergleichen geschah. Eines Tages erschien ein Milizionär und ersuchte mich recht höflich, mit ihm nach dem Sowjet zu kommen. Der Vorsitzende des Rates der Tadschikischen Volkskommissäre empfing mich grinsend und versicherte mir das eine über das andere Mal, wie er es den Kerlen in Samarkand gegeben habe, die in Hinkunft sicher keine Bewilligung für fremde Staaten mehr ausstellen würden. Dann erhielt ich meinen Aufenthaltsschein für das Land der Tadschiken und die feierliche Versicherung, daß meine Gesteinsproben als Eigentum Tadschikistans beschlagnahmt seien und nicht nach Usbekistan ausgeliefert würden.

Vergeblich versuchte ich dem Landeschef klarzumachen, daß bei einem solchen Vorgehen keines der beiden Länder von meiner Reise einen Vorteil habe, da die Notizen mit den Fundorten und Kartenskizzen bereits mittels Post nach Samarkand unterwegs seien, aber ohne die Proben keinen Wert hätten, da diese mit den gleichen Nummern der Notizen korrespondierten. Anderseits könne wieder Tadschikistan mit den Proben nichts anfangen, wenn die Fundorte nicht angegeben seien. Wider mein Erwarten freuten diese Mitteilungen den hohen Herrn derart, daß er in lautes Lachen ausbrach und mir mit unnachahmlicher Grandezza das russische Wort für alles und nichts, „Nitschewo“, zurief.

Hissar konnte ich aber nicht mehr aufstehen, so sehr schüttelte mich das Fieber. In meiner Apotheke befand sich noch etwas Chinin, das ich einnahm. Leider half es gar nichts. Am vierten Tag bat ich in einer fieberfreien Minute den Besitzer des Sarais, mir einen Arzt zu suchen. Doch weder ein russischer noch ein sartischer Hakim war in Hissar oder Umgebung aufzutreiben. Also zurück nach Duschambe, wo es so etwas wie ein Spital mit einem europäischen Arzt gab. Man lud mich auf eine Arba, und mit Stricken festgebunden machte ich die Reise zurück. Vier Wochen verbrannte mich das Fieber. Mein Körper war schon das reinste Chininlager, aber durch das Chinin und sehr viel Wodka kam ich doch wieder auf die Beine. Später, als ich schon wieder klar denken und sogar essen konnte, verbrachte der Arzt seine ganze freie Zeit an meinem Bett und wir plauderten oft stundenlange miteinander.

Dank der Pflege des Arztes und meiner gesunden Konstitution schwand das Fieber allmählich, und eines Tages war ich so weit, daß ich das Bett verlassen konnte. Der Saraibesitzer in Hissar erkannte mich nicht wieder, sosehr hatte mich die Krankheit verändert, die mich endgültig erst im Jahre 1932 verließ, nachdem sie viele Wiener Ärzte mit ihrer Hartnäckigkeit zur Verzweiflung gebracht hatte. Dank der Fürsorge des Medizinmannes in Duschambe hatte ich nunmehr ein halbes Pfund Chinin in meinem Besitz, und jeden Morgen schluckte ich unter schrecklichen Flüchen das bitterste aller Pulver, was aber den Vorteil mit sich brachte, daß ich in Hinkunft nur von kürzeren und schwächeren Attacken heimgesucht wurde.

Von Hissar ging es nun über Karatag, Sari-Assija nach Jurtschai und Denau, wo sich der letzte Akt der Katastrophe Enver Paschas abgespielt hatte. Jurtschai war der Geburtsort des letzten Kusch-Begi von Buchara, und ich hoffte, hier etwas über diesen Menschen, der sich mir gegenüber so edel benommen hatte, zu erfahren. Vorsichtig erkundigte ich mich nach ehemaligen reichen Leuten des Kischlaks, und als ich deren Bekanntschaft gemacht hatte, suchte ich sie in ihrem Hause auf. Allmählich brachte ich in Erfahrung, daß der Kusch-Begi seinen Herrn nach Afghanistan

(Asiatischer Menschenmörder), was auf seine Gefährlichkeit schließen läßt.

Wo es Skorpione gibt, kommen meist auch die Tarantelspinnen (Phalangane) in großen Mengen vor. Die Turkestaner fürchten die Phalangane mehr als die Skorpione, da ihr Biß unbedingt tödlich sein soll. Am Ufer des Duschamb richtete ich mir einmal eine Kochstelle her und trug einige Steine zusammen. Unter einem der Steine befand sich ein ganzes Nest von Taranteln, so daß ich sie, nachdem ich meinen ersten Schreck überwunden hatte, genau beobachten konnte. An einem, etwa fünf bis sechs Zentimeter langen eirunden Körper befinden sich die zehn Zentimeter langen, stark behaarten Füße. Körper und Beine sind von hellgelber bis brauner Farbe. Das mit spitzen Stacheln bewehrte Maul besteht aus vier Kiefern, die blitzschnell zuschnappen und vier Wunden zu gleicher Zeit zufügen, in denen das Gift zurückbleibt.

In Südbuchara traf ich einmal mit meiner Arba auf eine Karawane, die durch eine Oase von großer und üppiger Fruchtbarkeit zog, ohne anzuhalten. Als ich den Karawanenbaschi aufforderte, doch hier das Lager aufzuschlagen, versicherte er mir, daß am nächsten Morgen kein Mensch mehr am Leben sein würde, wenn wir hier anhielten, da wir uns in einem Gebiet der Karakurtspinnen befänden. Auf meinen Wunsch, eine solche Spinne zu sehen, von der ich schon so viel gehört hatte, stieg er vorsichtig von seinem Kamel und schlug mit der Nagaika schnell zu, dann spießte er mit einem Kameldorn ein kleines schwarzes Etwas auf, das er mir übergab. Das war also die gefürchtete Karakurt, nicht größer als ein Fingernagel und dennoch imstande, jedes Lebewesen binnen wenigen Minuten zu morden. Das Gift der Spinne ist unbedingt tödlich, und aus diesem Grunde sind manche blühende und reiche Landstriche in Turkestan, hauptsächlich im Ilital und am Amu-Darja, unbewohnt.

Wie ich eingangs erwähnte, hatte ich mir nach Verlassen der Kara-Kum am Ufer des Amu-Darja eine Malaria eingewirtschaftet, die mir bis zum Alaigebirge viel zu schaffen machte. Sobald ich in höhere Regionen gekommen war, hörten die Fiebererscheinungen von selbst auf. Am Morgen meiner Ankunft in

Hissar konnte ich aber nicht mehr aufstehen, so sehr schüttelte mich das Fieber. In meiner Apotheke befand sich noch etwas Chinin, das ich einnahm. Leider half es gar nichts. Am vierten Tag bat ich in einer fieberfreien Minute den Besitzer des Sarais, mir einen Arzt zu suchen. Doch weder ein russischer noch ein sartischer Hakim war in Hissar oder Umgebung aufzutreiben. Also zurück nach Duschambe, wo es so etwas wie ein Spital mit einem europäischen Arzt gab. Man lud mich auf eine Arba, und mit Stricken festgebunden machte ich die Reise zurück. Vier Wochen verbrannte mich das Fieber. Mein Körper war schon das reinste Chininlager, aber durch das Chinin und sehr viel Wodka kam ich doch wieder auf die Beine. Später, als ich schon wieder klar denken und sogar essen konnte, verbrachte der Arzt seine ganze freie Zeit an meinem Bett und wir plauderten oft stundenlange miteinander.

Dank der Pflege des Arztes und meiner gesunden Konstitution schwand das Fieber allmählich, und eines Tages war ich so weit, daß ich das Bett verlassen konnte. Der Saraibesitzer in Hissar erkannte mich nicht wieder, sosehr hatte mich die Krankheit verändert, die mich endgültig erst im Jahre 1932 verließ, nachdem sie viele Wiener Ärzte mit ihrer Hartnäckigkeit zur Verzweiflung gebracht hatte. Dank der Fürsorge des Medizinmannes in Duschambe hatte ich nunmehr ein halbes Pfund Chinin in meinem Besitz, und jeden Morgen schluckte ich unter schrecklichen Flüchen das bitterste aller Pulver, was aber den Vorteil mit sich brachte, daß ich in Hinkunft nur von kürzeren und schwächeren Attacken heimgesucht wurde.

Von Hissar ging es nun über Karatag, Sari-Assija nach Jurtschai und Denau, wo sich der letzte Akt der Katastrophe Enver Paschas abgespielt hatte. Jurtschai war der Geburtsort des letzten Kusch-Begi von Buchara, und ich hoffte, hier etwas über diesen Menschen, der sich mir gegenüber so edel benommen hatte, zu erfahren. Vorsichtig erkundigte ich mich nach ehemaligen reichen Leuten des Kischlaks, und als ich deren Bekanntschaft gemacht hatte, suchte ich sie in ihrem Hause auf. Allmählich brachte ich in Erfahrung, daß der Kusch-Begi seinen Herrn nach Afghanistan

begleitet hatte und dort noch am Leben sein sollte. Seine Tochter war nach der überstürzten Flucht des Emir, als der Harem von den Bolschewiken aufgelöst worden war, zu Verwandten nach Denau gekommen, wo sie auch derzeit wohnte. Leider gelang es mir in Denau nicht, sie ausfindig zu machen. Vielleicht hatten die Bucharen Angst, ich könnte ihr Schwierigkeiten bereiten.

Durch das Forschen nach der ehemaligen Haremsfavoritin kam ich immerhin mit vielen Leuten ins Gespräch und so erfuhr ich bald, daß der vom Waldhüter im Isfairantal erwähnte Agabekoff einer der größten Händler des Basars sei. Alles andere war leicht. Zufällig suchte ich ihn auf und ebenso zufällig kam ich gesprächsweise auf die Kämpfe um Denau und Jurtschai zu sprechen. Von Stolz über seine traurige Heldentat gebläht, erzählte mir Agabekoff, was ich über den Tod Envers wissen wollte (Abb. 62, 63). Als ich Abschied von ihm nahm, übersah ich die dargereichte Hand, ohne daß ihn das verletzt hätte. Einige Jahre später ereilte auch ihn sein Schicksal, da er aus politischen Gründen ins Ausland flüchten mußte, wo er elend zugrunde ging.

Von Denau führt eine Karawanenstraße nach Süden über Sar-Mak und Schirabad nach Tschutschka-Husar am Amu, während eine andere westlich über Baissun nach Tenga-Charam und von dort nach Norden über Husar nach Samarkand geht. Sehr gern wollte ich die ehemalige Sommerresidenz des Emir in Schirabad besuchen, aber noch lieber wollte ich nach Husar und von dort nach Kelif kommen. Einmal im Leben wenigstens wollte ich jene Stadt sehen, die mir vor vielen Jahren in meinen Schlaf- und Wachträumen als Ziel meiner Sehnsucht erschienen war. Da von hier ab die Straßen in gutem Zustande waren, vertauschte ich mein Kamel (Abb. 65), das ich als Erinnerung an die Heimat „Schurl" getauft hatte, bei einen bekannten Kamelzüchter (Abbildung 66) gegen eine Arba mit Pferd, was mich den letzten Rest meiner Barschaft kostete.

Die turkestanischen Arben sind eigenartige Fuhrwerke. Auf zwei mannshohen, ewig quietschenden Rädern ruht ein massiver Rahmen, dessen vordere Enden gleichzeitig die Gabel für das Pferd bilden. Die Achsen der Räder, die gewöhnlich einen Durch-

messer von zwei bis drei Metern haben, sind niemals mit dem Rahmen fest verbunden, sondern durch federnde Holzleisten und Stricke daran befestigt. Beim Einspannen wird dem Pferd gleichzeitig ein Sattel aufgelegt, auf dem der Lenker mit eingezogenen Beinen sitzt, da die Füße auf der Gabel ruhen. Die Räder, welche keine Eisenreifen haben, so daß sie sich sehr schnell abnützen, gewähren bei der Bodenbeschaffenheit des Landes ungeheure Vorteile. In dem tiefen Morast der turkestanischen Städte würde jeder andere Wagen unfehlbar bis zu den Achsen einsinken und steckenbleiben. Auch bei der Durchfurtung von Flüssen und Bächen, was wegen des Mangels an Brücken meist die einzige Übersetzungsmöglichkeit ist, leisten die hohen Räder der Arben unschätzbare Dienste.

Nach Denau führt die Straße wieder durch tiefe Schluchten und an hohen Felswänden entlang. Am Brunnen von Ak-Su, an dem Enver Pascha ermordet worden war, machte ich Mittagsrast. Inmitten eines kleinen steppenartigen Tales liegt links von der Karawanenstraße ein kleines Wäldchen, davor befindet sich die Wasserstelle, wo sich der letzte Akt des Dramas abgespielt hatte. Kein Stein, keine Tafel bezeichnet den Ort, wo einer der bekanntesten Feldherren des Weltkrieges den Tod fand (Abb. 64).

Baissun war früher eine große bucharische Festung, die das Tal des Surchan nach Nordosten abriegelte. Den Ort umgeben hohe starke Lehmmauern, die durch sechs gewaltige Tore durchbrochen sind. Baissun beherbergt auch heute eine usbekische Garnison von tausend Mann Kavallerie. Leider haben die Bolschewiken, soviel sie auch in militärischer Beziehung Gutes geschaffen haben, die alte Militärmusik beibehalten. Zu meinem Unglück befand sich die Tschai-Chana, in der ich die drei Nächte meines Aufenthaltes zubrachte, gerade an jener Straße, durch die das Militär am frühen Morgen zu seinen Übungen ritt, so daß ich die Katzenmusik aus erster Quelle vorgesetzt bekam. Zuerst ritten dreißig Paukenschläger, denen ebenso viele Surnoibläser folgten. Nach ihnen kamen zwanzig Trommler. Diese achtzig „Musiker“ schlugen und bliesen ihre Instrumente, wie es ihnen gerade einfiel, so daß ein wahrhaft geniales Durcheinander quietschender und kreischen-

der Töne entstand, das vom dumpfen Dröhnen der Pauken und dem Klappern der kleinen Trommeln untermalt war. Kunstverständnis war nie meine starke Seite, aber diese Musik brachte sogar mich zur Raserei.

In Baissun erfuhr ich zufällig im Basar von einem Russen, der schon seit 1920 dort lebte, wer der Tschaichanschik, in dessen Hütte ich wohnte, früher gewesen war; niemand Geringerer als der einst allmächtige Beg des Derhendgebietes, der hier in Baissun seinen Amtssitz hatte, einer der wenigen großen Würdenträger Bucharas, die nach der Bolschewisierung des Landes nicht die Flucht ergriffen hatten. Er verstand es, sich den geänderten Verhältnissen anzupassen, und da er, im Gegensatz zu den meisten seiner Amtskollegen, sich bei der Bevölkerung einer gewissen Beliebtheit erfreute, ließ man ihn in Ruhe. So erbaute er sich mit seinen eigenen Händen die sehr hübsche und rein gehaltene Tschai-Chana und braute nun ebenso eigenhändig seinen Besuchern den Tee, schmorte Schaschlik und dünstete den Pilaw zur allgemeinen Zufriedenheit. Wenn man bedenkt, daß dem Mann noch vor wenigen Jahren ein Stab von einigen hundert Dienern zur Verfügung gestanden war und daß sich, von seiner Tschai-Chana aus bequem sichtbar, sein einstiger Palast erhebt, in dem sich derzeit der Ortssowjet befindet, so muß man die physische Leistung und moralische Stärke dieses Mannes bewundern.

Ich schenkte nun dem einstigen Beg mehr Beachtung als bisher. Da er bald erfuhr, daß ich weder Russe noch Bolschewik sei, gelang es mir, sein Vertrauen zu gewinnen, und ich verdanke ihm viele interessante Aufschlüsse über die uralte politische Struktur des ehemaligen Emirates, die nur den wirklich Eingeweihten bekannt war.

Die Begs waren Statthalter und oberste Richter jenes Bezirkes, der ihnen vom Emir zugewiesen wurde. Sie ernannten in dem ihnen anvertrauten Gebiete vollkommen selbständig die Beamten und Richter, natürlich nur Günstlinge oder Verwandte. Deshalb wurden beim Tode eines Beg oder bei seiner Abberufung auch alle Beamten und Hofangestellten ihres Amtes verlustig, da der neue Beg wieder seinen eigenen Verwandten und Freunden zu

Amt und Würden verhalf. Er hatte auch alljährlich die Steuern und Abgaben an den Emir abzuführen, die dieser nach Willkür festsetzte. Um den Anforderungen des Emir nachzukommen, mußte der Beg die Steuern aus den Einwohnern seines Gebietes herauspressen. Dabei mußte er auch für sich und seinen Hofhalt die Existenzmittel herausschinden, da er vom Emir keinerlei Bezahlung erhielt und außerdem noch sein Militär, die Polizei, die Wasseraufseher und Straßenbauer usw. aus eigenen Mitteln erhalten sollte. Im Bewußtsein, daß die Dauer ihrer Herrschaft ganz im Belieben des Emir lag, nützten die Begs ihre Zeit dazu aus, um auf Kosten der Untertanen möglichst große Reichtümer zu sammeln.

Da die einzelnen Oasen Bucharas oft hunderte Kilometer voneinander entfernt sind, besaßen die einzelnen Begs eine große Selbständigkeit. Diese ging so weit, daß solche Begs nicht selten auf eigene Faust untereinander Krieg führten, um ihr Ausbeutungsgebiet zu vergrößern.

Die Hofhaltung der Beg entsprach in ihrer umständlichen Aufmachung dem Vorbild, das die Residenz in Buchara gab. Jeder Beg hatte seinen eigenen Minister, den Diwan-Begi, der Rangnächste war der Toksaba (Mundschenk und Steuerverwalter), dann folgte der Mirachur (Stallmeister), diesem der Karaul-Beg (Kommandant der Leibwache) und der Mirsa-Baschi (Geheimsekretär). Natürlich verfügten diese Oberbeamten wieder über einen Troß von Dienern zur eigenen Bequemlichkeit. Zu Diensten des Beg aber stand noch ein Stab von anderen Dienern, wie: Schreiber, Köche, Pferdeknechte, Astrologen, Polizisten, Schuhputzer, Kutscher, Sattelaufleger, Tischtuchträger, Eunuchen, Gaukler, Zauberer, Tänzer, Musikanten und viele andere mehr. Für diesen gewaltigen Hofstaat mußte oft eine kleine Provinz von nur einigen zehntausend Einwohnern aufkommen. Man kann sich also leicht vorstellen, daß die kommunistische Saat bei den Armen Bucharas auf fruchtbaren Boden fiel.

Die Vornehmheit drückt sich in Buchara hauptsächlich durch langsame, gemessene Bewegung aus, die auch auf Reisen eingehalten werden muß. Der Durchschnitt einer Tagesreise bei einem

bucharischen Würdenträger betrug früher einen „Tasch“ (etwa achteinhalb Kilometer). Tasch (Stein, Hügel) wurde diese Einheit genannt, weil von den vorausreitenden Soldaten in Entfernungen von je achteinhalb Kilometern Hügel von etwa einem Meter Höhe errichtet wurden, auf denen das Zelt für das Nachtlager des Beg aufgeschlagen wurde. Aus diesem Grunde ist der „Tasch“ das bucharische Längenmaß für Straßen und Wege. Rascheres Reisen, selbst bei Gefahr, ist für einen vornehmen Bucharen auch heute noch unmöglich.

Interessant war auch die Art und Weise, wie die Begs ihren Tribut an den Emir abführten. Mein Gewährsmann, der letzte Beg von Baissun, hatte seinen letzten Tribut am 16. April 1920 nach Buchara überbracht. Dieser bestand aus:

70 Pferden mit silberbeschlagenem Zaumzeug und türkisenbesetzten Steigbügeln;
100 Chalaten, von denen je 20 aus Atlas, Seide, Goldbrokat, Kaschmirstoffen und Kattun bestanden;
500 Arschin Seidenstoffen;
5000 Tengas in Gold und Silber;
25 Gürteln aus Silber, mit Türkisen besetzt;
100 Batman (je 131 Kilogramm) Reis, Dschugari, Weizen und Gerste;
50 Transportkamelen;
2 Dasir (je 33 Kilogramm) ungemünzten Goldes;
5 Dasir ungemünzten Silbers.

Die Provinz Baissun wurde von rund 90.000 Menschen bewohnt, die nicht nur für den Hofhalt des Beg, sondern auch noch für diesen ansehnlichen Tribut aufkommen mußten. Dabei betonte der Beg, daß seine Abgabe bei weitem nicht die größte und kostbarste des Landes war.

Diese Tributreisen der Begs waren von ihnen gefürchtet wie der Scheitan selbst. Keiner wußte, ob er wieder in seine Stadt zurückkehren werde. Sein oder Nichtsein hing von der Gnade des Emir, von den Einflüsterungen seiner Günstlinge und davon ab, ob er mit dem überreichten Tribut zufrieden war. So mancher Beg zog im Glanze des Wohlwollens nach Buchara und kam nie wieder.

Entweder hatte der Henker den Befehl bekommen „kelti Baschka“ (Runter mit dem Kopf), oder der Beg schmachtete in einem der Gefängnisse, aus denen es keine Befreiung gab. Um sich die Gunst des Emir zu erhalten, waren die Begs gezwungen, sich die hohen Hofbeamten und jeweiligen Günstlinge durch große Geschenke geneigt zu erhalten, da oft ein einziges Wort von diesen genügte, um einen Beg zu stürzen. Natürlich mußten auch für diese Geschenke die Untertanen aufkommen.

Als im Jahre 1886 der Emir Seid Mossafar Eddin starb, ließ sein Nachfolger Seid Ahad Chan alle Begs nach Buchara rufen und von den zweiunddreißig Erschienenen achtzehn hinrichten und dreizehn einkerkern, um ihre Posten mit seinen Günstlingen besetzen zu können. Nur ein einziger kehrte in sein Amt zurück. Natürlich wurden so nebenbei auch die Vermögen der gewesenen Begs eingezogen.

Als ich mich neuerlich auf den Weg machte, fuhr ich durch die schöne Bergwelt der Hissarkette über Kara-Chowal nach Tenga-Charam und über die letzten Ausläufer der Berge in das fruchtbare Tal des Amu-Darja nach Kelif. Im Jahre 1916 war ich aus Katta-Kurgan geflohen, hatte mich südlich von Husar verirrt, und statt nach Kelif zu gelangen, war ich der bucharischen Polizei in die Arme gelaufen, die mich an Rußland auslieferte. Nun lenkte ich meine Arba über jene Karawanenstraße, die mich damals hätte in die Freiheit führen sollen. Beim Brunnen Kutschi-Tang, dessen Umgebung einige Sarten in armseligen Lehmhütten bewohnten, hielt ich die erste Nachtrast wieder im Freien ab, da mir vor den schmutzigen Hütten graute. Spät nachts rumpelte am nächsten Tag meine Arba über die Brücke des Kelifbaches, und eine halbe Stunde später hielt ich vor einem Sarai in Kelif.

Unterwegs war ich vielen Arben mit rotem Steinsalz begegnet, die, aus den Bergen kommend, den natürlichen Reichtum des Gebietes zu Tal schafften. Auch an Erzen sind die Südabhänge gegen den Amu reich. Gold, Eisen, Kupfer, Blei, Schwefel und Türkise werden hier schon seit Jahrhunderten abgebaut, ohne daß von einem rationellen Bergwerksbetriebe die Rede sein kann. Was nicht im

Tagbau auszubeuten ist, bleibt liegen und späteren Generationen vorbehalten (Abb. 67).

Oberhalb Kelif bildet der Amu-Darja große, unüberwindliche Stromschnellen, weshalb die Amudampfer nur bis hierher verkehren. Während meines Aufenthaltes lief gerade das letzte Schiff des Jahres ein. Ab August ist der Verkehr nur bis Kerki möglich, da die Schiffe, selbst bei geringstem Tiefgang, auf die Schlamm- und Sandbänke auflaufen. Trotz seiner Breite ist der Amu-Darja nur von geringer Tiefe, und auf seinem Weg aus dem 4000 Meter hoch gelegenen Sor-Kul (Viktoriasee) führt er jedes Jahr zur Zeit des Hochwassers Hunderttausende von Kubikmetern Sand und Schlamm mit sich, die er in seinem Bett ablagert. Die geringe Besiedlung seiner Ufer macht die Schiffahrt wenig rentabel. Sie wurde auch erst verhältnismäßig spät aufgenommen.

Die zu jener Zeit auf dem Amu-Darja verkehrenden Schiffe machten früher auf dem Syr-Darja Dienst, dessen Versandung noch rascher fortschreitet. Ursprünglich waren die Schiffe, die in Deutschland erbaut wurden, schon von der russischen Zarenregierung falsch dimensioniert in Auftrag gegeben worden. Ihr Tiefgang war zu groß. Ohne Messungen vorzunehmen, wurden die Schiffe über den Aralsee aus dem Syr-Darja auf den Amu-Darja überführt und müssen sich nun hier ihre Fahrtrinne mühsam suchen. Es kommt oft vor, daß auf der seichtesten Strecke von Kerki nach Tschardschui der Dampfer zwei Wochen und noch länger unterwegs ist. Da jeder mittelmäßige Reiter diese Entfernung in dreiviertel Tagen leicht zurücklegen kann, ist es kein Wunder, daß die Schiffe fast gar nicht für den Personenverkehr verwendet werden. Ich selbst fuhr diese Strecke 1916, damals benötigte das Schiff („Zar Alexander") sechs Tage, was der Kapitän als äußerst günstiges Resultat bezeichnete.

Ich wandte mich direkt an den Kapitän des „Krassnaja Turkmenistan" (Rotes Turkmenistan). In drei Tagen sollte das Schiff seine Reise nach Petro-Alexandrowsk antreten. Ob er mich als staatlichen Geologen kostenlos befördern wolle, fragte ich. Ob ich Schach spielen könne, fragte er. Das konnte ich bejahen. Worauf er mir erklärte, daß in diesem Falle meiner Beförderung auch ohne

Geld nichts im Wege stehe. Nun ersuchte ich auch um kostenfreie Mitnahme meiner Arba und meines Pferdes, was gleichfalls bewilligt wurde.

Ich saß nun am Reeling des weiß gestrichenen und blendend sauberen Schiffchens, ließ meine Füße nach der afghanischen Seite ins Freie baumeln und sah hinüber nach dem Ufer meiner einstigen heißen Sehnsucht. Wie ganz anders hätte sich vielleicht mein Leben gestaltet, wenn ich schon damals an dieser Stelle an den Fluß gekommen wäre und nicht 120 Kilometer weiter westwärts. Der Kapitän setzte sich zu mir, bot mir Zigaretten an und begann zu plaudern. Seit zweiundreißig Jahren befuhr er die 1700 schiffbaren Kilometer des Amu-Darja zwischen dem Aralsee und Kelif. Auf allen vier Schiffen, die den Fluß befahren, hatte er gedient. Von 1911 bis 1920 war er Kapitän des „Zar Alexander" gewesen — ich horchte auf —, den die Bucharen, als das Schiff in Ulam lag, anzündeten. Noch heute liege das ausgebrannte Stahlgerippe am Ufer. Als wir einige Tage später daran vorbeifuhren, betrachtete ich das Wrack fast mit Wehmut, war es doch jenes Schiff, das mich einst nach den Kerkern von Tschardschui geführt hatte.

In Kerki verabschiedete ich mich herzlich von diesem Original eines Flußkapitäns, reichlich mit Zigaretten versorgt, die ich ihm im Schachspiel abgenommen hatte. Mit vieler Mühe wurden meine Arba und der Klepper ans Land geschafft. 1916 mußte man hier durch den Sumpf bis zum Schiff waten, jetzt aber ragte eine hölzerne Landungsbrücke weit in den Fluß hinaus, so daß man das Schiff trockenen Fußes verlassen konnte. Unweit von der Anlegestelle befand sich eine Tschai-Chana, deren Besitzer ich das Pferd anvertraute. Ich selbst stieg den Weg über den Lößhügel hinauf, der zur einstigen Burg des Beg und späteren Kusch-Begi führte.

Auf den beiden Tortürmen flatterten große rote Fahnen im Winde. Das Wappen des Emir war herabgerissen, durch Hammer und Sichel ersetzt, und nur die kahlen Lehmmauern und die beiden uralten Vorderladergeschütze standen noch genau so da wie einst. In den Räumen der ehemaligen Zwingburg hauste nunmehr der Rat von Kerki unter dem Vorsitze der Dame Kulijewa (Abb. 69). Wie kann doch die Welt ihr Antlitz verändern! Frau Kulijewa

war bis 1920 die verschleierte Arbeitssklavin des Reishändlers Alid Jussuf gewesen. Nach dem Umsturz hatte sie sich als eine der ersten Frauen den Sowjets zur Verfügung gestellt und in der Organisierung einiger Kolchose eine solche Initiative bewiesen, daß sie es bis zur Vorsitzenden des Ortssowjets (einer Stellung, die der unsrer Bürgermeister ähnlich ist) brachte. Ich suchte die etwa vierzigjährige Frau auf und lernte in ihr eine äußerst kluge und energische Dame kennen, die unumwunden zugab, daß sie erst vor drei Jahren Lesen und Schreiben gelernt habe. Außer Usbekisch konnte sie keine andere Sprache, um aber auch mit den Russen verkehren zu können, mühte sie sich täglich drei Stunden ab, Russisch zu lernen. Ich erhielt von ihr eine Anweisung für die Speisenausgabe des Kooperativs, die ich wacker ausnützte, dies um so mehr, als am Tage nach meiner Ankunft der Ramasan begann und ich sonst einfach hätte verhungern können.

Der Ramasan, die einmonatige Fastenzeit, ist der Schrecken aller nichtmohammedanischen Bewohner Turkestans. Ursprünglich aus hygienisch-religiösen Gründen entstanden, wurde er später zu einer Gewohnheit der Mohammedaner, die unausrottbar blieb. Daran hat auch die kommunistische Lehre nichts geändert. Selbst die Behörden schließen über den Ramasan ihre Kanzleien, und nur das Militär macht heute eine Ausnahme. Früher allerdings wurden während des Ramasan alle Kriegshandlungen eingestellt, und noch im Sommer 1918 schickte der Emir den Russen einen Parlamentär mit der Bitte, während des Ramasan bis zum Ende der Fastenzeit den Krieg einzustellen, da seine Soldaten in diesem Monat nur nachts kämpfen könnten.

Während des Ramasan darf der Mohammedaner von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang weder essen noch trinken. Ja nicht einmal waschen darf er sich oder Medikamente einnehmen, nicht einmal an einer Blume zu riechen ist gestattet, da nichts Fremdes in die Öffnungen des Körpers eindringen darf. Das „Urasa" (Fasten) hat mit unserer Fastenzeit nichts zu tun, da es nicht in der Enthaltsamkeit von Fleischspeisen oder in sonstiger Mäßigkeit besteht, sondern unbedingte Enthaltsamkeit tagsüber verlangt. Besonders das Verbot des Wassergenusses ist in der turkestanischen

Gluthitze überaus schwerwiegend. Kaum ist aber die Sonne untergegangen, setzt das Essen und Trinken ein, wobei Mengen vertilgt werden, die uns Europäern unglaublich erscheinen. Die ganze Nacht über wird gesungen, getanzt und musiziert (Abb. 68). Feuerwerke werden abgebrannt, und beim Morgengrauen, wenn der Daul (Ramasantrommel) durch die Straßen tönt, erreicht die Freßorgie ihren Höhepunkt, da ein jeder noch schnell so viel in sich hineinstopft, als nur möglich ist, um den nächsten Fasttag leichter ertragen zu können. Natürlich sind tagsüber die Lebensmittelbasare und die Garküchen geschlossen. Kein Sarte oder Usbeke wird in dieser Zeit während des Tages etwas kochen oder Nahrungsmittel auch nur in die Hand nehmen.

Da die Stolowaja des Kooperativs auch die kleine Garnison von Kerki mit Essen versorgte, ließ mich der Ramasan kühl, solange ich in der Stadt war. Ich konnte aber nicht gut den ganzen Monat in Kerki zubringen, weshalb ich eines Nachts mit dem wenigen Geld, das mir die Vorsitzende Kulijewa aus Staatsmitteln zur Verfügung gestellt hatte, im Basar meine Einkäufe besorgte, meinen Gaul aus dem Stall holte und mich auf den Weg nach Karschi machte. Bald bereute ich, mit dem Wagen gefahren zu sein. Die Achsen sanken tief in den Sand der Tengawüste ein, und die meisten Brunnen waren wasserlos. Ich hatte wohl zwei Schafschläuche mit Wasser mitgenommen, deren Inhalt ich nach Möglichkeit ergänzte. Das salzhaltige Wasser der Wüstenbrunnen aber vermehrte nur das Durstgefühl, anstatt es zu lindern. Die Wassernot wurde so arg, daß ich meine Arba mitten in der Wüste zurücklassen mußte, um wenigstens das Pferd und mich zu retten.

In Karschi, einer der Sommerresidenzen des ehemaligen Emir, hatte ich wieder einen starken Fieberanfall. Die etwa zwanzig Mann starke russische Kolonie verfügte über einen russischen Feldscher (Heilgehilfe), der mich tatsächlich in einigen Tagen so weit herstellte, so daß ich den Wüstenritt von Karschi nach Kara-Kul antreten konnte. Im Verlaufe unseres Beisammenseins erfuhr ich, daß der Feldscher während des Weltkrieges in österreichische Gefangenschaft geraten und bei Knittelfeld in Steiermark interniert gewesen war, wo er auch etwas Deutsch gelernt hatte.

Karschi ist eine typische Wüstenstadt, an dem Zusammenfluß einiger Salzbäche gelegen, die mitten aus der Wüste auftauchen, bei der Stadt sternförmig zusammenfließen und nach einer gewissen Strecke wieder in der Wüste verschwinden. Die Oase leidet aus diesem Grunde nicht unter dem sonst in Buchara häufigen Wassermangel. Das ganze Gebiet ist von Kanälen durchzogen, die für reichliche Bewässerung sorgen. Fruchtbarkeit und Ertrag der Landwirtschaft sowie die Obstkulturen von Karschi sind in ganz Usbekistan berühmt. Reis, Getreide, Luzerne, Baumwolle, Weintrauben, Feigen, Aprikosen, Granatäpfel und pfundschwere Pfirsiche verfaulen oft auf den Feldern und Bäumen, da keine Abnehmer für diesen übergroßen Reichtum vorhanden sind. Wasser- und Zuckermelonen sowie Kischmisch waren auf dem großen Basar in ganzen Bergen aufgetürmt und um einen Spottpreis zu kaufen.

Dem Tschaichanschik, bei dem ich wohnte, verkaufte ich mein Pferd, um die Karawanenreise nach Kara-Kul bezahlen zu können. Zu meinem Glück erfuhr ich, daß eine Militärkolonne auf Kamelen in das Karnaptschulgebiet abging, um die Wüstenpolizei abzulösen. Auf meine Bitten erklärte sich der Kommandant bereit, mich bis Tschandyr mitzunehmen. Da dieser Ort an der Bahnlinie Tschardschui—Buchara liegt, war ich wieder einmal einigen Unannehmlichkeiten entgangen, deren größte die war, daß ich in Karschi wohl noch hätte drei Wochen warten müssen, bis sich nach Beendigung des Ramasan eine Warenkarawane auf den Weg gemacht hätte.

Merkwürdigerweise war der Kommandant ein Russe und noch dazu ein ehemaliger zaristischer Offizier, der während des Krieges in Kagan gedient hatte. Unterwegs unterhielt ich mich mit ihm über politische und wirtschaftliche Dinge. Da die usbekische Mannschaft des Russischen nicht mächtig war, sprach er sich auch über heikle Fragen mit mir ziemlich ungeniert aus. Es war die typische Geschichte des russischen Intelligenzlers der Revolutionszeit, der die kommunistischen Ideale zwar nicht bejaht, aber im Interesse der Selbsterhaltung gezwungen ist, der neuen Macht zu dienen. Er hatte versucht, sich als Dolmetsch, Schuster und Lastträger fortzubringen, um schließlich doch wieder zum Kriegshandwerk

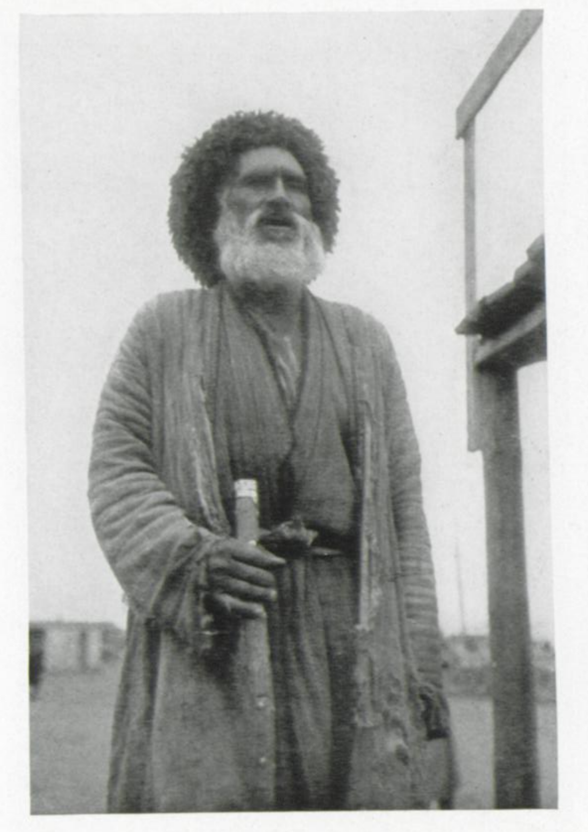


Abb. 73. Bucharischer Nachtwächter mit dem Wachtstock in der Hand.



Abb. 74. Bucharische Frauen im Parandscha. Rechts eine Frau mit dem „Tschimat“ (Roßhaarschleier).



Abb. 75. Fellbasar in der Oase Karakul.



Abb. 76. Die Fellchen werden zum Trocknen ausgelegt.



Abb. 77. Stadtmauer von Buchara mit Wehrturm.



Abb. 78. Das der Ark zunächststehende Stadttor von Buchara.

Abb. 81. Buchara. Gedeckte Basare, von oben gesehen. In der Bildmitte die Kuppel des Sargerje-Ssu.



Abb. 82. Buchara. Links die Medresse Mir-Arab, rechts die Kalan-Moschee, dazwischen der Turm des Todes.



Abb. 83. Buchara. Die Bougudin-Moschee, in welcher der Emir seine Andacht zu verrichten pflegte, vom Turm des Todes aus gesehen.

zurückzukehren. Da er die Tätigkeit der neuen Machthaber vom Standpunkte des nicht beeinflußten Kenners der wahren Verhältnisse aus betrachtete, erfuhr ich von ihm manches Interessante.

Der Bolschewismus hatte in Turkestan, wo es keinerlei Industrie und daher auch kein Proletariat gab, noch größere Erschütterungen als in Rußland hervorgerufen.

Die Bolschewiken mußten die Vorbedingungen für ihre Lehre künstlich schaffen. Das Land wurde zunächst mit Verordnungen, Aufrufen und Proklamationen überschwemmt. Wie bereits erwähnt, wurde ein eigener Stab von Agitatoren ausgebildet. In weiterer Folge sollten in den Wüsten und Oasen Turkestans Fabriken errichtet, Kolchose und Kooperative, Bauernorganisationen und Werkstätten gegründet werden, um das bisher unbekannte Klassenbewußtsein zu wecken. Es wurde der groteske Versuch unternommen, zuerst ein Proletariat zu schaffen.

Bis 1920 war Buchara das ruhigste Land der Welt gewesen, das, eingeschlossen von den endlosen Sandwüsten, in seiner alten Tradition fortlebte. Unberührt von jeder europäischen Kultur, war es das von keinen Aufständen und Regierungskrisen erschütterte Reich eines despotischen Emir, der in seiner Ark zu Buchara thronte.

In der auf einem Hügel erbauten Zwingburg lebte der Beherrscher des großen Landes nach altbewährtem Muster. Rings um den Palast trieben sich tagsüber die Beamten, Offiziere und Würdenträger, vermischt mit dem Volk, herum, auf den Befehl ihres Herrn wartend. Niemand wagte es, vor dem Eingang vorbeizugehen, ohne sich dreimal tief zur Erde zu neigen.

Doch eines Tages wurde es plötzlich anders. Die Bucharen erwachten vom Donnern der eigenen und der russischen Kanonen, und als sie sich erschreckt aus den Lehmhütten wagten, erfuhren sie, daß sie keinen Emir mehr hatten, daß aber eine andere Macht die Zügel ergriffen hatte, die Jungbucharen.

Die Helfer gegen den Despoten entwickelten sich bald selbst zu solchen. Die Jungbucharen, die Gegner des Althergebrachten und Freunde des Fortschrittes und westlicher Kultur, waren nur die Mittel zum Zweck gewesen. Bald sahen sie sich beiseite ge-

gedrängt und die Ämter und Behörden wurden mit Russen, geeichten und gesiebten Kommunisten, besetzt. Die Medressen und Moscheen wurden ihrer Bestimmung entzogen und in Agitationshäuser und Versammlungsorte umgewandelt, wo der Kommunismus von geschulten Rednern verherrlicht wurde. Neue und geheimnisvolle Worte, wie Organisation, Fabrik, Bodenaufteilung und gleiches Recht, gingen von Mund zu Mund wie Zauberformeln, vor denen die Menschen erbebten und erzitterten. Agitatoren zogen mit ganzen Karawanen, deren Kamele mit Flugzetteln und Aufrufen vollbepackt waren, von Oase zu Oase und verbreiteten den neuen Geist, oder versuchten wenigstens, ihn zu verbreiten. Gesetze wurden erlassen, die den Gesichtsschleier der Frauen verboten. Die schwarze Kapuze als Schandzeichen der Witwen wurde abgeschafft und landwirtschaftliche Maschinen kamen ins Land, von den Bucharen als Fabeltiere angestaunt. Jene Maschinen, welche die kommunistischen Machthaber den russischen Bauern seit Jahr und Tag versprachen, gingen zuerst nach Asien, um dort Eindruck zu machen.

Aber an dem „Tschimat", dem Roßhaarschleier der Frauen, zerschellte das ganze von Moskau mit so großen Mitteln aufgezogene Programm. Alles ließen sich die Bucharen gefallen, nicht aber die Entschleierung ihrer Frauen. Dieses Gesetz schlug dem Faß den Boden aus. Sie scheuten weder die russischen Soldaten der Roten Armee noch ihre Maschinengewehre und modernen Schnellfeuergeschütze, der Aufstand brach aus und pflanzte sich von Nord nach Süd, von Ost nach West fort. Oase um Oase verhaftete die russischen Kommissäre, und die Devise „Buchara den Usbeken" ging wie ein Lauffeuer durch die Lehmstädte. Mit großem Geschick hatte es Enver Pascha, unterstützt von dem mächtigen Geheimbund der „Ischane", verstanden, diese Saat auszustreuen. Die Ernte erlebte er nicht mehr, aber die Aufstandswelle erfaßte ganz Turkestan, und Moskau mußte wohl oder übel Konzessionen machen, da ein aufständisches und mit Gewalt niedergehaltenes Zentralasien das ganze Aufbauprogramm der Sowjetunion über den Haufen geworfen hätte. So entstanden gerade in den Monaten, die ich auf Einkaufsreisen in Persien

zugebracht hatte, die verschiedenen Republiken, wie: Usbekistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Kirgisistan, während das ehemalige Chanat Chiwa seinen alten geschichtlichen Namen Choresmien wieder erhielt. Diese Staaten wurden von Moskau zähneknirschend als autonome Gebilde erklärt und in Hinkunft auch zum Teil respektiert. Allerdings wird diese Selbstverwaltung von Moskau kontrolliert und politisch beeinflußt.

Die ersten gesetzgeberischen Handlungen der neuen asiatischen Regierungen hoben das Schleiergesetz wieder auf und stellten die alten Bezeichnungen vieler Orte wieder her, die von den Russen im ersten Freiheitstaumel nach Gestalten der Revolution, die namentlich in Turkestan im üblen Andenken standen, benannt worden waren. Ferner wurde die Glaubensfreiheit wiederhergestellt und zum Teil das Schariat in die Gesetzgebung aufgenommen.

Dies und noch vieles andere erzählte mir mein Gewährsmann, während wir auf der Karawanenstraße von Karschi über Kassan, Metschet und Chadi-Mubor nach Tschandyr ritten. Die früher viel benützte Karawanenstraße war fast ausgestorben. Nur sehr selten begegneten wir einer Karawane, die aus Buchara Eisenwaren und Petroleum nach dem Süden des Landes brachte. Die Wüste unterscheidet sich in nichts von der großen Kara-Kum, Sand und nichts als Sand, soweit das Auge reicht. Wenn irgendwo die niedrigen Lehmtürme eines Brunnens auftauchen, freut sich Mensch und Tier auf das frische Wasser, obwohl die Brunnen in dieser Gegend das salzreichste Wasser ganz Asiens enthalten, aber es ist angenehm kühl und löscht wenigstens für den ersten Augenblick den Durst. Kaum sitzt man aber wieder im Sattel und der Körper beginnt zu schwitzen, wird der Durst noch ärger. In solchen Momenten erscheint ein Trunk salzfreien Wassers oder ein Stück Süßwassereis als die höchste erreichbare Seligkeit.

Es ist staunenswert, wie genügsam hier die Menschen leben. Keine Spur von dem sonstigen Viehreichtum der Oasen, wenige halbverhungerte, ausgemergelte Schafe und hie und da eine Kuh sind außer den unentbehrlichen Kamelen der einzige Viehbestand einiger hundert Menschen. Hier gibt es kein Obst und keine Melonen. Dschugari und Gerste ist alles, was der Boden hervor-

bringt, und doch lieben diese Menschen ihr Stückchen Erde und wollen es nicht verlassen.

Von Chadi-Mubor führt der Weg durch eine hundertvierzig Kilometer breite, vollkommen wasserlose Zone. Zum Glück sind die Brunnen des Ortes weniger salzhaltig, dafür muß das Wasser bezahlt werden. Diese Wassergebühr, die für den Schafschlauch zwei Tenga beträgt, ist die einzige Einnahmsquelle der Oase. Der Feldscher der Wüstenpolizei hatte ein Thermometer bei sich, das er im Schatten einer Lehmmauer aufstellte. Bald konnte man 52 Grad Celsius im Schatten ablesen. Die heiße Luft flimmerte unerträglich, und dabei gab es nicht den geringsten Windhauch. Die Bewohner von Metschet jammerten, daß ihnen durch die große Hitze ihre Kisjakvorräte von selbst in Brand geraten seien, so daß sie den ganzen Winter über ohne Heizmaterial sein würden und alle erfrieren müßten. Unser Offizier versprach, beim Sowjet in Buchara vorzusprechen, um die Zusendung von Brennmaterial zu erwirken.

Um dieser unmenschlichen Hitze zu entgehen, beschloß der Kommandant, nur nachts zu reiten, weshalb wir bei Eintritt der Dunkelheit (das Thermometer zeigte 35 Grad) aufbrachen. Der furchtbarste Tag war wohl die Rast am 4. August. Die Soldaten hatten ihre Gewehre mit dem Bajonett in die Erde gesteckt und über den Schäften derselben die Zeltplanen befestigt, um etwas Schatten zu haben. Wer einen Metallgegenstand zufällig ergriff, ließ ihn mit lautem Aufschrei wieder los, denn er war so heiß wie glühendes Eisen. Die Waffen mußten entladen werden. Die Patronengurten und die Verschläge für die drei Maschinengewehre wurden abseits vom Lager tief in den Sand eingegraben, um Selbstentzündungen zu verhindern. Ebenso wurde mit den Wasserschläuchen verfahren, da sie leicht hätten platzen können und das kostbare Wasser dann verloren gewesen wäre. Trotz der Müdigkeit und Schlaffheit konnte niemand schlafen. Soldaten und Tiere wälzten sich unruhig und stöhnend hin und her. Wenn uns hier Räuber oder Aufständische überrascht hätten, ich glaube, keiner von uns hätte die Kraft gehabt, sich zur Wehr zu setzen. Endlich ging die unbarmherzige Sonne unter, und binnen einer Viertel-

stunde war es stockdunkle Nacht. Unter Schelten und Fluchen wurden die Tiere bepackt, für jeden eine Portion Wasser ausgegeben und die Kamele zur Eile angespornt, um beim Morgengrauen den goldführenden Serawschan zu erreichen (Abb. 70).

Unendlich lange dauerte diese Nacht. Ich hatte darauf verzichtet, den Feldscher nach dem Thermometerstand zu fragen. Was hätte es auch genützt? Heiß, unerträglich heiß war es mit oder ohne Thermometer. Die ganze Nacht über wurde kein Wort gesprochen, und ich glaube, es war auch niemand fähig, einen vernünftigen Gedanken zu fassen, so abgespannt und müde waren wir alle.

Es ging schon gegen Morgen, als die Kamele, ohne dazu angetrieben zu sein, in eine raschere Gangart verfielen und bald in wildem Galopp dahinstürmten. Sie fühlten schon auf eine halbe Stunde (etwa acht Kilometer) Entfernung den Fluß und waren nicht mehr zu bändigen. Freudig ließen wir ihnen den Willen, waren wir doch selbst alle froh, der Hölle zu entrinnen. Obwohl der Kommandant vor den Schlangen warnte, riß sich jeder von uns die Kleider vom Leibe, sprang in den seichten Fluß und trank unersättlich. Vergnügt wie kleine Kinder bespritzten wir uns gegenseitig mit dem frischen Naß und jauchzten dabei voll Freude.

Herzlich nahm ich in Tschandyr Abschied von dem Offizier, der mit seinen Leuten wieder in die heiße Wüste hinaus mußte, während ich den Gärten und Teichen Bucharas zustrebte. Immer wieder betonte er, daß es ihn ungewöhnlich gefreut habe, endlich wieder einmal mit einem Europäer beisammen gewesen zu sein, denn nun würden sicher viele Monate vergehen, bis er in Samarkand oder Buchara mit seinesgleichen zusammenträfe. Zum Abschied überreichte er mir eine Schachtel Zigaretten.

Tschandyr besitzt keinen Bahnhof. Früher einmal war es ein sogenannter Rasjesd (Bedarfshaltestelle, Ausweichstelle) gewesen, aber seitdem nur einmal im Tage ein Zug durchfährt, hat man auch diese aufgelassen. Ich hatte in einem verfallenen Schuppen eine Draisine stehen gesehen. Um den Streckenwärter meinen Plänen gefügiger zu machen, öffnete ich die geschenkte Zigarettenschachtel. Sehr erstaunt war ich, obenauf einen Zwanzig-Rubel-

Schein zu finden. Da ich nicht annehmen konnte, daß die russischen Zigarettenfabriken ihren Packungen Banknoten beilegen, mußte das Geld von dem Spender der Zigaretten herrühren, der diesen Weg gewählt hatte, um meine Kasse etwas aufzufrischen. Mit den hundertzehn Rubel, die ich für mein Pferd in Karschi erhalten hatte, war ich nun jeder Sorge enthoben. Um zehn Rubel erkaufte ich mir die Erlaubnis, mit der Draisine bis nach Kara-Kul fahren zu dürfen, wo sich ein Bahnhof befand und die Züge anhielten.

Als es finster wurde, legte ich mein geringes Gepäck auf das Fahrzeug, ergriff den Hebel und begann aus Leibeskräften hin- und herzuziehen. Auf dieser Fahrt büßte ich einen nicht geringen Teil meiner Sünden ab. Der physischen Arbeit entwöhnt, stöhnte und keuchte ich unter der Anstrengung, die notwendig war, um das Fahrzeug in Gang zu halten. Oft blieb ich stehen und lief zum Serawschan hinunter, um meinen Durst zu stillen und den Körper mit Wasser zu übergießen. Endlich tauchten die dunklen Umrisse eines unbeleuchteten Stationsgebäudes vor mir auf. Ich war in Kara-Kul, der Oase, die den kostbaren Lammfellen ihren Namen gegeben hat (Abb. 71, 72, 75 und 76).

Fast alle Turkestanreisenden wissen mehr oder weniger arge Schaudergeschichten über die Gewinnung der Karakulfelle zu erzählen.

Auch der Wiener Reisende Jacques Jäger schreibt in seinem 1903 erschienenen Buche: „Die Gewinnung dieser schwarzen Felle vom Mutterschaf in Buchara ist so grausam, daß wir mit der Schilderung derselben die Nerven der Leser nicht irritieren wollen."

Solche unrichtige Behauptungen gibt es viele. Es ist aber interessant, daß auch nicht zwei dieser Augen- und Ohrenzeugen — wie sie sich selbst bezeichnen — den Vorgang bei dieser angeblichen Marterei übereinstimmend schildern. Jeder von ihnen hat ein anderes grausames Verfahren gesehen, oder sie schweigen sich ganz aus und verzeichnen nur die Tatsache, ohne auf Einzelheiten einzugehen.

Ich war persönlich dreimal in Buchara und habe fast sieben

Jahre in Turkestan gelebt, darunter im Katta-Kurganer Distrikt, der neben Kara-Kul der wichtigste Zuchtplatz der Karakulschafe ist, ohne auch nur ein einziges Mal Zeuge einer tierquälerischen Handlung gewesen zu sein. Das Fell der Karakulschafe, fälschlich in Europa als Persianer, Astrachan oder Breitschwanz bezeichnet, gedeiht vornehmlich in den Oasen Kara-Kul und Katta-Kurgan. Versuche, diese Schafe auch in Persien oder China zu züchten, haben fehlgeschlagen, obwohl die Züchter auch trachteten, die Nahrung der Tiere, eine Art Windhalm, zu verpflanzen. Die Züchter in Kara-Kul schreiben die feine zierliche Kräuselung des Felles, die es ja so kostbar macht, eben der Nahrung dieser Windhalme zu, die nur in der Umgebung der zwei obgenannten turkestanischen Orte gedeihen und an anderen Plätzen nicht fortkommen. Sobald die Schafe in eine andere Umgebung gebracht werden, verlieren die Felle ihre besten Eigenschaften. Da sie meist über Persien und Astrachan den Weg nach Europa nehmen, dürfte sich die irrtümliche Bezeichnung Persianer und Astrachan eingebürgert haben.

Ich habe mir in Kara-Kul Zeit und Mühe genommen, die Gewinnung der Felle genau kennenzulernen. Die trächtigen Muttertiere werden, im Gegensatz zu den unwahren Gerüchten, in den letzten Tagen ihrer Schwangerschaft ganz besonders gepflegt und gehegt. Nach der Geburt werden die jungen Lämmer zunächst zart und aufmerksam behandelt. Am vierten bis achten Tag werden sie geschlachtet. Die Muttertiere sind viel zu kostbar, als daß man sie mißhandeln würde. Auf einem der Lichtbilder, die in diesem Buch wiedergegeben sind (Abb. 71), sieht man ganz deutlich, daß das junge Tier, welches der Junge dem Vater zum Schlachten hinträgt, schon einige Tage alt ist. Das Fellchen des geschlachteten Tieres wird sofort in Salz und Gerstenmehl eingehüllt, damit die Löckchen erhalten bleiben. Es ist also falsch, wenn behauptet wird, daß dem Muttertiere bei lebendigem Leibe der Bauch aufgeschnitten wird und daß das junge Tierchen noch im warmen Mutterleib getötet werden muß, um die Schönheit des Felles zu bewahren.

12. BUCHARA, DIE EDLE STADT.

Von Kara-Kul fuhr ich mit der Bahn nach dem etwa achtzig Kilometer entfernten Buchara. Die Bahnlinie führt in schnurgerader Linie durch reich bebautes Gebiet nach dem ehemaligen kleinen Kischlak Kagan, von dem die Zweigbahn nach der Stadt Buchara führt. Bei meinem letzten Aufenthalt in Kagan war es ein unscheinbarer Ort, der außer den Kasernen des russischen Grenzmilitärs nur noch zwei europäische Bauten aufwies, die Residenz des Distriktskommandanten und das Gebäude der Pferdepost, die in privater Hand war. Der Konzessionär war bezeichnenderweise ein Deutscher namens Schmid, dessen Nachbar, der deutsche Apotheker Reinhard, später zu einem Wohltäter der Kriegsgefangenen zwischen Katta-Kurgan und Samarkand wurde.

So wie in jener Kriegsgefangenschaftszeit standen auch diesmal die Mietkutschen vor dem Bahnhof. Doch wollte ich aus Sparsamkeitsgründen mit der Bahn nach Buchara fahren. Seit 1922 war die Bahnlinie, die nie benützt und von den Bucharen zerstört worden war, wieder im Betrieb. Jeden Tag gingen zwei Züge bis nach dem Bahnhof vor dem Stadttor von Buchara. Langsam und schön gemächlich fuhr das aus einer Maschine und zwei Waggons bestehende Züglein abends nach Buchara und hielt knapp vor der Stadtmauer (Abb. 77 und 78).

Buchara, einst das mächtigste und größte Reich Transoxaniens, zentralisierte seine ganze Macht und Herrlichkeit in dieser Stadt, die bis zum Jahre 1920 das „Heilige Buchara“ genannt wurde. Um der Stadt nicht gänzlich den schmückenden Beinamen zu rauben, heißt sie heute „Buchara al Scherif“ (Buchara, die Edle).

Die Stadt ist uralt. Schon vor mehr als 3000 Jahren gab es hier eine nachweisbare Ansiedlung. Im Laufe seiner Geschichte wurde Buchara wiederholt zerstört und wieder aufgebaut. In der

Zeit der Araberherrschaft gelangte die Stadt zu ungeheurem Reichtum.

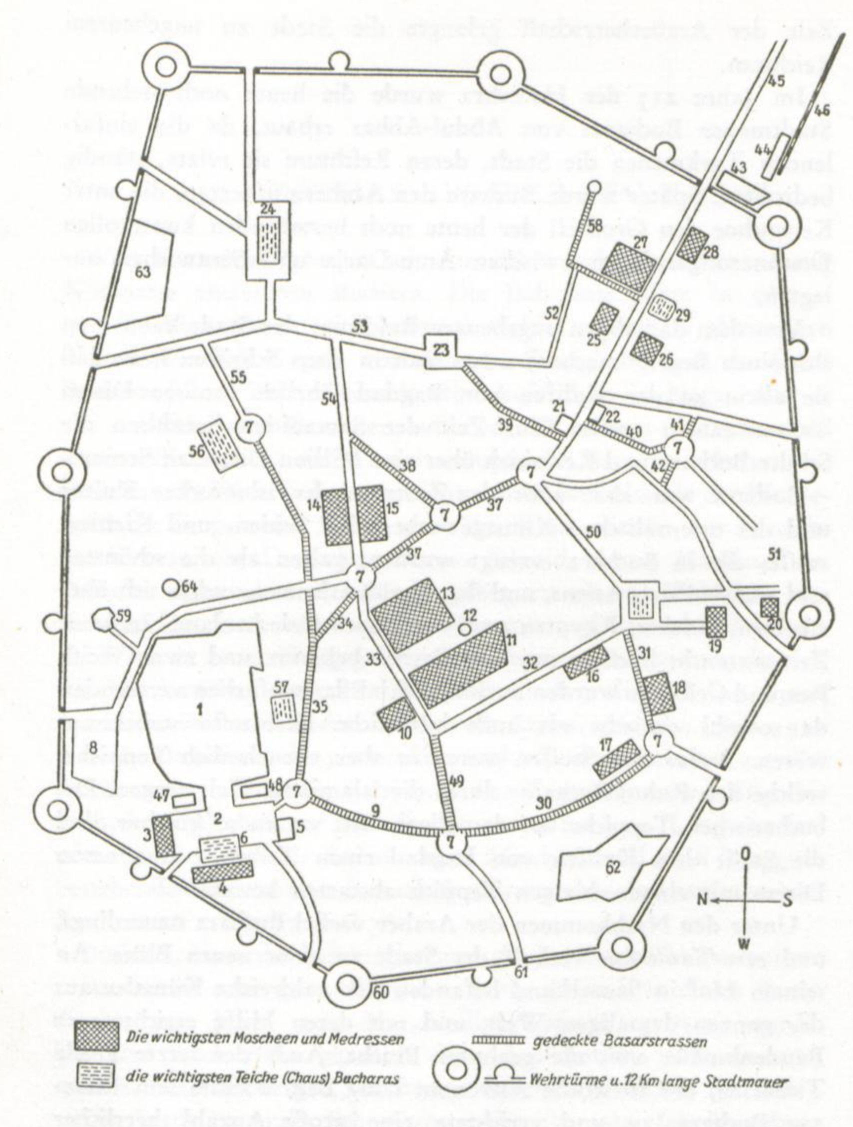
Im Jahre 215 der Hedschra wurde die heute noch stehende Stadtmauer Bucharas von Abdul-Abbas erbaut, da die einfallenden Turkmenen die Stadt, deren Reichtum sie reizte, ständig bedrohten. Später wurde Buchara den Arabern untertan, die unter Kenenchor den Großteil der heute noch bestehenden kunstvollen Bewässerungsanlagen zwischen Amu-Darja und Serawschan anlegten.

Von dem damaligen ungeheuren Reichtum der Stadt kann man sich einen Begriff machen, wenn man in alten Schriften liest, daß sie allein an den Kalifen von Bagdad jährlich 200.000 Direm Tribut zahlen mußte. Zur Zeit der Samaniden bezahlten die Städte Buchara und Kermineh über eine Million Direm an Steuern.

Buchara war aber auch das Zentrum der islamischen Kultur und des orientalischen Kunstgewerbes. Die Seiden- und Kleiderstoffe, die in Buchara erzeugt wurden, galten als die schönsten und wertvollsten Asiens, und ihre Berühmtheit erstreckte sich über Arabien, Persien, Ägypten und sogar nach Griechenland. In jener Zeit waren in Buchara nur drei Farben bekannt, und zwar Weiß, Rot und Grün. Es wurden ausschließlich Pflanzenfarben verwendet, da sowohl tierische als auch künstliche Farbstoffe unbekannt waren. Außer den Stoffen waren es aber vornehmlich Teppiche, welche den Ruhm Bucharas durch die islamische Welt trugen. Die bucharischen Teppiche der damaligen Zeit waren so kostbar, daß die Stadt dem Kalifen von Bagdad einen Tribut von 200.000 Direm mit einem einzigen Teppich abstatten konnte.

Unter den Nachkommen der Araber verfiel Buchara neuerdings, und erst Tamerlan verhalf der Stadt zu einer neuen Blüte. An seinem Hof in Samarkand befanden sich zahlreiche Künstler aus der ganzen damaligen Welt, und mit deren Hilfe errichtete er Baudenkmäler von nie geahnter Pracht. Auch der letzte große Timuride, der fürstliche Astronom Ulug Beg, wandte sein Interesse Buchara zu und errichtete eine große Anzahl herrlicher Medressen und Moscheen.

Es war durchaus weder Eitelkeit noch Selbstüberhebung, wenn



Plan der Stadt Buchara.

Erläuterungen zum gegenüberstehenden Plan von Buchara.

1 Ark.
2 Rigistan.
3 Medresse Buseri-Gunfan.
4 Medresse Schondubi.
5 Kaserne.
6 Teich des Rigistan.
7 Tschar-Ssu, runde Kuppelbasare.
8 Wagenplatz und Futterbasar.
9 Seiden- und Schuhbasar.
10 Moschee Harun-al-Raschid.
11 Kalan-Moschee.
12 Turm des Todes.
13 Medresse Mir-Arab.
14 Medresse Ulug-Beg.
15 Medresse Abdul-Asis.
16 Medresse Turschundschon.
17 Moschee Ismail-Chodscha.
18 Moschee Atole.
19 Moschee Mir-Chodscha.
20 Medresse Gauk-Schan.
21 Sarai.
22 Pelz-, Holzkohlen- und Chalatbasar.
23 Bücher- und Papierbasar.
24 Chaus und Bäder.
25 Kalif-Nias-Moschee.
26 Moschee Diwan-Begi.
27 Medresse und Moschee Gök-Dasch.
28 Medresse Diwan-Begi.
29 Chaus Diwan-Begi.
30 Eisenwarenbasar.
31 Baumwolle- und Reisbasar.
32 Stickereien-, Seiden-, Teppich- und Tücherbasar.
33 Karakul- und Spenglerbasar.
34 Teppich- und Schuhbasar.
35 Basar der Kupfer- und Kesselschmiede sowie der Bäcker.
36 Chalat- und Koranbasar.
37 Geldwechsler und Messerschmiede.
38 Goldschmiede und Schmuckhändler.
39 Turbanbasar und Teebuden.
40 Basar der Fleischer, Sattler und Keramiker.
41 Waffenschmiede- und Stellmacherbasar.
42 Ärzte- und Apothekerwarenbasar.
43 Neues Schloß des Emir.
44 Bahnhof.
45 Straße nach Kagan zur Grenze.
46 Bahnlinie nach Kagan.
47 Kaserne der Leibwache.
48 Artilleriearsenal.
49 Holz- und Strohbasar.
50 Süßigkeiten-, Eier- und Geflügelbasar.
51 Friedhof Gauk-Schan.
52 Salz- und Lebensmittelbasar.
53 Tischlerbasar.
54 Straße der Seidenfärber u. Weber.
55 Straße der Seiler und Zwirnmacher.
56 Chaus.
57 Chaus.
58 Töpferbasar.
59 Neues Gefängnis.
60 Wehrturm.
61 Stadttor.
62 Judenviertel.
63 Lepraviertel.
64 Gefängnis „Sindan“.

die Bucharen den Reisenden Vambery einst fragten: „Hadschi, du hast doch schon viele Länder gesehen, sage einmal, gibt es noch eine Stadt in der Welt, die so schön ist wie Buchara?“ Die Schönheit und Unberührtheit der Stadt hatte tatsächlich nicht ihresgleichen auf der ganzen Welt. Bis zur Eroberung durch die Bolschewiken war Buchara die einzige abgeschlossene Oase orientalischer Kultur und islamischen Geistes. Die uralte Stadtmauer mit ihren Wachtürmen und Schießscharten wäre vielleicht nicht so imstande gewesen, den westlichen Einfluß abzuhalten, als die alte Rivalität Englands und Rußlands um das Zentrum Asiens. Die bucharischen Emire verstanden es geschickt, diese Rivalität für ihre Zwecke auszunützen, so daß Buchara seine Selbständigkeit und Eigenart dadurch besser schützen konnte, als es das Reich der Mitte durch die chinesische Mauer vermocht hatte.

Der verfügbare Platz innerhalb der Stadt ist beschränkt und zur Gänze ausgenützt. Durch diesen Umstand wurde der Zuzug fremder Elemente ferngehalten, ja im Gegenteil, der Zuwachs an Einwohnern mußte die Stadt verlassen und sich außerhalb derselben neue Lebensmöglichkeiten suchen. Keine Stadt des Orients war so zur Gänze in den Händen von fanatischen Glaubenseiferern wie Buchara. Die Macht der Mullahs und Muftis war unbeschränkt. Noch während meiner Anwesenheit in der Stadt im Jahre 1919 zogen die Reis (Glaubensoffiziere) durch die Straßen und Basare, hielten die Passanten an und fragten sie um eine beliebige Sure des Korans und nach den Gesetzen des Schariats. Wenn der so geprüfte Gläubige keine befriedigende Antwort geben konnte, ließ ihn der Reis durch die ihn begleitenden Polizisten abführen, indem er gleichzeitig eine Strafe über den schlechten Korankundigen verhängte, die entweder aus Stockstreichen oder einer Geldbuße bestand.

Die elf Tore der Stadt wurden bei Eintritt der Dunkelheit geschlossen und jeder Verkehr innerhalb der Mauer nach dieser Zeit mit schwersten Strafen belegt. Vom Ausbruch des Weltkrieges an bis zum Jahre 1920 waren die Stadttore auch tagsüber geschlossen und durften nur nach Vorweisung eines besonderen Erlaubnisscheines passiert werden. Heute sind die Stadttore Tag

und Nacht geöffnet und der Verkehr unterliegt keinerlei Einschränkungen.

Nicht geändert aber hat sich das Leben der bucharischen Nachtwächter (Abb. 73). So wie früher ziehen sie auch heute noch zu vielen Hunderten durch die Straßen der Stadt und beschützen den ihnen zugewiesenen Stadtteil (Abb. 80). Mit einem Knüppel bewaffnet, verscheuchen sie allfällige Gesetzesübertreter dadurch, daß sie an jedem Hoftore, an dem sie vorbeikommen, mit ihrem Knüppel einige Male anschlagen, so daß es durch die Straßen dröhnt. Der Zweck dieses Klopfens ist ein zweifacher. Die Wächter beweisen einerseits den Hausbesitzern, daß sie nicht umsonst ihren Sold beziehen, sondern wirklich wachen, und verscheuchen andererseits die in Arbeit begriffenen Einbrecher. Das strenge Verbot, in ein Haus einzudringen, gilt jedoch auch für die Nachtwächter. Noch eigentümlicher aber ist die Einrichtung der Nachtwächter in den Basarstraßen. Alle Straßen in den Basaren sind mit Dächern versehen, um die Sonne abzuhalten, und alle paar hundert Meter befindet sich eine Luke, die von oben her Einblick zu den Basarbuden gestattet. Hier geht der Nachtwächter unsichtbar wie ein Schutzengel über die Dächer hin und rührt ununterbrochen seine Trommel, von Zeit zu Zeit durch die Luken hinunterspähend, um den Erfolg seines Lärmens überprüfen zu können. Da keiner der Nachtwächter bewaffnet ist und namentlich die auf den Basardächern postierten oft nur auf großen Umwegen die Basarstraßen erreichen können, um einen Dieb festzunehmen, dürfte die Wirkung ihrer Tätigkeit mehr eine moralische als eine tatsächliche sein. Fest steht jedenfalls, daß Einbruch und Diebstahl zu den seltensten Verbrechen in Buchara gehören.

Buchara war und ist auch heute noch nach Samarkand das größte Handelszentrum Zentralasiens. Einen großen Teil der Stadt nehmen die Sarais und Karawansaraien ein, die früher Eigentum des Emir oder frommer Stiftungen waren, heute aber von den usbekischen Sowjets verwaltet werden. Diese Sarais sind etwa mit unseren Zollämtern oder Lagerhäusern vergleichbar. Meist ein- bis zweistöckig gebaut, umgeben sie einen großen rechteckigen Hof. Die unteren Räume und der Hof werden als Warenmagazine, die

oberen jedoch als Büros und Kaufläden verwendet. Regelmäßig läuft rund um das obere Stockwerk eine Terrasse in der Art eines freischwebenden Ganges, auf die die einzelnen Türen münden, welche im Sommer wie im Winter offenstehen. Fenster sind unbekannt.

Die meisten Basare Bucharas stammen noch aus dessen Blütezeit: so der in einer großen Kuppelhalle untergebrachte „Tschar-Ssu“ zum Beispiel, wie der ihm ähnliche Kappenbasar „Sargerjeni-Ssu“, der von Abd-Ul-Asis-Chan, dem Scheibanidensultan, erbaut wurde (Abb. 81). An diesen schließen sich die Basare für Bücher, Wattedecken, Schuhe, Eisenwaren, Schmucksachen, Leder, Stoffe, Filzdecken, Samte und Seide, Teppiche, Töpferwaren, Pelze und Turbans. Dazwischen sind die Buden der Fleischer, Seidenfärber, Geldwechsler, Spengler, Gerber und Schmiede, dann folgen die der Salzhändler, Holzkohlenverkäufer, Bäcker, Obsthändler (Abbildung 85), Wagner und Stellmacher, die immer wieder von Garküchen und Teebuden unterbrochen sind. Einen eigenen Basar haben die Tabak-, Rosinen- und Baumwollhändler, ferner die Händler für Schaf- und Kamelwolle. Fast jede der einzelnen Basarstraßen wird durch den monumentalen Bau einer Medresse oder Moschee abgeschlossen, deren Kuppel und Vorderfront in goldenen oder blauen Mosaiks ausgeführt sind. Die Herstellungsrezepte der Farben sind verlorengegangen, sie können nicht mehr nachgemacht werden. Bereits vor dem Kriege wurde trotz aller Frömmigkeit ein schwunghafter Handel mit diesen Fayencen nach Rußland und Persien betrieben, da westeuropäische Touristen riesige Summen dafür bezahlten. Die Folgen dieser Sammelwut sind überaus traurig. Die Mauern sind bis zu der mit gestrecktem Arm noch erreichbaren Höhe von den Fayencen entblößt, und der braune Lehm, der einst von diesen Kacheln bedeckt war, beeinträchtigt den Gesamteindruck sehr wesentlich. Nur wenn man auf eines der flachen Dächer steigt, von wo aus man diese sinnlose Zerstörung nicht mehr sieht, ist man im wahrsten Sinne des Wortes geblendet von der den Beschauer umgebenden Pracht in Blau und Gold. Die goldene, unversehrte Kuppel von Guwer-Schah, umrahmt von den mit blauen Fayencen bedeckten Kuppeln und Minaretts von Gög-Dasch,

Diwan-Begi, Kalife-Nias, Harun-al-Raschid, Mirsa-Ulug-Beg, Chiaban, Kalife-Hussein, Mir-Arab (Abb. 82), Mader-Chan und vieler anderer wird jedem unvergeßlich bleiben, dem es gegönnt war, ihre Schönheit zu schauen (Abb. 83, 84, 88 und 89).

Unbeschreiblich lebhaft ist der Verkehr in den Straßen der Stadt (Abb. 86). Karawanen mit vollbepackten Kamelen, beladene Arben, Reiter auf Eseln und Pferden zwängen sich durch die schmalen Verkehrswege, Perser, Afghanen, Inder, Tadschiken, Chinesen, bucharische Juden und Dutzende andere Vertreter asiatischer Völker beleben die Straßen. Die Inder mit ihren Kastenzeichen auf der Stirne sind meist als Geldwechsler tätig und stehen mit den Parsen, die durch ihre unheimlich schwarzen Filzmützen auffallen, in reger Konkurrenz. Die Afghanen und Armenier sind meist Geldverleiher; an Stelle einer modernen Buchhaltung verwenden sie noch ihr altes Kerbholz. Wehe dem säumigen Schuldner! Unweigerlich wird ihm am versäumten Fälligkeitstage die Höhe der Schuld in den Türstock seines Hauses eingeschnitten, damit jeder Vorübergehende sieht, daß er seiner Zahlungspflicht nicht nachkommen konnte.

Ein besonderes Kapitel Bucharas war seit jeher die Stellung der Juden. Verachtet und als unrein angesehen, wurden sie in früherer Zeit nicht einmal als Sklaven verkauft. Bis 1920 durften sie keinen Grundbesitz erwerben (heute unter der Sowjetherrschaft erst recht nicht), ebenso durften sie weder früher noch heute die farbenprächtigen Chalate der Bucharen oder ihre Turbane tragen. Mit Rücksicht auf die religiösen Gefühle der Bucharen müssen sie auch heute noch, so wie seit Jahrhunderten, in einem bestimmten Stadtteil wohnen und eine Kappe aus Filz oder Pelz tragen, um sofort als Juden erkennbar zu sein. Es ist ihnen verboten, das Bauchtuch der Mohammedaner umzugürten, sie müssen vielmehr ihren Mantel durch eine dünne Hanfschnur zusammenhalten. Innerhalb ihrer vier Mauern aber werfen sie Mantel und Kappe von sich und hüllen sich in die prächtigen Gewänder und seidenen Chalate, die ihnen außerhalb ihrer Häuser verwehrt sind.

Seidenhändler sind meist die Afghanen, die sofort an ihrem Turbanzipfel, der kokett aus der Windung über dem linken Ohr

bis auf die Brust herabhängt, zu erkennen sind. Mitunter sieht man eine modernisierte Bucharin. Immer noch ist die Parandscha, deren lose Ärmel auf dem Rücken zusammengebunden sind, die Kleidung der Frau, aber ein wichtiger Bestandteil der Parandscha, der schwarze Roßhaarschleier (Abb. 74), ist vielfach verschwunden, was nicht immer zum Vorteil der Frauen ist. Früher verdeckte der Schleier mitleidig all die Häßlichkeit und das von Hautkrankheiten zerfressene Gesicht, das heute im Straßenbild Bucharas so häufig den Schrecken der Männer bildet.

Weit über hundert Medressen (Glaubenshochschulen) beherbergt Buchara und ist also noch immer das Zentrum der islamischen Glaubenslehre. Innig vereint kann man hier den roten Sowjetstern, das Bild Lenins oder Chidirialiefs mit den alten Lehrbüchern des Schariats und den Koranauslegungen in einem Raum beisammen sehen. In der Medresse Mir-Arab ist die Zelle des Imams ein Musterbeispiel dafür. Diese enge Zelle des Lehrers enthält einige Wandbretter mit heiligen Büchern in arabischer und kufischer Schrift, und über ihnen hängt ein Emblem in usbekischer Sprache mit der Aufschrift „Proletarier aller Länder vereinigt euch". Bei keinem Religionslehrer der übrigen Welt wäre eine derartige Zusammenstellung zweier so entgegengesetzter Begriffe möglich. Auf meine erstaunte Frage erfuhr ich, daß die Bucharen die Lehre Lenins und die Mohammeds entsprechend zu trennen verstünden.

Die Schülerzahl der Medressen hat seit der Gottlosenpropaganda nur wenig abgenommen. Zur Zeit meiner Anwesenheit wurden in den Medressen Bucharas 21.000 zukünftige Mullahs unterrichtet, die aus allen Teilen Usbekistans nach der heiligen Stadt gekommen waren, um die Gebote Mohammeds zu lernen. Der Schulbetrieb in diesen Medressen ist natürlich mit unserem nicht vergleichbar. Von einem rund um den ganzen Hof laufenden Gang führen kleine Türen in fensterlose, kleine Zellen, deren ganze Einrichtung aus einigen Filzmatten, einer Wattedecke, einem Kamm und einer Wasserkanne aus Messing besteht. Während des Unterrichtes kommen zwei bis drei Schüler aus den Nachbarzellen in einem Raum zusammen, und hier hocken sie auf dem Boden rings um den Lehrer, der ihnen mit singender Stimme aus den Büchern vorliest.

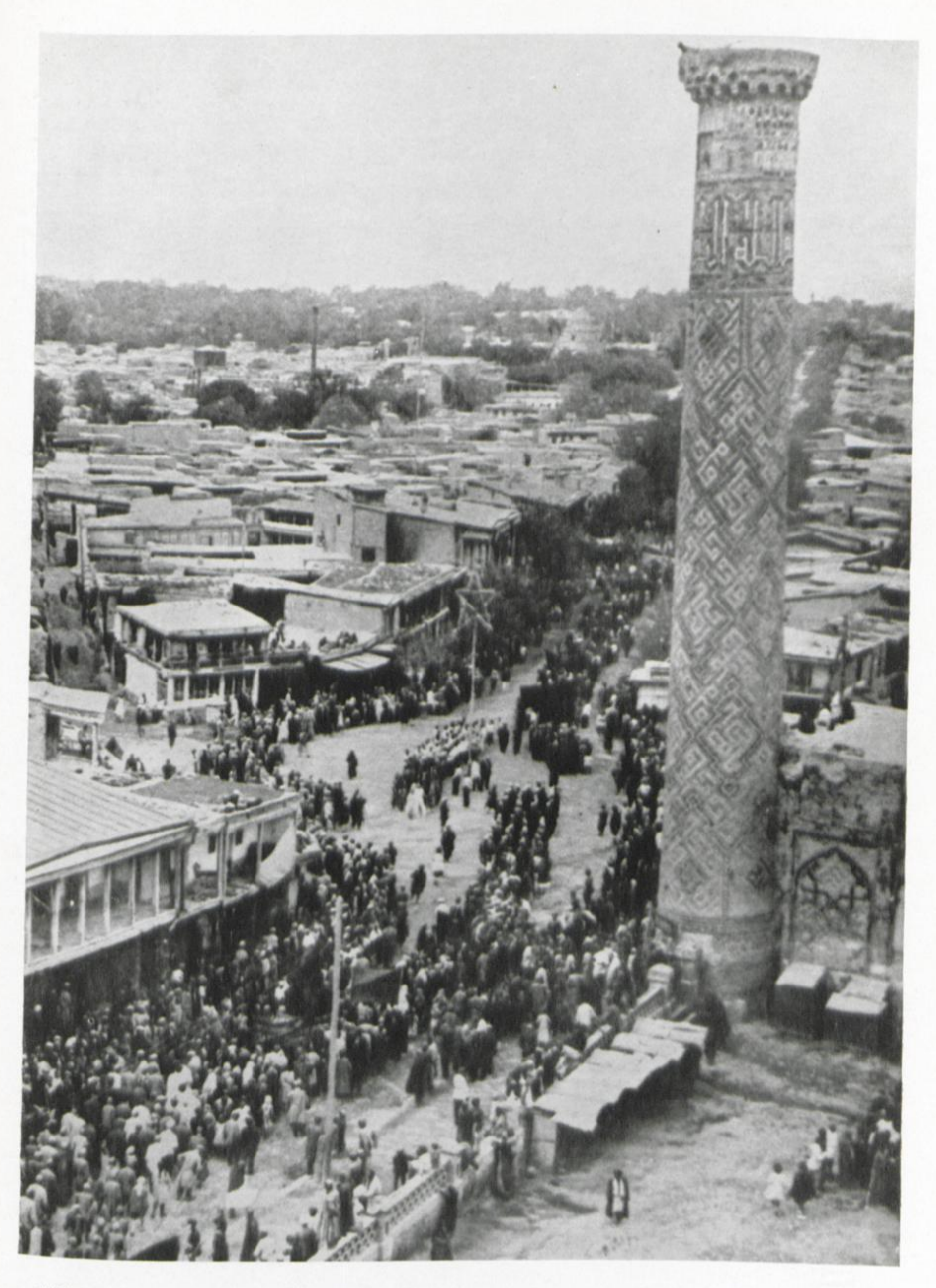


Abb. 84. Buchara. Das prachtvolle Minarett der Moschee I-Keljan mit Blick auf Buchara.



Abb. 85. Zuckermelonen (Dinje) auf dem Obstbasar in Buchara.



Abb. 86. Straßenleben in der Stadt Buchara.

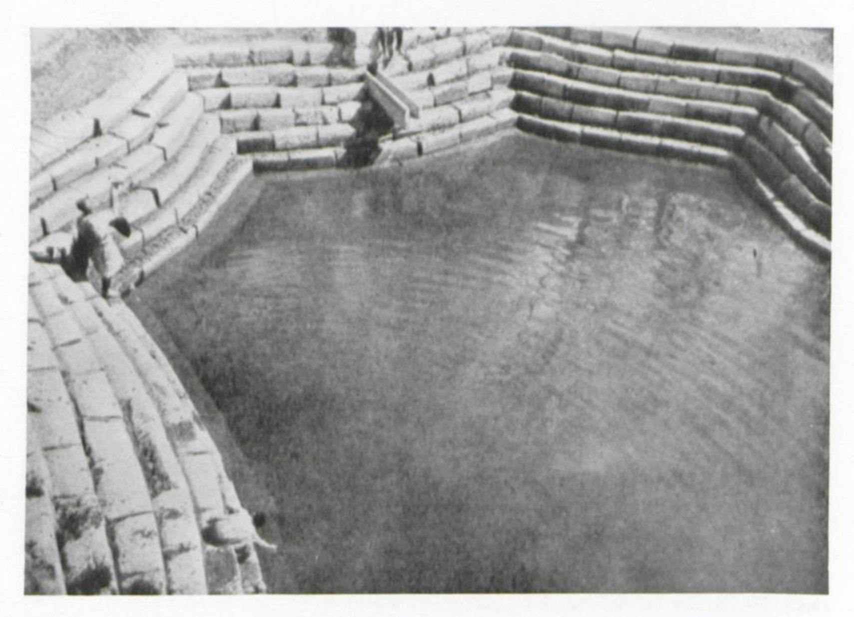


Abb. 87. Buchara. Das Labi-Chaus. Während sich der Wasserträger Trinkwasser in den Schafschlauch füllt, wäscht sich ein anderer Mann die Hände in dem Teich.

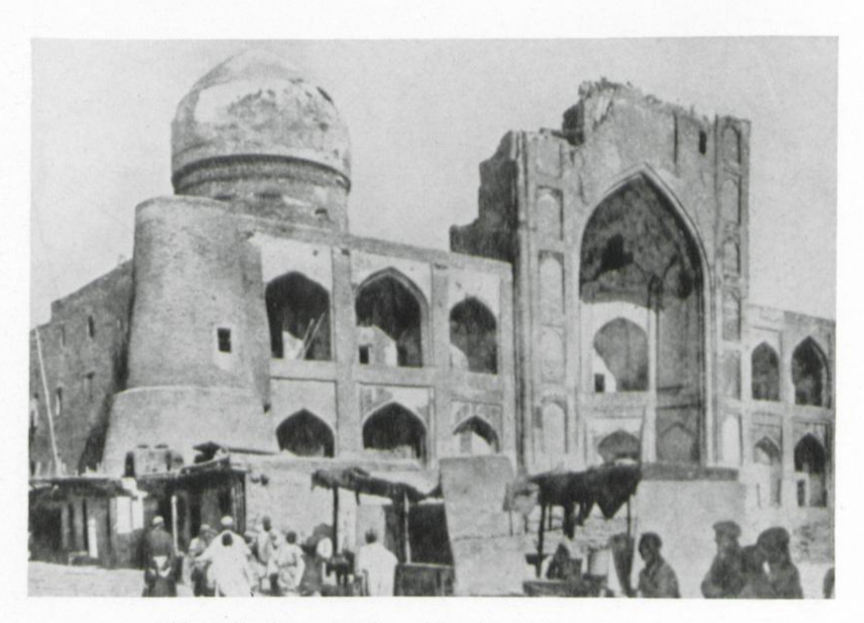


Abb. 88. Buchara. Vorderansicht der Medresse Mir-Arab.

Abb. 89. Die Moschee mit dem größten Teich Bucharas, nächst der Ark.



Abb. 90. Teich im Garten meines Wohnhauses in Buchara, links die Rückfront der Moschee Harun-al-Raschid.

Abb. 91. Buchara. Der Eingang zur Ark. Im Vordergrund der größte Basar der Stadt.



Abb. 92. Das bucharische Artilleriearsenal in der Nähe der Ark.



Abb. 93. Der älteste „Meddah“ (Märchenerzähler) Bucharas. Er war unter drei Chanen in Chiwa Hofsänger und diente zuletzt dem Emir von Buchara.

Abb. 94. Buchara. Musikanten, Tänzer und Zauberkünstler versammeln sich abends um die Teiche.

Abb. 95. Ein bucharisches Schiff (Tursuk) wird aufgeblasen.

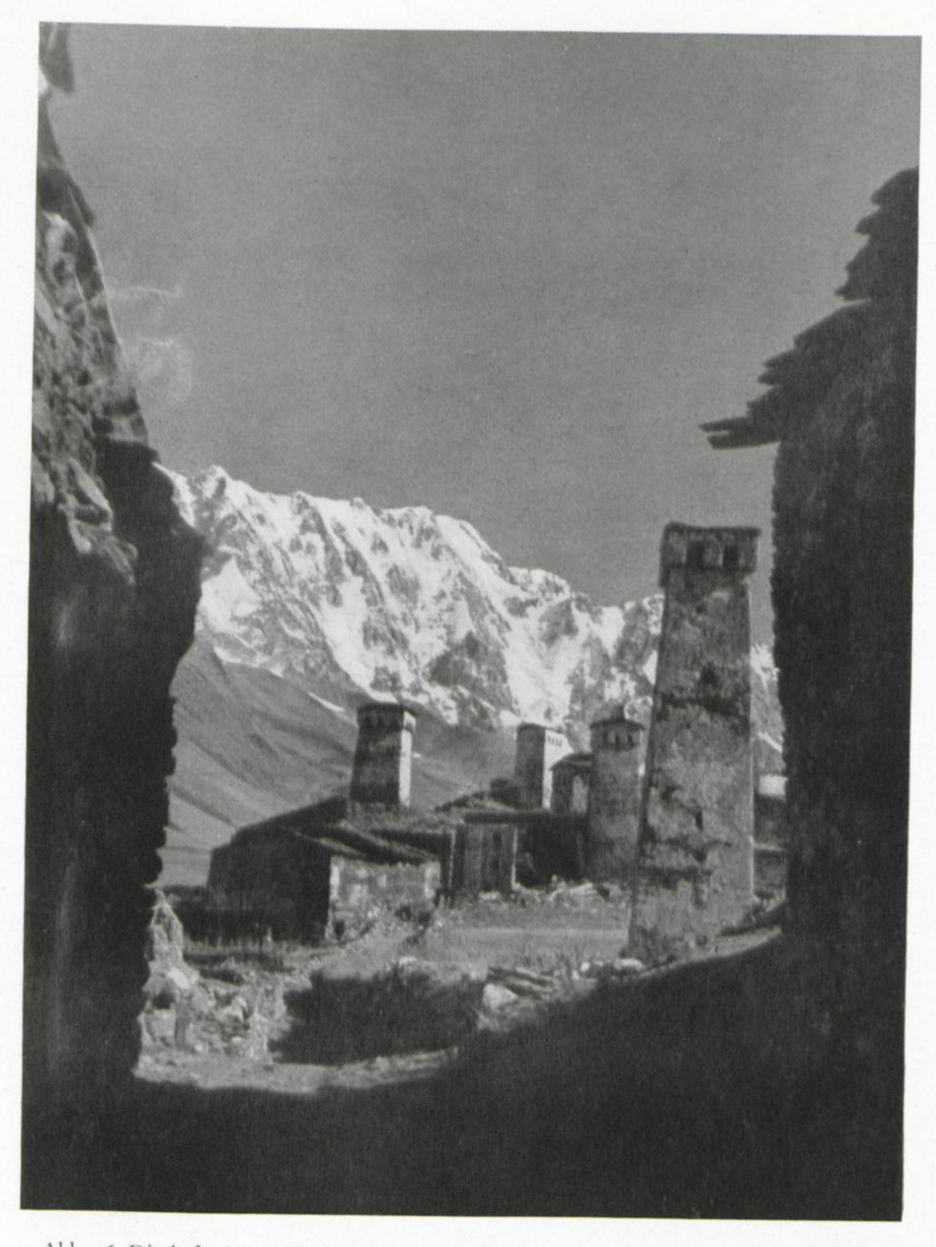


Abb. 96. Die befestigten Dörfer im Kopet-Dagh sind den kurdischen und kaukasischen Burgen sehr ähnlich.

Das größte Bauwerk Bucharas ist die Ark (Abb. 91), die Burg der letzten Emire, die heute zum Teil in ein antiimperialistisches Museum umgewandelt ist. Das kostbare Schwert, das einst den rechten Torflügel der Ark zierte, ist allerdings nicht mehr in Buchara, sondern wurde von den siegreichen roten Truppen nach Taschkent geschafft, wo Ossipow mit ihm spurlos verschwand. Dafür ist die riesige Peitsche, die einst als Symbol der Macht der bucharischen Emire am anderen Flügel des Tores sichtbar befestigt war, heute das Hauptschaustück des Museums. Folterwerkzeuge, Ketten, Halskrausen, Hinrichtungsmesser und Blöcke aus allen Gefängnissen Bucharas vervollständigen das Museum, dessen psychologische Wirkung auf die Massen im kommunistischen Sinne nicht zu leugnen ist.

Unweit davon liegt das Sommerschloß des Emir, „Schirbudun", das halbwegs europäisch anmutet. Ein Rundgang durch das weitläufige Gebäude ist nicht uninteressant. Die Räume, die der persönlichen Benützung des Emir und seiner vielen Frauen vorbehalten waren, sind in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten geblieben, so wie das ja auch in unseren Schlössern der Habsburger der Fall ist. Die Wände der Räume sind — mit wenigen Ausnahmen — entweder ganz einfach weiß oder grau getüncht. In den einst so streng abgeschlossenen Garten öffnen sich große, beinahe moderne Fenster. Die Fußböden bestehen aus Steinkacheln oder sind in Mosaik ausgeführt. Prachtvoll ist die Eingangstüre zum Thronsaal, die, aus Rosenholz geschnitzt, einen sehr hohen Wert besitzt. Der Thron selbst besteht nur aus einem gewöhnlichen überdimensionierten Sessel, dessen breite Armlehnen gleichzeitig als Teetisch dienten. Der Emir hatte etwa zwanzig Schlafräume, die er aus Angst vor Ermordung ständig im geheimen wechselte, so wie dies auch seine türkischen Kollegen zu tun pflegten. Das Prunkschlafzimmer, in dem er seine Lieblingsfrau zu empfangen pflegte, ist wohl der schönste Raum des Schlosses. Die Wände sind mit bedruckten, schweren Seidentapeten bekleidet, die allerdings schon etwas fadenscheinig und schäbig aussehen. Die Decke besteht aus Artscha- und Rosenholz und ist mit Schnitzereien verziert, an denen einige Künstler dreißig Jahre lang gear-

beitet haben sollen. Der Fußboden ist mit kleinen, sehr gut erhaltenen Mosaikmustern in Blau und Gold ausgelegt. Hier hat der Großvater des letzten Emir, schon in den letzten Zügen liegend, noch in aller Eile seine Lieblingsfrau und drei seiner Töchter hinrichten lassen, damit sie nach seinem Tode von niemandem mehr gesehen oder berührt werden könnten. Der Bequemlichkeit halber ließ er diese Morde neben seinem Sterbebette vollziehen, um Zeuge zu sein, daß sein Befehl auch vollzogen wurde.

Im ersten Stockwerk befinden sich die Frauengemächer. Sie erinnern in nichts an die prächtigen Schilderungen, die man vom orientalischen Harem immer zu hören bekommt. Nüchtern und einfach bieten sie sich dem Beschauer. Wären nicht die herrlichen Seidenteppiche und die niedrigen Bettstellen mit ihren Seiden- und Damastdecken, könnte man glauben, in Kerkerzellen zu sein. Es gibt nur einige, für einzelne Favoritinnen bestimmt gewesene, prunkvoller ausgestattete Zimmer, in deren Spiegeldecken sich die wenigen Lichtstrahlen brechen, die durch das kleine, zierliche Rosenholzgitter den Weg in die dunklen Räume finden.

Doch manches, was uns als geheimnisvolle, romanhafte Schilderung erscheint, wird hier zur Wirklichkeit. Der Führer trat auf einen großen Spiegel zu, der sich durch einen verborgenen Mechanismus zur Seite schob und eine schmale Geheimtreppe freigab. Über diese gelangt man auf eine große, abgeschlossene Galerie, die einen tiefer gelegenen Saal umsäumt. Zahlreiche Gucklöcher gaben den Blick in diesen frei. Von hier aus traf der Emir, unsichtbar für die Frauen, die unten bei Spiel und Tanz sich die Zeit vertrieben, seine Auswahl. Von der Galerie führt wieder eine geheime Treppe abwärts, die sich unten teilt. Der eine Gang führt in den Saal, der andere in die Gemächer des Emir. Im Saale der Frauen war ein ganzes Magazin von Spielwaren aufgestapelt. Mechanische Figuren, alte Grammophone, Puppen, Spieldosen, Wurstel (unseren Diwanpuppen ähnlich), französische Modejournale, Bilderbücher und Steinbaukasten hatten der Unterhaltung der jungen und alten Haremsdamen gedient.

Im gegenüberliegenden Trakt öffnete der Führer die Türe eines

eingebauten Schrankes. Ein komplettes Eisenbahn-Schlafwagencoupé aus dem Ende des 19. Jahrhunderts wurde sichtbar. Der Vater des letzten Emir fuhr leidenschaftlich gerne mit der Eisenbahn, so daß er oft zwischen Kagan und dem vor den Stadttoren liegenden Bahnhof hin- und herreiste. Da aber die Mullahs dagegen protestierten, ließ er sich hier eine getreue Kopie eines Abteils einbauen, um wenigstens die Illusion einer Eisenbahnfahrt zu haben. Hinter dem Fenster des Abteils liegt ein kleiner Raum, in dem einst die Diener standen und bemalte Papierstreifen an den Glasscheiben vorbeizogen, um Seiner Herrlichkeit die Fahrt des Zuges vorzutäuschen. Im nächsten Raum ist eine kleine Privatmoschee für den Emir untergebracht. Die sechs Luster sind aus purem Golde oder waren es wenigstens bis 1920. Anschließend daran befindet sich das Bad der Frauen. Ein tiefes, mit Kacheln ausgelegtes Bassin, derzeit ohne Wasser, das vom Keller aus so zu heizen ist, daß einfach darunter ein großes Feuer entfacht wurde, welches Tag und Nacht brennen mußte, diente als Schwimmbad. Die an den Wänden herumstehenden Wannen sind entweder aus Messing- oder Zinkblech. Verbeult und vielfach durchlöchert, machen sie einen verwahrlosten Eindruck. In einer Höhe von etwa drei Metern gibt es vergitterte Fenster aus rotem Glas, die den Raum in rotes Licht tauchen. In einem Nebenraume befinden sich Gucklöcher, die vom Bade aus unsichtbar sind. Auch sie dienten dem Emir dazu, seine Damen ungesehen zu beobachten.

Von dem Bade führte mich der Diener in das sogenannte Labyrinth, einen großen, achteckigen Raum, der durch zahlreiche Zwischenwände in Form eines Irrgartens abgeteilt ist. Hier haschte der Emir sich mit jenen Schönen, die er sich im Bade auserkoren hatte. Den Erzählungen nach war der Ruf des Eunuchen, in das Labyrinth zu kommen, der Traum einer jeden Haremsinsassin, da jedes intime Beisammensein mit dem Emir Schmuck und Bevorzugung, mitunter sogar die erste Stufe zur Favoritin bedeutete. Der derzeitige Führer des Museums war der letzte Obereunuch des bucharischen Hofes gewesen. Er hatte den roten Truppen die geheimen Verstecke und Schatzkammern verraten. Auf Grund seiner Kenntnis des Schlosses wurden auch die vielen geheimen

Gänge, Treppen und Falltüren sowie das Privatgefängnis des Emir aufgefunden, dessen Vorhandensein früher stets abgeleugnet wurde. Als die roten Soldaten die Ark besetzten und das nur durch versteckte Gänge und Treppen erreichbare Geheimgefängnis auffanden, wurden von ihnen achtzehn eingekerkerte Männer und Frauen befreit, meist Söhne und Töchter des Emir und einige Würdenträger, die spurlos verschwunden waren.

Natürlich machen sich die russischen und bucharischen Bolschewiken diese Umstände zunutze. Sie bemühen sich, möglichst viele Bauern und Nomaden aus den bucharischen Oasen in die Stadt zu bringen, um ihnen die Grausamkeiten des früheren Emir gebührend vor Augen zu führen.

Von Schirbudun nach der Ark führt ein unterirdischer Gang, durch welchen der Emir im Jahre 1920 entfloh.

Eines muß man den Bolschewiken lassen, ihre Hauptstütze, die Armee im ehemaligen Buchara, haben sie von Grund auf modernisiert. Im Jahre 1919 war ich zweimal zu längerem Aufenthalte in der Stadt gewesen und hatte mich über Ausrüstung und Ausbildung des damaligen bucharischen Militärs hinreichend informiert und auch verschiedene Truppenübungen außerhalb der Stadttore beobachtet. Die Uniform bestand aus dunkelblauem Waffenrock und roten Hosen, die unmäßig breit in großen Falten über die zerfetzten Röhrenstiefel fielen. Als Kopfbedeckung trugen die Soldaten eine schwarze Lammfellmütze, darauf aus Messingblech das Wappen des Emir (eine Hand mit ausgespreizten Fingern) und das Landeswappen, den Halbmond mit Stern. Ihre Waffen bestanden aus krummen Säbeln, oft ohne Scheide, und aus alten russischen Berdangewehren mit unheimlich langen Bajonetten. Sogar die Wache vor dem Palaste des Emir bezog mit zerrissenen Uniformen und im Sommer mitunter auch barfuß ihren Posten. Ungewaschen, mit wirrem Bart und der vielfach geflickten und durchlöcherten, durchaus nicht einheitlichen Bekleidung machte dieses Militär einen armseligen und höchst verwahrlosten Eindruck. Die Kavallerie auf den kleinen, struppigen Steppenpferden sah womöglich noch ärger aus. Die bucharische Armee hatte auch Geschütze im Gebrauch, wie man sie hie und da nur

noch in unseren Museen vorfindet (Abb. 92). Die aus Messing gegossenen Vorderlader waren mit kabbalistischen Inschriften und Zauberformeln geschmückt, die Schlünde mündeten in greuliche Drachen- oder Schlangenköpfe. Dabei lagen zur selben Zeit in Obi-Harm Maschinengewehre und moderne Hinterladergeschütze sowie Magazingewehre und automatische Pistolen in großer Menge. Hätte der Emir rechtzeitig seine Armee mit diesen Waffen ausgerüstet, wäre er vielleicht heute noch Herr des Landes.

Die Sowjets haben die neue bucharische Rote Armee mit den modernsten Waffen ausgestattet und geschult. Die mit Henna gefärbten roten Bärte sind verschwunden. Gesunde, prächtige Gestalten, in hellbraunes Khaki gekleidet, exerzieren mit einer Genauigkeit, die staunenswert ist. Die bucharischen Steppenpferde sind durch turkmenische Pferde ersetzt, und für den Wüstendienst sorgen die Kamelreiter.

Vor der Ark dehnt sich der größte, etwa eineinhalb Quadratkilometer umfassende Basarplatz Bucharas aus. Hunderte kleiner Basarbuden umgeben den freien Platz, in dessen Mitte das größte Chaus (Teich) Bucharas liegt (Abb. 89), das im Norden von der Medresse Buseri-Gunfan und im Westen von der Medresse Schondubi begrenzt wird. Östlich der Ark erhebt sich das neue Gefängnis Bucharas, das der letzte europäische Besucher der Stadt vor dem Weltkriege, der deutsche Graf Schweinitz, der 1910 in Buchara weilte, als ganz vorzüglich erklärte; dieser stellte die Behauptung auf, daß die Erzählungen von den furchtbaren Gefängnissen Bucharas unwahr seien. Graf Schweinitz wurde von den schlauen Bucharen irregeführt. Sie zeigten ihm nur das Gefängnis der Würdenträger und Staatsbeamten, wo der Emir alle jene Günstlinge und Verwandten unterbrachte, die ihm allzu unbequem geworden waren. Das erklärt auch, daß Graf Schweinitz behauptet, nur drei bis vier Zellen gesehen zu haben, in denen ungefähr zwanzig Gefangene untergebracht waren. Die Bucharen hatten sich wohl gehütet, dem Grafen die Gefängnisse von Sindan und Chiandan zu zeigen, in denen Hunderte von Eingekerkerten in unterirdischen Löchern schmachteten, und in denen viele europäische Reisende, unter anderen die Engländer Conolly und Stod-

dart, bis zu ihrer Hinrichtung untergebracht waren. Heute sind die alten Gefängnisse aufgelassen, und die ehemaligen Kerker der Würdenträger beherbergen kriminelle Verbrecher aus dem Volke, während die politischen nach Taschkent oder Moskau gebracht werden.

Steigt man auf eines der zahlreichen Minarette Bucharas, so sieht man ein fast einheitliches Lehmdach, auf dem kleinere oder größere Erhebungen auffallen. Das kommt daher, daß nur sehr wenige offene Straßen oder Gassen das Zentrum der Stadt durchziehen und die meisten von ihnen überdacht sind, so daß man ohne weiteres von einem Ende zum anderen über die zusammenhängenden Dächer der Häuser spazierengehen könnte (Abb. 81).

Zwischen der Kalan-Moschee und der Mir-Arab-Medresse erhebt sich das Minarett Mir-Arab, der „Turm des Todes". Vor hier aus wurden während der Herrschaft der bucharischen Emire die Verbrecher, in Säcke eingenäht, heruntergeschleudert, wo sie auf dem mit Steinen gepflasterten Platze zerschmettert liegenblieben.

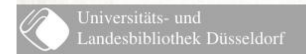
Wenige Jahre vor dem Weltkriege hatte der Emir auf Wunsch des Zaren die Hinrichtungen vom Turme aus eingestellt und dafür das Halsabschneiden in Anwendung gebracht. Seit Kriegsbeginn aber, als Buchara seine vollständige Souveränität wiederherstellte, wurde auch das Herabschleudern vom Mir-Arab wieder in das Programm der bucharischen Rechtspflege aufgenommen.

Einer der traurigsten Teile Bucharas ist das Viertel der Leprakranken, das nach außenhin weder irgendwie kenntlich gemacht, noch abgesperrt ist. In einigen hundert Lehmhütten hausen die Unglücklichen und zeugen Kinder, die niemals von der Welt mehr als die elenden Lehmbuden des Lepraviertels zu sehen bekommen. Jedem Einwohner steht das Recht zu, den Kranken, den er außerhalb des Viertels sieht, zu erschlagen. Jetzt, unter der Herrschaft der Sowjets, werden diese armen Kranken von Staats wegen verpflegt, während sie früher auf die Mildtätigkeit von Verwandten oder sonstigen Wohltätern angewiesen waren. Aber nicht alle im Lepraviertel Internierten sind auch wirklich leprakrank. Da die ärztliche Wissenschaft sehr im argen liegt, genügt ein weißer Hautfleck auf einer sichtbaren Stelle des Körpers zur

sofortigen Internierung. Kosmetische Künstler, die solchen weißen Flecken die normale Hautfarbe wiederzugeben vermögen, sind deshalb sehr gesucht und werden hoch bezahlt.

Eigenartig angelegt sind die Friedhöfe Bucharas, von denen der größte Teil sehr zum Nachteil der hygienischen Verhältnisse innerhalb der Stadtmauern untergebracht ist (Abb. 79). Aus strategischen Gründen waren früher die ersten Häuser in einer gewissen Entfernung von den Stadtmauern erbaut, doch wurde diesem Umstande im Laufe der letzten zwanzig Jahre nur mehr wenig Rechnung getragen, so daß eine große Anzahl von Lehmhäusern direkt an die innere Seite der Stadtmauer angebaut ist. Zwischen diesen Häusern liegen zahlreiche Friedhöfe. Die Bucharen, wie überhaupt die Bewohner Zentralasiens, beerdigen ihre Toten nicht so wie wir, das heißt, die Leichname werden nicht in die Erde eingegraben, sondern es wird ein Lehmpodest von etwa dreißig bis vierzig Zentimetern Höhe gebaut und darauf ein tonnenartiger gemauerter Aufbau errichtet. Die Rückseite des Aufbaues wird verschlossen, während die Vorderseite offen bleibt. Nun wird der Tote in das Gewölbe hineingeschoben und auch die Vorderwand bis auf ein kleines, quadratisches Loch verschlossen. Da die Beerdigung meist innerhalb zwölf bis fünfzehn Stunden erfolgt, nach der Glaubenslehre aber die Seele mindestens drei Tage braucht, um sich vom Körper zu lösen, muß jedes Grab diese Öffnung aufweisen, durch die die Seele in das Paradies emporsteigt. In dieses Loch wird auch eine kleine Öllampe gestellt, die am dritten, am siebenten und am vierzehnten Tag nach dem Tode angezündet werden muß. An diesen Tagen werden auch in Fett gebackene Brotfladen in das Grab geschoben, um der Seele eine Wegzehrung ins Paradies mitzugeben. Aus den Öffnungen strömen natürlich die Verwesungsgase aus, Katzen und Hunde kriechen hinein und ziehen Teile der Toten ins Freie, wo sie unbeachtet liegenbleiben; denn kein Gläubiger darf Teile eines toten Körpers berühren, da der Verstorbene sonst des Paradieses verlustig geht.

Der Raum für die Friedhöfe ist beengt, weshalb die Grabhügel in Buchara nicht neben- oder hintereinander, sondern in mehreren Stockwerken übereinander angebracht werden, so daß ein solcher



Friedhof aussieht wie eine riesige Honigwabe. Durch den Druck der oberen Grabhügel und durch Verwitterung des Lehms brechen oft ganze Schichten der unteren Gräber ein, und so werden natürlich auch die oberen aufgerissen und stürzen zusammen. Dadurch werden zahlreiche Skelette und verwesende Körper freigelegt. Die Regenperiode des Winters trägt zu solchen Verwüstungen viel bei, und es ist gar nicht selten, daß zahlreiche Gerippe und faulende Leichen zwischen den eingestürzten Gräbern herumliegen.

Die gesundheitlichen Verhältnisse Bucharas sind dennoch ziemlich günstig. Außer der Rischta, die ich am Anfang des Buches bereits beschrieben habe, ist die am häufigsten auftretende Krankheit die Pendinka, ein Geschwür, das hauptsächlich Gesicht, Hände und Nacken bevorzugt und furchtbar entstellende Narben zurückläßt. Stark verbreitet ist ferner die sogenannte „Blaue Krankheit". Die Haut des davon Befallenen wird trocken und spröde und löst sich teilweise vom Körper ab, ohne daß jedoch die Hautfetzen abfallen würden. Diese Krankheit ist am besten mit einem überaus starken Sonnenbrand vergleichbar, nur daß sie den ganzen Körper befällt und ungeheure Schmerzen verursacht, wobei die Haut eine fast blaue Farbe annimmt. Die davon Befallenen müssen monatelang ohne jede Kleidung bleiben, können weder liegen noch sitzen, da die geringste Berührung ungeheure Schmerzen auslöst. Die Ursache der Krankheit ist unbekannt, es gibt auch keine Therapie für sie. Außer diesen Krankheiten fordern Lepra und Geschlechtskrankheiten ihre Opfer.

Trotz den unhygienischen Wasserverhältnissen Bucharas sind typhöse Erkrankungen selten. Die Wasserbeschaffung geschieht durch etwa achtzig Chaus, die in verschiedenen Teilen der Stadt angelegt sind; von ihnen aus werden die einzelnen Stadtteile durch offenliegende Kanäle mit Wasser versorgt. Sowohl in den Chaus als auch in den Ariks hausen aber Tausende von Kröten und Fröschen, tote Hunde und Katzen schwimmen darin herum, alle möglichen Abfälle werden hineingeworfen. Milliarden von Wasserflöhen und Würmern bevölkern die Wasserreservoirs und Kanäle, aus denen das Wasser zum Kochen und Waschen entnommen wird, Hunde, Esel und Pferde baden darin und Gesunde

und Kranke waschen sich in diesem Wasser Gesicht, Füße und Hände. Als ich einmal einen Pendinkakranken dabei sah, wie er sich in einem Chaus sein mit offenen Eiterbeulen bedecktes Gesicht wusch, konnte ich Tage hindurch keinen Tee trinken und keine mit Wasser gekochte Speise essen.

Und doch sind diese Teiche in Buchara (Abb. 87, 89, 90) etwas wunderbar Schönes. Abends, nachdem der Muezzin vom hohen Minarett zum Gebet gerufen hat, sammeln sich die Männer der Stadt an den Teichen, die von hohen Silberpappeln und grandiosen Karagatschen (Schwarzulmen) eingesäumt sind, zum süßen Nichtstun. Teppiche werden ausgebreitet, und der ewig brennende Tschilim geht von Mund zu Mund. Samoware dampfen, und flinke Burschen reichen die flachen Teeschalen mit dem grünen Getränk herum. Hieher kommen die Meddahs (Märchenerzähler), die Musikanten (Abb. 93 u. 94) und Batschas und führen ihre Kunststücke vor. Mitunter kommt auch ein Taschenspieler, der unglaubliche und unwahrscheinliche Kunststücke zuwege bringt. Ein indischer Schlangenbeschwörer findet sich ein, läßt seine Giftschlangen tanzen, und über allem liegt die Ruhe des bucharischen Abends. Selten hört man ein lautes Wort, nur flüsternd werden die Tagesneuigkeiten und Skandalgeschichten weitergegeben. So war es vor Jahrhunderten in Buchara, und so ist es auch heute noch. Daran konnten selbst die Sowjets nichts ändern.

13. IM GEBIET DES AMU-DARJA.

Ich fuhr mit der Bahn nach Süden, Tschardschui zu, wartete in Farab auf eine Karawane, die nach Patta-Husar abging, und schloß mich ihr bis nach Burdalyk an. Der Karawanenweg führt durch den breiten Vegetationsgürtel des Amu-Darja nach Südosten. Die dichten Kamischdschungel werden stellenweise durch ärmliche Kischlaks unterbrochen. An diesen Stellen wird das Sumpfgelände geschickt zum Reisanbau ausgenützt. Stellenweise verläuft der Weg auf hohen Barchanen (Sanddünen), die den Blick in die große Wüste an beiden Ufern des Flusses freigeben. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens in der Nähe der Ufer ist das Flußgebiet nur wenig besiedelt, was wohl auf die hohe Sterblichkeit durch Sumpffieber und Malaria zurückzuführen ist. Nur sehr selten sieht man in den kleinen Kischlaks die üblichen Lehmhäuser. Meist bestehen die Dörfer aus ganz niederen, primitiven Schilfhütten, die mit Lehm beworfen sind. Bis Narasym herrscht die turkmenische Bevölkerung vor, während zwischen Narasym und Asret-Baschir — Kirgisen, stark vermischt mit Usbeken, wohnen.

Unweit von Isske wurde das erste Nachtlager aufgeschlagen. Während die Männer damit beschäftigt waren, die Tiere zu füttern und das Abendessen vorzubereiten, forderte mich der Karawanbaschi auf, mit ihm zu kommen, da er mir etwas Interessantes zeigen wolle. Aus einigen Schilfbündeln stellte er Fackeln her, bei deren Schein er mich einen Lößhügel hinauf und auf ein großes torähnliches Loch in einer Lehmwand zuführte. Solange die Fackeln anhielten, geleitete er mich durch ein Labyrinth aus Gängen und Höhlen, die sich mehrere Kilometer unter der Erde ausbreiten sollen. Wir sahen alte Feuerstellen, zerbrochenes Tongeschirr, verrostete Waffen und Metallgeräte, die sehr alt sein mußten, und viele Tierknochen, die oft in Haufen aufgeschichtet

beisammenlagen. Wie ich bereits erwähnt habe, befinden sich in Turkestan mehrere derartige unterirdische Städte, die seit langer Zeit nicht mehr bewohnt werden. Es war nicht ein einziger Raum eingestürzt oder ungangbar. Infolge der ungeheuren Festigkeit des Löß war vielmehr alles so erhalten, als ob die Höhlen erst vor kurzem ausgegraben worden wären. Ich glaubte selbst nicht an das Alter der Höhlenstadt, bis ich Gelegenheit hatte, mit einem baltischen Arzt in Tschardschui zu sprechen, der fast alle turkestanischen Höhlenwohnungen besucht und erforscht hatte. Der Arzt schilderte mir die Höhlen als alte Kulturstätten, in denen die Forscher reiches Material finden würden, wenn man sie ihnen zugänglich machte. Leider hatte sich die russische Regierung bisher fast gar nicht darum gekümmert.

Als wir wieder zum Lager hinunterstiegen, qualmten rund um die Zelte zahlreiche Feuer aus Schilf und grünem Holz, um die Moskitoschwärme zu vertreiben. Freilich nützten die Feuer gar nichts. In ganzen Wolken warfen sich die Blutsauger und Malariaüberträger auf Menschen und Tiere. Ich nahm gleich zwei Dosen Chinin auf einmal und befolgte diese Vorsichtsmaßregel, solange ich mich im Amu-Darja-Gebiet aufhielt. Moskitonetze sind in Turkestan weder bei den Europäern noch bei den Eingeborenen gebräuchlich, ebenso die Verwendung von Prophylaxis. Wen das Fieber erwischt, der leidet eben daran und geht zugrunde — „Insch Allah!"

Ich nahm meine Decken und trug sie ein Stück in die Höhle hinein, wohin sich keine der Mücken verirrte. Als ich das merkte, lief ich noch einmal ins Lager hinunter, um die Karawanenleute an meiner Entdeckung teilnehmen zu lassen, in der Meinung, daß sie meine Mitteilung über die Mückenlosigkeit der Höhle mit Freude aufnehmen würden. Der Baschi versicherte mir, daß er das längst wüßte, doch stünden sie alle in Allahs Hand, und die Stiche der Moskitos hätten für sie keinen Schrecken. So ließ ich meine Freunde also von den Mücken zerstechen und mit Malaria infizieren, während ich mich in der Höhle schlafen legte.

Das Land zwischen Isske und Narasym bildet eine Senke und ist deshalb einer der wenigen Teile Bucharas, die vom Amu-Darja aus bewässert werden können, da das übrige Land bedeutend

höher liegt als der Fluß. Die unzähligen Kanäle erschwerten unsere Weiterreise sehr, da wir sie je nach ihrer Tiefe entweder durchwaten oder durchschwimmen mußten. Die Amu-Darja-Straße ist wohl einer der ältesten Karawanenwege, verfügt aber über keine einzige Brücke. Neben den kleinen, etwa zwei Meter breiten und einen halben Meter tiefen Kanälen gab es auch solche von vier bis fünf Metern Breite, die eine Wassertiefe bis zu zwei Metern aufwiesen. Köstlich war es, den an und für sich wasserscheuen Turkmenen bei solchen Kanalüberquerungen zuzusehen. Bevor wir an den ersten großen Kanal kamen, hatten wir vielleicht an die zwanzig kleinere Wasserläufe übersetzt. Menschen und Tiere waren einfach in das dicke Lehmwasser gestiegen und hatten es durchwatet, nun aber war die Sache schon etwas komplizierter, da der Graben etwa sechs Meter breit war und das Wasser durch das Gefälle mit ziemlicher Wucht dahinschoß. Die Karawane hielt an, einige Leute zogen Schafschläuche von den Sätteln und begannen bei einem Bein hineinzublasen (Abb. 95). Allmählich wölbten sich die Schläuche, die abgebundenen Füße des Schaffelles streckten sich, und bald sah das Ganze wie ein dickes, borstenloses Schwein aus. Dann zogen sich die Männer aus, stiegen zum Wasserspiegel hinab, legten sich mit der Brust auf die aufgeblasene Schafhaut, und mit beiden Händen rudernd gewannen sie das andere Ufer.

Diese „Tursuk" wurden schon von Dschingis-Chan und Tamerlan zur Übersetzung der Flüsse verwendet. In der Wüste nehmen die Schläuche die Wasservorräte auf, bei der Ankunft an einem Flusse dienen sie als Boote. Auf der anderen Seite des Flusses wird wieder Wasser eingefüllt. Beim Abhäuten werden die für Schläuche bestimmten Felle nicht aufgeschnitten, sondern zur Gänze abgezogen, so daß sie ein einheitliches Ganzes bilden. Die Öffnungen der Beine und des Halses werden noch im frischen Zustand mit dünnen Riemen abgebunden, so daß der Schlauch wirklich luft- und wasserdicht wird. Entweder der Hals oder eines der Beine wird als Füllöffnung verwendet, die nachher mehrmals zusammengelegt und abgebunden wird.

Es dauerte oft stundenlang, bis die wasserscheuen Kamele durch das Wasser gezogen werden konnten, so daß an diesem Tag nur

eine Strecke von drei Tasch zurückgelegt wurde. Die zahlreichen Schafschläuche wurden, mit Luft gefüllt, mitgeführt, damit man sie bei jeder Überquerung gleich gebrauchsfertig hatte. Die Turkmenen unterschätzten aber die Ausdehnung der Luft in der Sonne, weshalb bald ein Schlauch nach dem anderen mit lautem Knall explodierte, so daß am nächsten Kanal die Schläuche erst geflickt werden mußten. Durch das langsame Vorwärtskommen verzögerte sich unsere Reise so arg, daß wir erst am Nachmittag des dritten Tages in Narasym einlangten, obwohl die Entfernung von Tschardschui nur 92 Kilometer beträgt.

Narasym war einst eine mächtige bucharische Festung gegen die Turkmenen und beherbergte während des Weltkrieges eine starke russische Garnison. Heute ist es ein bedeutungsloser Ort, dessen ehemalige Kasernen als Saksaullager Verwendung finden oder verfallen sind. Immerhin herrscht hier ein reger Karawanenverkehr in das Innere Bucharas, da das Gebiet um Narasym zum saksaulreichsten ganz Turkestans gehört. Obwohl alljährlich viele Zehntausende von Kamellasten Saksaul aus dem Boden gegraben und abtransportiert werden, ist der Vorrat davon schier unerschöpflich. In der nächsten Umgebung des Flusses ist allerdings nicht mehr viel zu sehen, da die Schiffe selbst das Saksaul (sprich Saksa-ul) als Feuerungsmaterial verwenden, und anderseits jahraus, jahrein zahlreiche Schiffsladungen den Amu flußabwärts verfrachten. Da zuerst das dem Wasser zunächst wachsende Saksaul abgeholzt wurde, muß man schon einige Kilometer weit in die Wüste hinausreiten, um ganze Wälder dieser seltsamen Pflanze zu sehen.

Der Saksaulbaum, der den wissenschaftlichen Namen Haloxylon Ammodendron führt, kommt nur in den stark salzhaltigen Sandwüsten in der Gegend des Amu-Darja und Syr-Darja vor und wächst unter der Erde oder, besser gesagt, unter dem Wüstensand. Sein Holz ist tiefbraun bis schwarz, überaus hart, splittert und bricht wie Glas, dabei an den Bruchstellen eine Struktur wie Kunsthorn oder Hartgummi zeigend. Das Holz ist schwerer als Wasser und sinkt auch in vollkommen trockenem Zustande sofort unter. Außer für Heizzwecke ist es zu nichts verwendbar, da es sich weder schneiden noch hobeln läßt. Schnitzarbeiten aus Saksaul gehören

zu den größten Seltenheiten und werden buchstäblich mit Gold aufgewogen. Mir sind nur einige größere Schnitzarbeiten aus Saksaul bekannt, die sich in einem Mausoleum in der Nähe Bucharas befinden. Der knorrige und vielfach gefurchte Stamm, dessen Durchschnitt meist einer flachen Ellipse ähnlich ist, wird bis zu zehn Metern lang und liegt gewöhnlich fünfundzwanzig bis dreißig Zentimeter unter dem Sande vergraben. Da er aber vielfach gewunden ist, was den Eindruck einer Riesenschlange in Bewegung hervorruft, kommen Teile des Stammes auch an die Oberfläche. Aus diesen zutage liegenden Teilen sprießen die dünnen Ästchen mit den winzig kleinen, fast unsichtbaren Blättern hervor, die aschgrau gefärbt sind und so an den Stengeln anliegen, daß man sie mit freiem Auge kaum wahrnimmt. Beim Brennen strömt das Holz einen sehr würzigen Duft aus, der betäubend wirkt. Die zurückbleibende Asche ist rein und weiß wie Schnee und wird von den Eingeborenen als Heil- und Desinfektionsmittel verwendet. Zu ihrer vollen Entwicklung brauchen die Stämme etwa hundertfünfzig Jahre und sind dann ungefähr fünfunddreißig Zentimeter dick.

Nach Narasym übersetzten wir mittels einer Furt den hier etwa eineinhalb Kilometer breiten Fluß, weil das rechte Ufer bis nahe an Burdalyk ein riesiges Sumpfgebiet darstellt, dessen Umgehung mühevoll und zeitraubend ist. Da sich die Sandbänke und Furten fortwährend ändern, schritt der in Narasym angeworbene Führer durch den Amu, kehrte nach glücklicher Überquerung, wobei ihm das Wasser oft bis zum Halse reichte, wieder zurück und führte dann die ganze Karawane ohne jeden Unfall an das andere Ufer. Das linke Ufer liegt bereits wieder auf turkmenischem Gebiet und gehört zu den fruchtbarsten Teilen des ganzen Flußlaufes. Die bebaute Fläche ist freilich nur einige Kilometer breit und geht dann sofort in die südliche Kara-Kum über. Reisfelder, Baumwollpflanzungen und Getreidekulturen folgen einander ohne Unterbrechung.

Am späten Abend erreichten wir Tallyk, eine Ortschaft gegenüber von Isslam, dessen spärliche Lichter sich im Flusse spiegelten. Da nachts an eine Übersetzung des Amu nicht zu denken war,

mußten wir in Tallyk übernachten. Den nächsten Morgen setzten wir, von Tallykern geführt, über den Fluß und ritten nach dem acht Werst entfernten Burdalyk. Zwischen der Festung und dem Amu hatten sich Kirgisen in ihren Jurten angesiedelt, und hier beobachtete ich die Ausbildung von Falken und Adlern zur Jagd.

Burdalyk war bis 1920 eine große bucharische Festung mit hohen Wehrmauern, deren Zinnen und Türme noch so gut erhalten sind, als wären sie erst vor wenigen Monaten erbaut worden. Der Ort ist einer der wichtigsten Karawanenknotenpunkte Turkestans. Von hier führen die Wüstenstraßen sternförmig auseinander und verbinden den südlichsten Teil Turkestans mit Zentral- und Ostbuchara sowie Nordwest- und Nordostafghanistan mit Turkestan. Ihrer Bedeutung entsprechend, sind auch die Basare und Sarais von großem Ausmaß, die denen der Stadt Buchara fast gleichkommen. Geschäftiges Leben und Treiben herrscht in den schmalen Gassen der Stadt, die bisher scheinbar sowohl von der Lehre als auch von den Produktionshemmungen und Warenaustauscherschwerungen des Kommunismus unberührt geblieben ist. Rote Fahnen und Leninbilder gehören hier zu den Seltenheiten, und es scheint, als hätte sich die uralte Tradition Bucharas hieher zurückgezogen. Den ganzen Tag über kamen Karawanen aus allen Himmelsrichtungen, vornehmlich aber aus Afghanistan, reich mit Waren aller Art beladen, und der kurze Weg von Isslam nach dem etwas abseits gelegenen Burdalyk wimmelte von morgens bis abends von geschäftigen Menschen und Tieren. Nie war mir früher die Buntheit der Chalate, der düstere Eindruck der verschleierten Frauen und das lebhafte Basarleben so aufgefallen wie gerade hier. Es mag sein, daß dieser Eindruck durch die Beengtheit der Gassen und Basare hervorgerufen wurde, aber er war stark und unmittelbar.

Wieder machte ich mich in den Karawansaraien auf die Suche nach einer Karawane, die über den Vierbrunnenweg nach Jelatan an der Murghabbahn zu gehen beabsichtigte. Bei dem lebhaften Verkehr war das nicht schwer, und bald war ich mit dem Turkmenen, dem die Tiere gehörten, handelseinig. Vierhundert mit Holzkohlen beladene Kamele, die schon elf Tage von Bischkent

unterwegs waren, wollten in wenigen Tagen den zweiten Teil ihrer Reise, der sie bis nach Tachta-Basar führen sollte, antreten, und ihnen wollte ich mich anschließen. Zweihunderteinunddreißig Kilometer führt der Weg von Burdalyk nach Jelatan durch die südöstliche Kara-Kum, in der es weder eine Ansiedlung noch Pflanzen gibt. Einzig und allein die vier Brunnen: Kulatsch, Imyrsti, Daadjk und Daali ermöglichen die Durchquerung der Kieswüste. Hier besteht die Kara-Kum nicht mehr aus Sand, wie in ihrem Hauptteil, sondern aus grobem Kies und harten Salzflächen. Selbst die kümmerliche Vegetation, die im Sandgebiet der Wüste noch fortkommt, ist hier gänzlich verschwunden.

Wieder, und zwar zum letztenmal, übersetzte ich den Amu-Darja und nahm von seinen Fluten Abschied. Waren auch seit der letzten Durchfurtung nur vier Tage verflossen, so war dennoch das Wasser deutlich sichtbar gefallen, so daß wir bequem von einer Insel zur anderen waten konnten und fast trockenen Fußes das andere Ufer erreichten. In Tallyk wurden alle Wasserschläuche gefüllt, und dann nahm uns die Wüste auf. Trotz des Salzreichtums der Wüste lieferten die tiefen Brunnen wider Erwarten schmackhaftes Trinkwasser. Die letzten Salzseen mußten vor nicht allzu langer Zeit ausgetrocknet sein, da die schwerbepackten Kamele häufig die dünne, aus Salzkristallen bestehende Kruste durchbrachen und in den darunter befindlichen Schlamm einsanken. Gefürchtet sind die Stürme der Schwarzen Wüste, von denen wir aber diesmal gänzlich verschont blieben. Die heftigen und lang dauernden Stürme dürften auch die Ursache sein, daß hier der Wüstenboden vom Sand entblößt ist und nur aus Kies besteht, da sie offenbar im Laufe der Jahrhunderte den feinen Sand von hier nach Westen getragen und dort abgelagert haben. Immer kommt der Sturm aus Südosten, aus den Afghanischen Bergen, und braust nach Nordwesten in das Zentrum der Kara-Kum. Etwas so Ödes und Totes wie diese Kieswüste habe ich weder vorher noch nachher jemals gesehen. Nicht einmal der anspruchslose Kameldornbusch oder das Saksaul kommt hier fort, selbst bei den Brunnen gibt es weder Grashalme noch Sträucher. Dazu kommt noch, daß auch die Tiere diese Gegend meiden. Außer unseren

Abb. 97. Ein sogenannter heiliger Brunnen in der Nähe des „Best“ von Mesched.



Abb. 98. Mesched. Der Einzug der Fanatiker beim Moharremfest.



Abb. 99. Das Moharremfest. Mit Säbeln und Dolchen beginnen sich die Männer zu zerfleischen.

Abb. 100. Das Moharremfest. Einige Schwerverletzte werden entfernt. Bei den Männern im Vordergrund sieht man das Blut über die Kleider fließen.



Abb. 101. Das Moharremfest. Der Baldachin mit der „Leiche“ Alis wird auf den Platz getragen.

Abb. 102. Blick auf Mesched. Im Mittelpunkt der Stadtteil „Best“. Im Vordergrund ein typischer Karawansarai.

Abb. 103. Ein Heiligengrab an der Landstraße von Mesched nach Teheran.

Abb. 104. Der 5670 Meter hohe Demawend.

Abb. 105. Blick auf Teheran. Im Hintergrund das Elbursgebirge.



Abb. 106. Eines der schönsten Bauwerke Persiens: Die Kadscharen-Moschee in Teheran.

Abb. 107. Teheran. Die Türme der Eingangspforte zum Schamsol-Amare.



Abb. 108. Teheran. Der Thronsaal. Im Vordergrund der berühmte Pfauenthron.

Abb. 109. Der gewaltige Marmorthron im Schloß Gulistan.



Abb. 110. Gegensätze im modernen Teheran: Kamel und Flugzeug.

Kamelen und Eseln sah ich weder Vierfüßler noch Vögel oder Reptilien, an denen Turkestan doch wirklich nicht arm ist. Ebenso fehlten Käfer und Würmer. Sogar die Schmeißfliegen hatten in Tallyk unsere Tiere verlassen und waren am Amu zurückgeblieben, sehr zum Nutzen der Kamele und Esel, die unter diesen Blutsaugern ungemein zu leiden hatten.

Am fünften Tage nach dem Aufbruch von Burdalyk erreichten wir die Oase Jelatan am Murghab. Bis hieher war ich auf meiner Flucht im Jahre 1916 von Merw aus nachts zu Fuß gewandert. Die Karawane zog nunmehr den Murghab stromaufwärts, während ich auf einen Zug nach Merw wartete, der mich in wenigen Stunden dorthin brachte. Hiermit war ich am Ausgangspunkt meiner Bucharareise angelangt, die mich rund 9000 Kilometer durch Wüsten und Berge geführt hatte. Offen gestanden hatte ich auch reichlich genug, und mein Bedürfnis nach Abenteuern war zur Gänze gedeckt. Ich sehnte mich nach dem ruhigen Leben in Persien, nach meinen Einkaufsreisen, und träumte von einer baldigen Heimkehr nach Wien.

14. WIE KOMME ICH WIEDER HINAUS?

Die Einreise ins verbotene Land war mir nicht allzu schwer gefallen. Wie aber sollte ich den Weg wieder hinaus finden? Das einfachste war wohl, wieder über Kisil-Arwat zu Alim-Kul und seinem Stamm zu reisen, um auf dem gleichen Weg nach Persien zurückzukehren. Aber ohne Führer wagte ich den Weg zwischen Aidin und Kala-Kaja durch die wasserlose Chambagy-Kum nicht. Chores hatte mir oft genug erzählt, daß dort keine Karawanen ziehen und nur gute Kenner der Wüste die Gewähr haben, sie mit Sicherheit durchqueren zu können. Wie sollte ich ohne Kamel und Wasserschläuche die Reise wagen, vor der sich sogar die Söhne der Wüste, die Turkmenen, scheuen? Meine Geldmittel waren so zusammengeschmolzen, daß ich mir weder ein Tier noch die nötige Ausrüstung kaufen konnte. Dieser Weg war mir also abgeschnitten, zumal ich auch keine Möglichkeit hatte, Alim-Kul zu verständigen, daß er mich in Aidin abholen ließe. Es blieb also nur übrig, die Grenze in dem stark bewachten Gebiet zwischen Duschak und Aschabad zu übersetzen. Das Wie mußte sich durch die Untersuchung an Ort und Stelle ergeben. Ich löste mir eine Fahrkarte nach Duschak, von wo aus ein Karawanenweg über das Grenzgebirge nach Kelat und Derhend führt. Sollte es dort nicht möglich sein, über die Grenze zu kommen, so mußte ich den Versuch bei Lüftabad wagen, um Imamga zu erreichen, oder aber von Aschabad aus nach Schirwen zu kommen trachten. Welchen Weg ich auch wählte, auf jedem mußte ich größte Vorsicht walten lassen, um von den Grenztruppen nicht erwischt zu werden. Gefährlich war, daß, nach den überall in den Grenzbezirken angeschlagenen Dekreten, das Betreten des Gebietes von zehn Werst im Bereich der Grenze ausnahmslos verboten war und die Posten ohne Anruf schießen konnten.

In Duschak zog ich vorsichtig Erkundigungen ein und erfuhr, daß die Pässe des Gebirges besonders gut besetzt und überwacht seien, da sich derzeit der Hauptverkehr mit Nordostpersien hier abwickle. Ich fuhr also nach Nourek weiter und logierte mich in der einzigen Tschai-Chana des Ortes ein. Allmählich gewann ich das Vertrauen des Tschaichanschik, und nach einigen Fragen wagte ich es, ihm mitzuteilen, daß ich einen Führer brauche, der mich auf Schleichwegen nach Persien bringen könne. Außer Raub betrieben die Turkmenen seit vielen Jahren in den Grenzgebieten lebhaften Schmuggel. Die Kenntnis der verborgenen Pfade vererbte sich auf die Nachkommen, und eines Abends saß mir der achtzehnjährige Sprößling einer solchen Schmugglerdynastie gegenüber. Stundenlang dauerten die Verhandlungen, bis endlich der Preis festgesetzt war, um welchen es der hoffnungsvolle Jüngling übernahm, mich sicher über die Grenze zu bringen.

Außer sechzig Rubel in barem Gelde mußte ich ihm meine Uhr, meinen Rasierapparat und den Kompaß abtreten, ebenso mein Gewehr, das mir zwar von seinem Eigentümer, dem usbekischen Sowjet, nur leihweise überlassen worden war; doch machte ich mir deshalb keinerlei Gewissensbisse. Mitnehmen konnte ich es ja doch nicht, da es viel zu gefährlich war, im Grenzgebiet mit einer Schußwaffe erwischt zu werden. Die Gegenstände sollte der Führer beim Aufbruch erhalten, das Geld erst nach Überschreiten der Grenze. Meine Pistole und einige Patronen nähte ich in meinen dicken Wattemantel derart ein, daß die Waffe unter die Achselhöhle zu liegen kam. Ebenso wurde mein persischer Paß in den Schaft eines meiner Itschigi eingenäht. Alle anderen Papiere und Aufzeichnungen bis auf das echte Dokument Steinschneiders und meine Bescheinigung des Samarkander Sowjets wurden verbrannt.

Am Tage vor meinem beabsichtigten Aufbruch ritt mich der Teufel des Übermutes, und ich schrieb eine der in Merw gekauften Ansichtskarten an den russischen Konsul in Enseli, der mir seinerzeit die Einreise nach Turkestan verboten hatte. Dann gab ich Steinschneiders Dokument in einen Umschlag und warf beide Schriftstücke am Bahnhof in den Postwagen des durchfahrenden Zuges, da ich nicht gerne noch die vierhundert Kilometer nach Kisil-Arwat und

neu gestärkt, schärfer aus, um die erstarrten Glieder wieder zu erwärmen. Die Hochebene war in eine tiefe Schlucht übergegangen, in deren Sohle wir sanft bergab wanderten. Nach Angabe meines Führers hatten wir noch eine Steigung zu erklimmen, dann befanden wir uns in etwa 3000 Meter Höhe und hatten damit die höchste Stelle erreicht. Ich fühlte mich vollkommen sicher und rauchte mir eine Zigarette an, nachdem ich vorher den Turkmenen gefragt hatte, ob keinerlei Gefahr bestehe. Kaum brannte die Zigarette und ich warf eben das noch brennende Streichholz fort, als mich der neben mir stehende Führer zu Boden riß und im gleichen Moment hörte ich links von uns eine Stimme: „Kto tam? — Stoi!“ (Wer ist dort? — Halt!) Auch wenn mir mein Gefährte nicht den Mund zugehalten hätte, hätte ich doch keine Antwort geben können, so erschrocken und überrascht war ich durch den Anruf. Mit einem Satz sprang der Turkmene auf und verschwand in der Dunkelheit. Im gleichen Augenblick blitzte wenige Meter von mir entfernt ein Schuß auf und das Geschoß schlug knapp neben mir in den Stein, daß die Funken davonsprangen, dann knallten einige Schüsse hinter meinem fliehenden Führer her.

Ich blieb regungslos liegen, bis ich den Befehl des unsichtbaren Schützen hörte: „Stawaj!“ (Steh auf!). Gehorsam stand ich auf und hielt die Hände hoch. Mit schußbereitem Gewehr kam der Grenzsoldat näher.

„Kto tij?“ (Wer bist du?)

„Geologe des usbekischen Sowjets.“

„Hast du Dokumente?“

„Natürlich“ — sagte ich und wollte in die Tasche greifen.

„Halt! Lasse die Hände oben! Warum seid ihr davongelaufen?“

„Du siehst, daß ich nicht davongelaufen bin. Mein Freund flüchtete, weil er glaubte, daß du ein Räuber bist.“

„Von wo kommt ihr?“

„Von Merw.“

„Leg dich nieder. Halt, nicht so, auf den Bauch. Wenn du dich umdrehst, so schieße ich, merk dir das.“

Ich legte mich so, wie es der Mann wünschte, auf den Boden. Das Gewehr legte er hinter einem Stein nieder und zog seine

Pistole. Dann kniete er auf meinen Rücken und während er mir mit der einen Hand den Pistolenlauf auf den Hinterkopf preßte, versuchte er mit der anderen meine Taschen durchzuwühlen. Endlich hatte er das schmutzige Dokument des Samarkander Sowjets gefunden. Er drückte mir eine Schachtel Zündhölzer in die Hand, von denen ich eines nach dem anderen anzünden mußte, bis er das Papier entziffert hatte. Dann durfte ich aufstehen und die Hände herunternehmen.

„Es tut mir leid, Towarisch, aber ich muß dich zum ‚Granitschnij Post' (Grenzhaus) mitnehmen. Wir haben keine Verständigung erhalten, daß du dich im Grenzgebiet aufhalten darfst. Also komm und leiste keinen Widerstand, sonst müßte ich schießen!"

Ich stand auf und ging in der bezeichneten Richtung, während der Soldat hinter mir herging und mir immer zurief, wie ich gehen solle. Allmählich hatte ich den Schreck überwunden und zermarterte mir krampfhaft das Gehirn nach einem Ausweg. Nachdem wir etwa eine Stunde gewandert waren, hielten wir wieder auf der Hochfläche. Während wir aus Norden gekommen waren, führte mich mein Wächter nunmehr von hier aus in genau östlicher Richtung. Ich bat, eine Rast einschalten zu dürfen. Der Soldat hatte nichts dagegen, setzte sich einige Schritte von mir entfernt nieder, gab aber das Gewehr keinen Augenblick aus der Hand. Ich warf ihm einige Zigaretten zu, die er mit Dank annahm. Schweigend rauchten wir so eine halbe Stunde, dann brachen wir wieder auf.

Eine Viertelstunde später stieß ich einen Wehlaut aus und fiel zu Boden. Was geschehen sei, frug mein Wächter. Ich sei mit dem Fuß auf einem Stein ausgeglitten und müsse mir den Knöchel gebrochen haben, antwortete ich ihm. Außerdem mußte ich mir den Arm beim Sturz verletzt haben, da ich ihn nicht bewegen könne. Der Soldat setzte sich unweit von mir nieder und schien nachzudenken, was nun zu beginnen sei. Ein solcher Fall war offenbar im Reglement der Roten Armee nicht vorgesehen.

Ich stöhnte vor Schmerzen und verlangte Wasser zu trinken. Der Soldat kniete sich an meiner Seite nieder und hielt mir seine Feldflasche an den Mund. Ich trank langsam und in kleinen Schlucken. Meine rechte Hand hob sich unmerklich, bis ich den Griff seiner

neu gestärkt, schärfer aus, um die erstarrten Glieder wieder zu erwärmen. Die Hochebene war in eine tiefe Schlucht übergegangen, in deren Sohle wir sanft bergab wanderten. Nach Angabe meines Führers hatten wir noch eine Steigung zu erklimmen, dann befanden wir uns in etwa 3000 Meter Höhe und hatten damit die höchste Stelle erreicht. Ich fühlte mich vollkommen sicher und rauchte mir eine Zigarette an, nachdem ich vorher den Turkmenen gefragt hatte, ob keinerlei Gefahr bestehe. Kaum brannte die Zigarette und ich warf eben das noch brennende Streichholz fort, als mich der neben mir stehende Führer zu Boden riß und im gleichen Moment hörte ich links von uns eine Stimme: „Kto tam? — Stoi!“ (Wer ist dort? — Halt!) Auch wenn mir mein Gefährte nicht den Mund zugehalten hätte, hätte ich doch keine Antwort geben können, so erschrocken und überrascht war ich durch den Anruf. Mit einem Satz sprang der Turkmene auf und verschwand in der Dunkelheit. Im gleichen Augenblick blitzte wenige Meter von mir entfernt ein Schuß auf und das Geschoß schlug knapp neben mir in den Stein, daß die Funken davonsprangen, dann knallten einige Schüsse hinter meinem fliehenden Führer her.

Ich blieb regungslos liegen, bis ich den Befehl des unsichtbaren Schützen hörte: „Stawaj!“ (Steh auf!). Gehorsam stand ich auf und hielt die Hände hoch. Mit schußbereitem Gewehr kam der Grenzsoldat näher.

„Kto tij?“ (Wer bist du?)

„Geologe des usbekischen Sowjets.“

„Hast du Dokumente?“

„Natürlich“ — sagte ich und wollte in die Tasche greifen.

„Halt! Lasse die Hände oben! Warum seid ihr davongelaufen?“

„Du siehst, daß ich nicht davongelaufen bin. Mein Freund flüchtete, weil er glaubte, daß du ein Räuber bist.“

„Von wo kommt ihr?“

„Von Merw.“

„Leg dich nieder. Halt, nicht so, auf den Bauch. Wenn du dich umdrehst, so schieße ich, merk dir das.“

Ich legte mich so, wie es der Mann wünschte, auf den Boden. Das Gewehr legte er hinter einem Stein nieder und zog seine

Pistole. Dann kniete er auf meinen Rücken und während er mir mit der einen Hand den Pistolenlauf auf den Hinterkopf preßte, versuchte er mit der anderen meine Taschen durchzuwühlen. Endlich hatte er das schmutzige Dokument des Samarkander Sowjets gefunden. Er drückte mir eine Schachtel Zündhölzer in die Hand, von denen ich eines nach dem anderen anzünden mußte, bis er das Papier entziffert hatte. Dann durfte ich aufstehen und die Hände herunternehmen.

„Es tut mir leid, Towarisch, aber ich muß dich zum ‚Granitschnij Post' (Grenzhaus) mitnehmen. Wir haben keine Verständigung erhalten, daß du dich im Grenzgebiet aufhalten darfst. Also komm und leiste keinen Widerstand, sonst müßte ich schießen!"

Ich stand auf und ging in der bezeichneten Richtung, während der Soldat hinter mir herging und mir immer zurief, wie ich gehen solle. Allmählich hatte ich den Schreck überwunden und zermarterte mir krampfhaft das Gehirn nach einem Ausweg. Nachdem wir etwa eine Stunde gewandert waren, hielten wir wieder auf der Hochfläche. Während wir aus Norden gekommen waren, führte mich mein Wächter nunmehr von hier aus in genau östlicher Richtung. Ich bat, eine Rast einschalten zu dürfen. Der Soldat hatte nichts dagegen, setzte sich einige Schritte von mir entfernt nieder, gab aber das Gewehr keinen Augenblick aus der Hand. Ich warf ihm einige Zigaretten zu, die er mit Dank annahm. Schweigend rauchten wir so eine halbe Stunde, dann brachen wir wieder auf.

Eine Viertelstunde später stieß ich einen Wehlaut aus und fiel zu Boden. Was geschehen sei, frug mein Wächter. Ich sei mit dem Fuß auf einem Stein ausgeglitten und müsse mir den Knöchel gebrochen haben, antwortete ich ihm. Außerdem mußte ich mir den Arm beim Sturz verletzt haben, da ich ihn nicht bewegen könne. Der Soldat setzte sich unweit von mir nieder und schien nachzudenken, was nun zu beginnen sei. Ein solcher Fall war offenbar im Reglement der Roten Armee nicht vorgesehen.

Ich stöhnte vor Schmerzen und verlangte Wasser zu trinken. Der Soldat kniete sich an meiner Seite nieder und hielt mir seine Feldflasche an den Mund. Ich trank langsam und in kleinen Schlucken. Meine rechte Hand hob sich unmerklich, bis ich den Griff seiner

Pistole fühlte. Mit einem Ruck riß ich sie ihm aus dem Gürtel und mit einem gleichzeitigen „Ruki werch!" (Hände hoch!) hielt ich die Waffe gegen seine Brust. Augenblicklich flogen seine Hände hoch, so daß sich der Inhalt der Wasserflasche über mein Gesicht ergoß.

„So, mein Sohn, nun wirst d u dich hübsch auf den Bauch legen und die Hände auf dem Rücken verschränken."

Ohne ein Wort der Erwiderung kam er meinem Wunsche nach. Der Mann wußte, daß im Grenzgebiet nicht lange gefackelt, sondern sofort geschossen wurde. Außerdem war er durch meine Überrumpelung so verblüfft, daß er an Widerstand gar nicht dachte. Zunächst schnürte ich ihm mit meinem Hosenriemen die Hände auf dem Rücken zusammen, daß er sie nicht gebrauchen konnte. Dann wandte ich ihn um und half ihm, sich aufzusetzen. Als er saß, kam ihm auch die Sprache wieder: „Du hast dir den Fuß gar nicht gebrochen?"

„Nein, mein Sohn. Höre zu! Wenn du mich sicher über die Grenze bringst, geschieht dir nichts, und du kannst wieder wohlbehalten nach ‚Granitschnij Post' zurückkehren. Weigerst du dich aber oder komme ich dir darauf, daß du mich verraten willst, so schieße ich dich auf der Stelle nieder. Du kannst mir glauben, daß es mir bitter ernst mit dieser Drohung ist."

Nun begann ich den Mann zu durchsuchen, außer einigen Rubeln, einem Paket Machorka und einem Bogen Papier zum Drehen von „Sabatschj Noschki" (Hundefüßen), in denen der Machorka geraucht wird, hatte er nichts in den Taschen. Sein Brotsack enthielt etwas Suchari, eine Fleischkonserve und einige Gewehrpatronen. Die Sachen ließ ich ihm, nur den kaukasischen Kinschal (Dolch) zog ich ihm aus dem Gürtel, dann nahm ich sein Gewehr auf und lud ihm dafür meinen Tragsack und den halbvollen Wasserschlauch auf die Schultern, nun wanderten wir mit vertauschten Rollen Persien zu. Auf seine Bitte nahm ich ihm während des Marsches die Handfesseln ab. Als wir uns bei Morgengrauen in eine Höhle zurückzogen, um dort den Tag zu verbringen, fesselte ich ihm, um ruhig schlafen zu können, die Hände und Füße, dann fütterte ich ihn mit seiner Konserve, von der er mir kollegial die Hälfte anbot.

Bevor wir uns abends wieder auf den Weg machten, plauderten

wir gemütlich wie alte Freunde. Mein Gefangener erzählte mir, daß seit einigen Jahren alle jene Personen, die Rußland heimlich verlassen wollten, den Weg über Persien dem über die rumänisch-russische Grenze vorziehen, weil dort die Bewachung so gut organisiert ist, daß die Überschreitung des Dnjestr weder im Winter über die Eisdecke noch im Sommer mit Booten möglich ist. Fast täglich fanden am Dnjestr einige Flüchtlinge durch Kugeln aus Sowjetrußland den Tod, mitunter sogar schon auf dem rumänischen Ufer. Moskau gibt die Zahl der Flüchtlinge über den Dnjestr mit rund $1^1/_2$ Millionen an, während bisher über Persien etwa 200.000 Personen die Flucht geglückt ist. Nunmehr sind auch die persischen Grenzgebirge stark bewacht, um die Landflucht unmöglich zu machen, weshalb ohne Anruf geschossen werden soll.

Diesmal waren wir noch bei Tageslicht aufgebrochen. Denn der Soldat behauptete, daß wir die russischen Wachthäuser schon längst hinter uns hätten, da er mich bereits auf persischem Gebiet angetroffen habe. Als es finster wurde, hielten wir am Südabhang des zweiten Bergzuges an, um den Morgen abzuwarten. Wieder fesselte ich meinen Führer, dann richtete ich einen meterhohen Wall aus Steinen auf und kochte hinter dessen Schutz für uns beide Tee, den wir mit den letzten Suchari verzehrten. Als allerletzter Vorrat waren mir noch etwa zwei Pfund getrocknete Aprikosen geblieben. Nach dem bescheidenen Abendessen überzeugte ich mich, daß der Gefährte seine Fesseln unmöglich lösen konnte, dann wickelte ich mich in meinen Chalat und schlief bald ein.

Durch Stöße, die meine Schenkel trafen, wurde ich wach und sprang sofort auf, in der Meinung, mein Gefangener hätte sich befreit. Doch dieser hob nur lauschend den Kopf und flüsterte mir zu, er habe mich geweckt, weil er Schritte gehört habe. Nun horchte auch ich. Wirklich, nicht weit von uns mußten einige Menschen über das Geröll wandern, so deutlich hörte ich das Schlurfen der Schuhe und das Kollern der Steine. Ich schlich mich zu Wassili Andrejwitsch, hielt ihm den Mund ans Ohr und fragte, was er über die nächtlichen Wanderer denke. Der Russe flüsterte zurück, daß es entweder Schmuggler oder persische Gendarmen auf der Jagd nach solchen seien, auf alle Fälle müßten wir uns still verhalten. Noch

lange hörten wir in der stillen klaren Nacht die sich immer weiter entfernenden Geräusche. Bald nach ihrem Verstummen wurde es Tag, und wir machten uns auf den Weg talab. In einer kleinen Höhle versteckte ich das Gewehr des Soldaten und seine Pistole nebst den Patronen, damit er sie auf seinem Rückweg mitnehmen könne. Seine lange Abwesenheit mochte er seinen Vorgesetzten nach Belieben erklären. Dann zog ich meinen Chalat aus und unter den erstaunten Blicken des Wassili Andrejwitsch trennte ich die Stelle auf, wo ich meinen kleinen Browning versteckt hatte. Vorsichtshalber schob ich einen Patronenrahmen in die Kammer und steckte die Waffe griffbereit in die Tasche.

Gegen Mittag sahen wir tief unter uns eine ziemlich gut angelegte Straße, auf der einige bewaffnete Reiter dahintrabten. Nach Angabe des Russen waren es persische Gendarmen. Nun zog ich meine Itschigi aus und entnahm dem Stiefelrohr meinen persischen Paß, während ich das Dokument des Samarkander Sowjets in kleine Stücke zerriß und verstreute, damit es die persischen Behörden nicht bei mir finden und mich als Bolschewiken verdächtigen könnten. Dann gab ich Wassili Andrejwitsch seine Freiheit wieder, der versicherte, nun, da er mich näher kennengelernt habe, hätte es ihm leid getan, wenn er mich ins Grenzhaus gebracht hätte. Als Dank für seine Führerdienste und als Ersatz für den abgenommenen Kinschal gab ich ihm die Hälfte meiner Barschaft, nämlich dreißig Rubel, wofür er sich herzlich und überschwenglich bedankte. Ich entschuldigte mich ebenso herzlich, daß ich gezwungen war, Gewalt anzuwenden, worauf wir als die besten Freunde schieden.

Nach oftmaligem Händeschütteln und „Do swidanija, Towarisch" (Auf Wiedersehen) stieg ich durch das Geröll in das Tal hinunter und marschierte dann auf der Straße weiter, um Marisch zu erreichen. Nachmittags hatte ich den dritten Bergzug erstiegen und erreichte auf gut angelegtem Weg das blühende, fruchtbare Tal, welches das vierte Massiv von diesem trennt. Bald kam ich in ein kleines, von hohen Mauern umgebenes, aber ungemein sauberes Dorf (Abb. 96). Ich ging zum Dorfältesten und stellte mich als Teppicheinkäufer vor. Der Mann lachte mich aus, daß

ich so dumm sei, hier im Kopet-Dagh Teppiche kaufen zu wollen. Was ich beabsichtigt hatte, erreichte ich aber doch, das Oberhaupt lud mich ein, die Nacht bei ihm als sein Gast zu verbringen. Am anderen Morgen stellte er mir ein Pferd zur Verfügung, und außerdem ritt ein Gendarm bis zur nächsten Ortschaft mit, von wo aus er das Pferd wieder zurückbringen mußte. Aus diesem Vorfall klug geworden, traf ich in allen Dörfern ein solches Arrangement, das mich nichts kostete, mir das Vorwärtskommen aber sehr erleichterte. Auf diese Art überschritt ich auch noch den fünften und letzten Bergzug, an dessen Fuß das Dorf Kutschan liegt. Hier beginnt bereits wieder das Gebiet der schlanken Silberpappeln und reichen Reisfelder. Eigentümlich ist die Art der Bewässerung an den letzten zwei Südabhängen des Kopet-Dagh. In den Bergen werden die Quellen zusammengefaßt und in sogenannten „Kerisen" (unterirdischen Kanälen) bis in die Felder geleitet, wo das Wasser erst zutage tritt. Das geschieht deshalb, weil durch die große Hitze das Wasser auf seinem Weg ins Tal verdunsten würde.

Über Imam-Kule und Schirnaran — beide Ortschaften sind mit festungsartigen Mauern umgeben — erreichte ich Mesched, die heilige Stadt der Schiiten. Zunächst suchte ich Kanadis Onkel auf, der hier wohnte und für seinen Neffen in Ostpersien als Einkäufer tätig war, und borgte mir hundert Toman aus. Der gute Hussein Zade wurde fast vom Schlag gerührt, als er mich erkannte. Lachend schilderte ich ihm in großen Zügen meine Abenteuer und erfuhr, daß mich Kanadi längst nicht mehr zu den Lebenden zählte und meine Ersparnisse bereits an meine Angehörigen nach Wien geschickt hatte. Ich ersuchte Hussein Zade, Kanadi nichts von meinem Wiederauftauchen zu berichten, da ich ihn in Täbris überraschen wolle.

In dem einzigen europäischen Geschäft des Engländers Tinks kaufte ich mir einen passenden Anzug, dazu Hemden und Kragen, dann suchte ich ein „Hammam" (Bad) auf und unterzog mich einer gründlichen Reinigung. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich mich gleich in den ersten Tagen in meinen neuen Kleidern wohlfühlte. Namentlich der Kragen des Hemdes

war mir derart ungewohnt, daß ich ihn immer wieder abnehmen mußte und mich erst allmählich an dieses Attribut der Zivilisation gewöhnen konnte.

Die Bäder in den persischen Provinzstädten befinden sich im Gegensatz zu den turkestanischen meist über der Erde und nicht unter ihr. Ein selbständiges Waschen des Badegastes, wie bei uns, gibt es nicht. Ob man will oder nicht, man muß sich den Dienern überantworten, die einfach von dem Besucher Besitz ergreifen und ihn in Behandlung nehmen.

Zunächst wurde ich nach dem Auskleiden mit einigen Kübeln eiskalten Wassers übergossen, denen sofort einige Kübel mit heißem Wasser folgten, dann kam wieder kaltes und so fort. Als ich prustend und fluchend vor einer neuerlichen kalten Dusche in eine Ecke des Raumes geflüchtet war, wurde ich ergriffen, gewaltsam in die Mitte des Baderaumes geschleppt, wo ein halbes Dutzend Eier über meinem Kopf zerschlagen wurden, so daß deren Inhalt über meinen Körper floß. Sechs Hände begannen nun Eiklar und Dotter auf meinem Körper zu verreiben, was mit einer derartigen Kraftanstrengung vor sich ging, daß ich nach dieser Prozedur halbtot zu Boden sank und ermattet liegenblieb. Doch einige eiskalte Duschen brachten mich schnell wieder auf die Beine. Wäre ich nicht zu müde und schwach gewesen, so hätte es in diesem Moment Ohrfeigen gesetzt, welche die wackeren Badediener, die nur ihre Pflicht erfüllten, sicher stark gekränkt hätten. So ließ ich aber alles Folgende willenlos über mich ergehen. Sie wälzten mich auf den Bauch und begannen meinen Rücken mit Ballen aus Kamelwolle zu frottieren, dann kam die Kehrseite an die Reihe und bald sah ich aus wie ein gekochter Krebs. Als weitere Folge wurden mir die Gelenke geknetet und verrenkt, daß sie krachten, als ob sie aus den Fugen gehen würden, dann wurde der ganze Körper von den Handrücken meiner Quälgeister so zerhackt und geschlagen, daß ich mir vorkam wie ein faschiertes Beefsteak, und zum Abschluß folgte wieder eine kalte Dusche. Als lebender Leichnam wurde ich in einen Vorraum getragen und mit Tee traktiert. Märchenerzähler, wie in den turkestanischen Bädern, sind hier unbekannt, offenbar weil der so behandelte Gast ohnedies alle

Engel singen hört. Nach fast zweistündigem Schlaf erwachte ich und fühlte mich wie neugeboren.

Bei Kanadis Onkel hatte ich Quartier bezogen und befand mich sehr wohl dort, was insofern vorteilhaft war, daß es nichts kostete. Einige Tage beabsichtigte ich in Mesched zu bleiben, um mich von den Strapazen zu erholen, dann wollte ich in Eilmärschen nach Täbris und von dort in die Heimat. Ich wehrte mich nun nicht mehr gegen das Heimweh, und oft weilte ich schon in Gedanken in irgendeinem Wiener Kaffeehaus bei Mokka und Zeitungen.

Tagsüber durchstreifte ich Mesched (Abb. 102), besuchte die Grabbauten Alis, Imam Risas und Harun al Raschids, deren Betreten allerdings den Ungläubigen verboten ist, in geradem Gegensatz zu Turkestan, wo sich die Gläubigen nicht darüber aufregen, einen Europäer in ihren Moscheen zu sehen. Ich sah wieder die prachtvolle Moschee Guwer-Schah mit ihrer wasserblauen Mosaikkuppel und den vielen Goldfayencen, und das schönste Gebäude Persiens, die von Schah Abbas 1602 erbaute Moschee beim Nordwesttor, den Stolz Mescheds, nebst „Best", dem heiligen Stadtteil. Dieser heilige, nur den Mullahs und Muftis vorbehaltene Teil der Stadt, der von den mohammedanischen Einwohnern und Pilgern nur an besonderen Festtagen betreten werden darf, ist nach allen Richtungen mit Ketten abgesperrt. Selbst die große Basarstraße, die „Chiaban", die den „Best" durchschneidet, kann in ihrer Fortsetzung nur erreicht werden, indem man rund um den „Best" einen großen Umweg macht. Natürlich müssen auch Wagen rundherum fahren, da das Überschreiten der Ketten strenge verboten ist (Abb. 97).

Hussein Zade teilte mir eines Tages mit, daß es für mich gut sei, abzureisen, da in einigen Tagen das Moharremfest beginne, und die meisten ansässigen Europäer über die ersten zehn Tage die Stadt verließen, um nicht in Reibereien verwickelt zu werden, die weder den persischen Behörden noch den ausländischen Vertretern erwünscht wären. War doch vor einem Jahr (12. Juni 1924) der amerikanische Konsul Major Robert Imbrie auf offener Straße gesteinigt und buchstäblich in Stücke gerissen worden, als ihn die fanatischen Schiiten beim Photographieren des Moharrem-

zuges erwischten. Einerseits bot mir das Fest nichts Neues mehr, da ich es bereits 1916 in Meschhed aus nächster Nähe beobachtet hatte, anderseits hatte ich mich reichlich erholt, und mein Heimweh drängte zur Abreise, weshalb ich wirklich nichts dagegen hatte, noch vor dem Moharrem die Stadt zu verlassen.

Es sollte aber doch nicht sein. Ich hatte bereits alles vorbereitet und für den seit dem Vorjahre verkehrenden Autobus nach Teheran einen Platz belegt. Am Tage, ehe der wöchentlich verkehrende Wagen abging, warf mich ein heftiger Fieberanfall aufs Bett und machte die Abreise unmöglich. Nach sechs Tagen war ich wohl so weit, aufstehen zu können, doch war an ein Wegfahren während des Festes nicht mehr zu denken, so daß ich wohl oder übel den zehnten Moharremtag abwarten mußte.

Das Moharremfest ist der Trauer um den Tod Husseins geweiht und wird in allen Orten, wo Schiiten wohnen, feierlich begangen. Der zehnte Tag ist der ereignisreichste und eindrucksvollste des ganzen Festes. Ausführlich habe ich diese Trauerfeier in meinem bereits erwähnten Buch „Pascholl Plenny" geschildert. Was ich diesmal zu sehen bekam, war eine genaue Wiederholung der Szenen aus dem Jahre 1916.

Nach dem üblichen Umzug (Abb. 98) und dem Scheinkampf, wobei es diesmal etwas ruhiger zuging, erschienen etwa zweihundert Männer mit glattrasierten Köpfen auf dem Platz, mit weißen Hosen und langen weißen Hemden bekleidet. In den Händen hielten sie kurze scharfgeschliffene Säbel. Bei ihrem Auftreten wurde die riesige Menschenmenge rasend und begann ununterbrochen „Hussein" zu rufen. Die Männer nahmen so Aufstellung, daß sich jeweils zwei von ihnen das Gesicht zukehrten und begannen im Takt einer aufpeitschenden Musik mit den bloßen Füßen den Boden zu stampfen, so daß sie bald eine dichte Staubwolke einhüllte. Plötzlich fingen sie an, sich mit den Säbeln am Kopf und an den Armen Wunden zu schlagen, so daß die weißen Kleider bald mit Blut bedeckt waren. Unter grotesken Sprüngen und lauten „O Hussein! o Hassan!"-Rufen umschritten sie den Platz. Da einer dem anderen ins Gesicht und dessen Wunden sehen konnte, entflammte sich der eine am Blute des

anderen, und bald ging das Schreien in ein stöhnendes Röcheln über, am Boden bildeten sich Blutpfützen, deren süßlicher Geruch, verbunden mit der großen Hitze, mir derartige Übelkeiten verursachte, daß ich erbrechen mußte. Zum Glück war ich auf dem Dache des Sarais, das einem Engländer gehörte, so gut geschützt, daß ich von der fanatischen Menge nicht gesehen werden konnte.

Zahlreiche blutende Männer waren ohnmächtig zu Boden gestürzt, und die vorbeispringenden Fanatiker schlugen noch mit ihren Säbeln auf sie ein, bis sich endlich einige Polizisten durch die heulende Menge drängten, die Bewußtlosen aufhoben und wegführten (Abb. 99, 100). Ein anderer Trupp von Polizisten unternahm das Wagnis, die am meisten blutenden und dem Zusammenbrechen nahen Männer abzudrängen, um sie vor gänzlicher Selbstzerfleischung zu bewahren.

Dieser religiöse Fanatismus erscheint uns verabscheuungswürdig, den Schiiten ist er aber das Vollkommenste an Heiligkeit und Gegenstand höchster Bewunderung. Die Männer, die sich derart zerfleischen, haben das Anrecht erworben, soviel Sünden sie auch in ihrem ferneren Leben begehen mögen, direkt nach ihrem Tode in das Paradies einzuziehen. Sogar den Zusehern sind alle Sünden wider den Koran verziehen.

Nachdem die Selbstzerfleischer abgeführt worden waren, nahte ein neuer Trupp Männer mit entblößtem Oberkörper. Auch diese begannen „Hussein!“ zu rufen und sich mit geballten Fäusten immer wieder auf die Brust zu schlagen, daß es dröhnte. Bald waren die Oberkörper der Männer rot unterlaufen und angeschwollen, dann begannen sie einen zusammenhanglosen Tanz, wobei sie immer den Kopf mit einem Ruck nach vorne stießen, bis ihnen der Schaum vor dem Munde stand und einer nach dem anderen zusammenbrach, wobei sie sich in dem von dem Blute ihrer Vorgänger durchtränkten Staub wälzten. Hernach wurde ein großer Baldachin (Abb. 101), den Totenschrein Alis darstellend, über den Platz getragen, und die Feier war zu Ende. Nicht aber für mich, da ich den Blutgeruch und den Anblick der Wunden tagelang nicht loswerden konnte — und ich habe, bei Gott, keine schwachen Nerven.

15. AUF NORDPERSISCHEN KARAWANENSTRASSEN.

So stand denn meiner Abreise nichts mehr im Wege. Über Nischapur, Sengi, Safranlu, Sebschawar, Meer, Mesinan (wo mir seinerzeit die durchmarschierenden englischen Truppen solche Angst eingejagt hatten), Abbassabad, Maiandescht und Maiamai erreichte der ratternde Kasten (General Motors Produktion) die Stadt Schahrud, wo ich auf einen Anschluß warten mußte. Ebenso gleichmäßig und eintönig wie die persischen Städte und Ortschaften, die ich auf diesem Wege durchfahren habe, waren auch die Aufenthalte in den Sarais jener Orte, wo wir übernachteten. Mittags wurde entweder in einer Teebude oder irgendwo in der Steppe oder im Gebirge gleich neben der Straße ein Feuer angemacht und das primitive Essen zubereitet. Glücklich und froh fühlte ich mich, wenn die Nordwinde aus den Bergen des Djagatai, der die 600 Kilometer lange Straße zur rechten Hand von Nischapur nach Schahrud begleitet, ein wenig Erfrischung brachten. Wenn aber aus dem Süden, aus der großen Kevir (Salzwüste) die Winde kamen, die immer und ewig Sand und Salzstaub mit sich führen, so fluchte ich wie ein Landsknecht und sehnte das Ende der Fahrt herbei. Kamen wir abends in einen Sarai, so wusch ich mir zunächst die dicke Kruste aus Sand und Schweiß vom Körper, trank einige Schalen Tee und schlief bald darauf todmüde ein, so daß mich immer erst am Morgen die Bisse der Läuse und das Herumkrabbeln der Skorpione und Spinnen weckten. Wo es anging, schlief ich deshalb lieber im Freien.

Von Schahrud ging die Fahrt nun über Demula, Damgan, Dauletabad und Gusche nach Semnan, wo meine Mitreisenden und ich infolge einer Panne, die der Wagen kurz vor dem Ort erlitten hatte, drei Tage aufgehalten wurden, bis die gebrochene Achse aus Teheran beschafft und ausgewechselt war. Semnan ist einer der

Abb. 111. Wachtturm in den Bergen an der Straße nach Täbris.

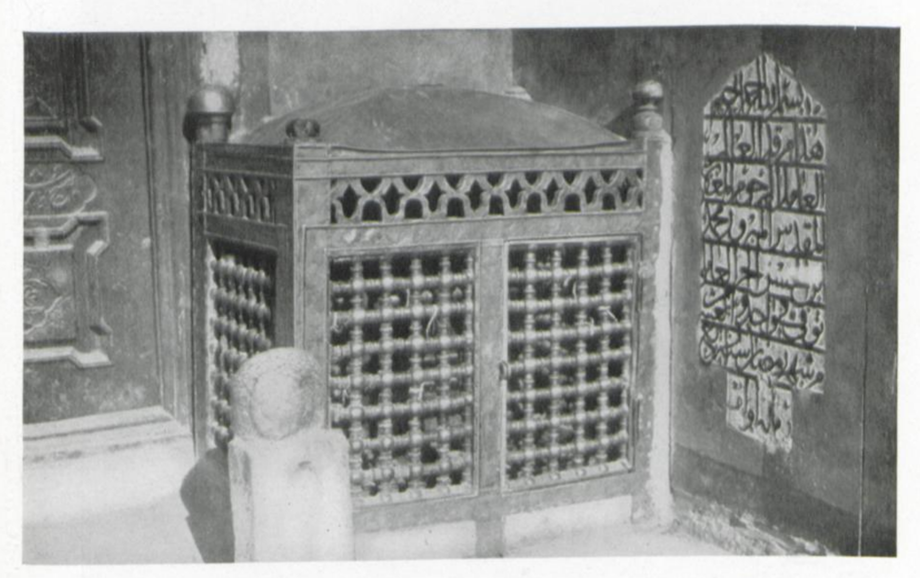


Abb. 112. Heiligenschrein in der berühmten blauen Moschee zu Täbris.

Abb. 113. Befestigtes Bergdorf in Nordwestpersien.



Abb. 114. „Lawasch“, das Brot der Kurden, wird in der Sonne getrocknet.



Abb. 115. Kurdische Schönheit.

Gegenstände aus der Sammlung des Verfassers.



Abb. 116. Turkmenischer Tungan (Wasserkanne zum Händewaschen), aus einem Stück Messingblech getrieben.



Abb. 117. Bucharische Wasserpfeife (Tschilim). Der Kessel wird mit Wasser gefüllt, das senkrechte Rohr reicht bis zum Boden.

Abb. 118. Kirgisischer Sattel (Pamirgebiet), aus einem Stück Holz geschnitzt, mit geschlagenem Leder und Kamelknochen verziert.

größten Karawanenknotenpunkte Persiens, da hier der einzige Karawanenweg, der durch die westliche Kevir führt, seinen Ausgang nimmt.

Um ein Haar hätte ich hier eine neue Reise begonnen.

Der Teufel, Herr über alle Abenteuer und Gefahren, stritt mit seinem Gegner, der Sehnsucht nach der Heimat, erbittert um den Sieg.

„Schau", meinte er, „die Kevir wirst du im Leben nie wieder sehen, ergreife die Gelegenheit. Was bedeuten schließlich einige Wochen mehr oder weniger?"

„Nein", sagte das Heimweh, „du wirst nicht in die Kevir gehen. Seit Jahren beherrscht dich der Teufel des Abenteuers, und von seinem Trieb besessen, bist du über Berge und Wüsten gezogen, nun ist es Zeit zur Umkehr."

„Papperlapapp!" stichelte der Teufel. „Wie viele Europäer sind denn schon durch die Salzwüste gezogen? Willst du nicht einer der Wenigen sein, die sie glücklich durchquert haben?"

„Höre nicht auf ihn", flötete die Sehnsucht nach der Heimat. „Tausende sind schon in der Kevir umgekommen. Willst du einer dieser Vielen sein? Und denk doch an Österreichs Wälder und Berge, ist es dort nicht schöner als in der sonneverfluchten und salzigen Wüste?"

Da ich gerade in diesem Augenblick starken Durst verspürte und meine ganze Barschaft für einen Schluck kühlen Bergquellwassers gegeben hätte, verlor der Teufel den Kampf, und ich begnügte mich nach der Abfahrt gegen Teheran mit einem Blick über den Nordrand der Kevir, als der Autobus die steile Straße nach Firuskuh hinaufkeuchte und sich die ungeheure Salzsenke tief unter mir ausbreitete. Gleich darauf fuhr der Wagen in eine Schlucht ein, und die Wüste verschwand aus meinem Blickfeld. Lebe wohl, Kevir, es sollte nicht sein. Wer weiß, wozu es gut war.

Nach Verlassen der Schlucht gab die Straße den Blick nach Norden auf ein uraltes, festungsartiges Heiligengrab frei (Abb. 103). Dann kam der höchste Berg Persiens, der Demawend, im Weiß seiner ewigen Eis- und Schneefelder (Abb. 104) in Sicht.

5670 Meter hoch reckt er seinen stumpfen Kraterkegel gegen den Himmel, mit dem er zu verschmelzen scheint. Gleich darauf passierten wir die Stadt Demawend, und bis Teheran lugte der Berg immer wieder aus Schluchten und Tälern hervor, bis er am späten Nachmittag seine Nebelhaube aufsetzte und sich so meinen Blicken entzog.

Teheran, wie hast du dich verändert, seit ich dich das letztemal sah! (Abb. 105). Gewaltige Umwälzungen hatten sich in Persien vollzogen. Der Großwesir und Diktator trotz Parlament hatte am 12. Dezember 1924 den letzten Kadscharen vom Thron gejagt und damit der seit 131 Jahren regierenden Dynastie ein Ende bereitet. Er selbst hat sich unter dem Titel Schah Resa Pachlewi vom Parlament die erbliche Königswürde verleihen lassen und nennt sich gleich seinen wenig ruhmvollen Vorgängern Schah-i-Schah, König der Könige. Kaum dreiviertel Jahre seit seiner Thronbesteigung und etwa vier Jahre seit seinem Marsch auf Teheran waren vergangen, aber die Kraft seiner Persönlichkeit, sein ehrliches Wollen und die für einen Perser fast unfaßbare Energie hatten in dieser kurzen Spanne Zeit wahre Wunder geschaffen. Mit unerbittlicher Strenge rückte er dem Räuberunwesen, dem unhygienischen Schmutz in den Städten, der Korruption des Beamtentums und der Sucht, alles Fremde nachzuahmen, zu Leibe. Dem neuen Schah ist die Sicherheit der großen Karawanenstraßen ebenso zu verdanken wie die Existenz der auf diesen verkehrenden Autobusse. Den Räuberbanden der Schachsewennen und Kurden drohte die Vernichtung, korrupte Beamte — und das waren nicht wenige — wurden unter Anklage gestellt, massenhaft ihrer Posten enthoben und hingerichtet, was dem Schah das unbedingte Vertrauen der anfangs zurückhaltenden Bevölkerung eintrug.

Resa Schah Pachlewi hat in den letzten zehn Jahren auch die Wehrmacht auf eine Stufe gebracht, die imstande ist, den ehemals gefahrlosen Spaziergang zur Eroberung des Landes zu einer Katastrophe für den Angreifer zu gestalten. Durch ein vorzüglich ausgebildetes Heer, verbunden mit der zum Großteil bereits fertiggestellten Eisenbahn vom Kaspischen Meer zum Golf und dem

ausgezeichneten Straßennetz ist das Persien von 1936 für solche Eventualitäten vorzüglich gerüstet und auch nicht geneigt, sich kampflos zwischen Russen und Engländern aufteilen zu lassen.

Die alte Rivalität Englands und Rußlands, die durch den Kampf um die persischen Ölquellen noch verschärft wurde, hätte früher oder später zu einer Aufteilung Persiens führen müssen.

Im Weltkriege stand diese Gefahr unmittelbar bevor. Doch im Augenblicke der höchsten Not für das Land entstand ein Faktor, der in der weiteren Folge die Freiheit Persiens sichern sollte. Reichsdeutsche, österreichische und ungarische Soldaten, die aus den turkestanischen Kriegsgefangenenlagern geflüchtet waren, und von denen etwa dreihundert Teheran erreicht hatten, bildeten unter der Führung des deutschen Militärattachés Grafen Kanitz und des Konsuls Schünemann eine Kerntruppe, der sich alle in Persien lebenden Deutschen, Österreicher, Ungarn und Türken anschlossen. Viele schwedische Offiziere stießen mit ihren persischen Gendarmen zu der kleinen Armee. Als diese in Westpersien einige Siege über die Engländer und Russen errungen hatte, strömten ihr auch zahlreiche Abenteurer und persische Patrioten zu. Der Mannschaftsstand und die Erfolge erreichten ihren Höhepunkt nach der Ausrufung des Heiligen Krieges durch Kanitz. Wenn diese Truppe auch durch Krankheiten und Kriegsopfer stark mitgenommen und schließlich durch die Unfähigkeit der persischen Regierung gezwungen wurde, über Bagdad in die Türkei abzuziehen, hatte sie dennoch die Fabel von der Allmacht Rußlands und Englands in Persien zerstört. Allenthalben bildeten sich freiwillige Kampftrupps, die in Guerillakämpfen den Okkupationsarmeen starke Verluste zufügten, was die beiden Regierungen bewog, den Plan der Aufteilung Persiens aufzugeben.

Nach dem Ende des Weltkrieges setzten die diplomatischen Kämpfe um Persien ein. Den Sowjets war es höchst unbequem, ein immerfort aufständisches Gebiet mit großen Kräften besetzt halten zu müssen, zumal sie doch in Turkestan selbst einen Aufstand nach dem anderen niederschlagen mußten, also sich sozusagen ständig zwischen zwei Feuern befanden. Sie machten deshalb eine vornehme Geste, zogen ihre Besatzungstruppen zurück

und schenkten den Persern die gebauten Straßen und die 85 Kilometer lange Bahnlinie von Dschulfa nach Täbris.

Allerdings verstanden die Russen später wieder, besonders als Resa Schah gute Beziehungen zu den Sowjets unterhielt und Persien als einer der ersten Staaten Sowjetrußland anerkannte, ihren Einfluß geltend zu machen. Die Gefahr der Bolschewisierung Persiens war groß. Doch der neue Schah bewies in mehrjährigen blutigen Kämpfen gegen aufständische Provinzen, daß sein Ziel nicht der Kommunismus, sondern die Einigung Persiens war. Als sein letzter Gegner Kutschuk-Chan als Flüchtling in den Wäldern ein tragisches Ende gefunden hatte, war Resa Schah der unbestrittene und unabhängige Herrscher über ganz Persien.

Kutschuk-Chans Adjutanten Rußmann traf ich in einem Basar Teherans als — Schneider. Rußmann war als österreichischer Dragonerwachtmeister in russische Kriegsgefangenschaft gefallen, kam in das Lager von Aschabad und flüchtete nach Buchara, wo er es bis zum Kavalleriegeneral brachte. Es wird erzählt, daß er allwöchentlich degradiert und ebensooft wieder in seinen Rang eingesetzt wurde. Rußmann soll sich am Wochenende (der Donnerstag ist der mohammedanische Samstag) immer derart betrunken haben, daß ihn der Emir jeweils am Freitag seines Ranges verlustig erklärte, um ihn am Montag wieder in Rang und Würden einzusetzen, da niemand vorhanden war, der die Abteilungen hätte kommandieren können, weil Rußmann in Unkenntnis der persischen Sprache (der bucharischen Armeesprache) bei den aus frischen Rekruten gebildeten Reitertruppen die Kommandos in deutscher Sprache eingeführt hatte, die dort niemand außer ihm verstand. Von Buchara aus ging er nach Persien, trat in die Banden Kutschuk-Chans ein und kam als dessen Bevollmächtigter nach Baku. Die Sowjets stellten ihm ein Schiff mit Geschützen, Gewehren und Munition zur Verfügung, das Rußmann nach Enseli steuerte und an Kutschuk-Chan übergab, der damit den Kampf gegen Resa Pachlewi eröffnete. Als Kutschuks Armee geschlagen war, wurde auch Rußmann seiner Abenteuer müde, besann sich darauf, daß er einst in Linz das Schneiderhandwerk erlernt hatte, und näht nun für die Teheraner Kavaliere europäische Kleider.

Durch Zufall erfuhr ich von seiner Existenz in der Stadt, nachdem ich schon vor Jahren viele Legenden über ihn gehört hatte. Der ehemalige Reitergeneral, kommunistische Panzerschiffskommandant und nunmehrige Kleiderkünstler empfing mich mit wehmütigem Lächeln, als ich ihn deutsch ansprach. Er hockte am Boden seiner kleinen Werkstätte, nach Art der Eingeborenen, und drehte eifrig an dem Handrad seiner Nähmaschine. „Nun, was ist's, Herr Rußmann, wollen Sie nicht nach Österreich zurück?"

Nein! Herr Rußmann wollte nicht. Er hatte die deutsche Sprache schon fast verlernt. In seinem ganzen Gehaben und Benehmen sah ich, daß er schon mehr Asiate als Westeuropäer war. Die zehn Jahre Abenteuer inmitten der Bucharen und Perser hatten ihn völlig umgewandelt. Er war schon vor Jahren zum mohammedanischen Glauben übergetreten und hatte eine Afghanin zur Frau. Lange mußte ich ihm zureden, bis er sich bequemte, mir einiges aus seiner Abenteurerlaufbahn zu erzählen. Als aber die Schleußen einmal geöffnet waren, konnte ich mich — der ich doch selbst schon so manches erlebt habe — vor Staunen nicht fassen. Rußmanns Erlebnisse könnten eine ganze Bibliothek füllen. Ich glaubte allerdings nur den zehnten Teil davon, bis ich von persischen Offizieren, mit denen ich mich über Rußmann unterhielt, eines Besseren belehrt wurde. Es gibt wohl keinen Europäer, der Buchara und Persien so gründlich kennengelernt hat wie der kleine Schneider in Muremda Chan 71 zu Teheran.

Der neue Schah, der zur Zeit meines Aufenthaltes in Teheran 58 Jahre alt war, hatte auch bereits die ersten Ansätze zur baulichen Ausgestaltung seiner Hauptstadt in die Tat umgesetzt und auch einen Flugplatz geschaffen (Abb. 110).

Nach dem überwältigenden Eindruck, den das monumentale Schimraner Tor mit seinen Fresken und Fayencen und das Kaswiner Tor mit seinen leuchtenden Mosaiken und seinen vier Türmchen sowie die Kadscharen-Moschee (Abb. 106) bei dem Beschauer hervorruft, sind die Erwartungen aufs höchste gespannt, wenn man den weltberühmten Palast der persischen Könige, den „Schamsol-Amare" (Abb. 107), besichtigt. Hoch ragt das etwa fünf Stockwerke hohe Gebäude über die Dächer Teherans hinaus, und hinter

den mit blaugrünen Fayencen bekleideten Doppeltürmen der Eingangspforte erwartet man, alle Wunder des Orients zu sehen. Die Enttäuschung läßt aber nicht lange auf sich warten. Zuerst will man doch unbedingt das Schönste vom Schönen, den berühmten Pfauenthron (Abb. 108) und den gewaltigen Marmorthron (Abbildung 109), sehen. Der Pfauenthron, der nur aus Gold und Edelsteinen bestand und von Nadir Schah einst aus Delhi entführt wurde, ist längst seiner kostbaren Steine beraubt, die durch Glasimitationen ersetzt sind. Die echten Steine hatten die letzten Kadscharen zum Teil nach Moskau und Paris verkauft, zum anderen Teil zur Deckung von Anleihen in London verwendet. Selbst der kleinste Diamantsplitter in der verborgensten Ritze ist ganz gewöhnliches Fensterglas. Die wirklich unschätzbaren Werte sind in alle Winde zerstreut, nur das Gold scheint noch echt zu sein. Nicht viel anders ist es mit dem Marmorthron. In einer Loggia ohne Vorderwand steht das große Ungetüm etwa vier Meter über dem Fußboden. Will man es in der Nähe betrachten, muß man ein großes Bassin umgehen, in dem Springbrunnen plätschern und einige Stufen an gewundenen Säulen vorbei hinaufsteigen. Auf einer von Marmorfiguren getragenen Platte steht der eigentliche Thron in einer großen Nische, die mit scheußlichen, blind gewordenen Spiegeln ausgelegt ist. Ebenso ist die Spiegeldecke des ganzen Saales schon reichlich mitgenommen. Im „Zentrum des Universums“, wie die Kadscharen Teheran nannten, könnte man mit Berechtigung etwas mehr wirkliche orientalische Kunst erwarten, der man in Ispahan zum Beispiel auf Schritt und Tritt begegnet. Nicht viel anders sehen die weiteren Räume des Palastes aus, die nun allerdings auf besonderen Befehl des neuen Schah gründlich verändert werden sollen.

Der Bildersaal, der Porträts zahlreicher europäischer Herrscher, darunter die von Nikolaus II., Franz Joseph I., Kaiser Wilhelm II. usw., enthält, wirkt in seiner Stillosigkeit wie ein Ramschbasar. Die zu den Staatsräumen führende Stiege sieht aus wie ein Trödlerladen am Wiener Tandelmarkt. Vergoldete Gipsfiguren, silberne und rote Glaskugeln, wie sie in den Kleinstädten die Vorgärten verunzieren, stehen auf dem breiten Geländer, da-

stellung davon, welch ungeheurer Mut dazu gehört, all diese Einrichtungen einem rückständigen Volk aufzunötigen. Hand in Hand mit der Bekämpfung persischer Indolenz geht der Aufbau der Schulen. In Städten von mehr als 20.000 Einwohnern, von denen bisher die wenigsten eine Lehranstalt besaßen, ist der Unterricht als obligatorisch durch ein Schulgesetz des neuen Schah eingeführt worden. Mittlere und höhere Lehranstalten, an denen exakte Wissenschaften gelehrt werden, verdrängen die Medressen, die nur mehr von künftigen Priestern aufgesucht werden dürfen. Das Volk aber muß Lesen und Schreiben und die Geschichte Persiens in regulären Schulen lernen, denn der neue Schah will Persien, von dem man in den letzten hundert Jahren behauptet hatte: „Persien ist ein altes Kulturland. Die Kultur hat es verloren, die Senilität aber behalten", wieder zu einem Kulturland machen.

Ich hatte mich erholt und ausgeruht. Auf dem Kanonenplatz bestieg ich den Autobus nach Täbris. Die Strecke zwischen Teheran und Mianeh wird jetzt an einem Tage durchfahren. Am nächsten Morgen geht es weiter, und um etwa zwei Uhr mittags kommt man nach Täbris.

In Kaswin wurde der Fahrer des Autobusses von der Militärpolizei aufgefordert, die gute Straße, die über Sultaneh und Kekben führt, zu verlassen und die weit schlechtere Straße über Mendil nach Kabach zu benützen, da zwischen Kekben und Mianeh größere Banden Aufständischer herumstreiften. Als wir Kaswin verließen, kam hinter uns ein Lastauto nachgefahren, das von zwanzig Soldaten und einem aufmontierten Maschinengewehr besetzt war. Die Soldaten hatten den Auftrag, uns sicher bis Mianeh zu bringen. Auf schlechten Straßen und über halbzerfallene Brücken fuhren wir nun durch das Tal des Kisil-Usen (Abbildung 111). Oft mußten wir bei steilen Stellen den Wagen verlassen und mithelfen, ihn über die Hindernisse hinwegzuschieben. Sooft wir stehenblieben, hielten auch die Soldaten an, sprangen von ihrem Wagen und schwärmten aus. Man konnte nicht wissen, vielleicht waren die auf dem Weg liegenden Felsblöcke nur ein Hinterhalt. Doch nichts ereignete sich, kein Schuß fiel, und nicht ein einziger Schachsewenne machte den Soldaten den Gefallen und

zogen. Bis zum Jahre 1921 donnerten die Geschütze über den Platz, und jeder Schuß kostete einem Perser das Leben. Resa Schah hat die Kanonen als Sinnbilder des Schreckens entfernen lassen, und auf sein Geheiß wurde sogar der ganze blutdurchtränkte Boden des Platzes umgegraben, damit kein Perser auf das Blut seiner Brüder treten solle. Dort, wo einst die Hinrichtungskanonen standen, erhebt sich heute eine Litfaßsäule mit Ankündigungen der Kinos und Nachtlokale. Wenige Schritte davon entfernt steht auf einem runden Sockel unter einem Sonnenschirm der Verkehrspolizist und regelt, weiß behandschuht, den ziemlich starken Verkehr. Der übrige Teil des Maidan-i-Sipeh wurde in einen Park mit Glashaus umgewandelt, an dessen eiserner Einfriedung zahlreiche Autobusse stehen, die von hier aus nach allen Richtungen des Reiches abgehen. Die etwa zwei Stockwerke hohe Mauer, die eine Unzahl Basarläden beherbergt, gibt dem ganzen Platz einen würdigen Abschluß.

Staub wirbelt auf, Balken krachen, und altes Mauerwerk stürzt ein. Die rund um den Kanonenplatz befindlichen Tschai-Chanas und Kaffeehäuser werden niedergerissen, um breiten Straßen Platz zu machen, auf denen in wenigen Monaten die elektrische Straßenbahn verkehren wird. Bisher bimmelte die Pferdebahn langsam und gemächlich kreuz und quer durch Persiens Hauptstadt, die rund 300.000 Einwohner zählt. Die Eile stammt nach einem persischen Sprichwort vom Teufel. Hohe Maste werden allenthalben aufgerichtet, sie sollen Telephon, Telegraph und elektrisches Licht in die fernsten Teile der großen Stadt leiten. Bisher hatte nur das Zentrum elektrische Straßenbeleuchtung, und schon wenige Schritte hinter dem Kanonenplatz brannten die Petroleumlampen in schmutzigen Laternen. Die Wassergräben, die seit Menschengedenken die Stadt durchzogen und, so wie in allen Städten des Orients, als Krankheitsverbreiter von den Europäern gefürchtet und von den Einheimischen geliebt wurden, werden gleichfalls verschwinden und einer modernen Kanalisation Platz machen. Wir Westeuropäer, denen unterirdisch fließende Kanäle, Wasserleitungen, Gas, elektrisches Licht und W. C. Selbstverständlichkeiten sind, haben nur eine schwache Vor-

stellung davon, welch ungeheurer Mut dazu gehört, all diese Einrichtungen einem rückständigen Volk aufzunötigen. Hand in Hand mit der Bekämpfung persischer Indolenz geht der Aufbau der Schulen. In Städten von mehr als 20.000 Einwohnern, von denen bisher die wenigsten eine Lehranstalt besaßen, ist der Unterricht als obligatorisch durch ein Schulgesetz des neuen Schah eingeführt worden. Mittlere und höhere Lehranstalten, an denen exakte Wissenschaften gelehrt werden, verdrängen die Medressen, die nur mehr von künftigen Priestern aufgesucht werden dürfen. Das Volk aber muß Lesen und Schreiben und die Geschichte Persiens in regulären Schulen lernen, denn der neue Schah will Persien, von dem man in den letzten hundert Jahren behauptet hatte: „Persien ist ein altes Kulturland. Die Kultur hat es verloren, die Senilität aber behalten", wieder zu einem Kulturland machen.

Ich hatte mich erholt und ausgeruht. Auf dem Kanonenplatz bestieg ich den Autobus nach Täbris. Die Strecke zwischen Teheran und Mianeh wird jetzt an einem Tage durchfahren. Am nächsten Morgen geht es weiter, und um etwa zwei Uhr mittags kommt man nach Täbris.

In Kaswin wurde der Fahrer des Autobusses von der Militärpolizei aufgefordert, die gute Straße, die über Sultaneh und Kekben führt, zu verlassen und die weit schlechtere Straße über Mendil nach Kabach zu benützen, da zwischen Kekben und Mianeh größere Banden Aufständischer herumstreiften. Als wir Kaswin verließen, kam hinter uns ein Lastauto nachgefahren, das von zwanzig Soldaten und einem aufmontierten Maschinengewehr besetzt war. Die Soldaten hatten den Auftrag, uns sicher bis Mianeh zu bringen. Auf schlechten Straßen und über halbzerfallene Brücken fuhren wir nun durch das Tal des Kisil-Usen (Abbildung 111). Oft mußten wir bei steilen Stellen den Wagen verlassen und mithelfen, ihn über die Hindernisse hinwegzuschieben. Sooft wir stehenblieben, hielten auch die Soldaten an, sprangen von ihrem Wagen und schwärmten aus. Man konnte nicht wissen, vielleicht waren die auf dem Weg liegenden Felsblöcke nur ein Hinterhalt. Doch nichts ereignete sich, kein Schuß fiel, und nicht ein einziger Schachsewenne machte den Soldaten den Gefallen und

kam in den Feuerbereich ihres Maschinengewehres. Die letzte Regenperiode hatte gewaltige Schuttmassen und große Felsblöcke von den Bergen auf die Straße geschwemmt. Doch der Offizier unserer Begleitmannschaft schwor, daß dies ein Werk der Aufständischen sei.

Unangefochten kamen wir nach Kabach. Von Kabach an fuhr ein zweiter Autobus mit Soldaten und einem Scheinwerfer mit uns, dessen greller Lichtstrahl einige hundert Meter vor uns die Straße und Felswände abtastete. Resa Schah sorgt für die Sicherheit der Reisenden auf den persischen Landstraßen. Es war schon fast Mitternacht, als wir endlich in Mianeh durch das Ardebiler Tor einfuhren.

Am nächsten Morgen war es noch ungewiß, ob der Autobus nach Täbris weiterfahren werde oder nicht, denn nun begann ja erst das eigentliche Gebiet der ewig aufständischen und unruhigen Schachsewennen. Als letzte Nomaden im westlichen Persien hatten sie es bis heute verstanden, sich ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Der Stamm zählt etwa siebzigtausend wehrfähiger, gut berittener Männer, die in den unzugänglichen Bergen Persisch-Aserbeidschans wie in uneinnehmbaren Festungen hausen und bisher jeder Unterjochung erfolgreich getrotzt haben. Vor der Regierung Resa Pachlewis waren die Versuche, sie unschädlich zu machen, offenbar auch nicht allzu ernst gewesen, da sie mit den gleichfalls ständig im Aufstand befindlichen Kurden in ewiger Fehde lebten und so der Regierung deren Bekämpfung abnahmen. Außerdem bildeten sie einen mächtigen Grenzschutz sowohl gegen Rußland als auch gegen die Türkei (Abb. 113). Da beide Staaten im Grenzgebiet zwischen dem Urmiasee und dem Kaspischen Meere ihre eigenen Interessen hatten, versuchte jeder von ihnen, die Schachsewennen gegen den anderen und gegen Persien auszuspielen. Den Schachsewennen gefiel dieses politische Intrigenspiel, und sie nahmen sowohl von den Russen als auch von den Türken Geld und Waffen, um dann das zu tun, was ihnen selbst gefiel, ohne viel Rücksicht auf die Pläne und Absichten ihrer Finanziers zu nehmen. In den letzten Jahren aber, als sich herausstellte, daß die Straßen absolut nicht sicher waren, da die Schachsewennen ihre diesbezüglichen

Zusagen nicht einhielten, entsandte der neue Schah seine besten Truppen gegen sie, denen es gelang, zahlreiche Stämme zu entwaffnen und die Anführer hinzurichten.

Es wurde wieder Abend, und der Postmeister wußte noch immer nichts über die Abfahrt. Bei Hadschi-Aga sollte ein heftiges Gefecht im Gange sein, während die zweite, mit großem Umweg über den Urmiasee nach Täbris führende Straße vollständig von den Schachsewennen verlegt sein sollte, die dort mit einem Kurdenaufgebot im Kampfe stünden. Nur zu gerne waren die Kurden dem Ruf des Schah gefolgt, nun auf sozusagen legale Weise mit ihren alten Feinden abzurechnen, so daß das ganze westliche Gebiet einen einzigen Kriegsschauplatz darstellte. Truppen und Gendarmerieabteilungen zogen durch Mianeh oder schlugen hier ihr Lager auf. Bald war die ganze kleine Stadt mit Bewaffneten überfüllt, was die Lebensmittelpreise in wenigen Tagen auf das Zehnfache hinaufschnellen ließ. Es gibt nicht viele Städte Persiens, die ich nicht aus eigener Anschauung kenne, aber etwas so Trostloses und Armseliges wie Mianeh gibt es kein zweitesmal in dem wahrlich nicht verwöhnten Persien, weshalb ich mit begreiflicher Ungeduld die baldige Abreise herbeisehnte. Als diese aber immer ungewisser wurde, dachte ich ernstlich daran, ein Pferd zu kaufen und mit irgendeiner der durchziehenden Truppenabteilungen den Weg fortzusetzen. Am fünften Tag erhielt ich endlich den Bescheid, daß am nächsten Tage einige Autobusse mit einer militärischen Lastwagenkolonne abgehen würden.

Uns voraus fuhren etwa dreißig Wagen mit Soldaten und einige leichte Geschütze, dann kamen vier Autobusse mit Zivilisten und nach uns wieder einige Dutzend Lastautos mit Soldaten, die Nachhut bildete ein berittenes persisches Kosakenregiment. Wenn sich die furchtbare Staubwolke, welche Autos und Reiter aufwirbelten, für einen Augenblick teilte, sah ich in der Ferne die Schneefelder des Sahend, das Wahrzeichen von Täbris, aufleuchten. Bei Hadschi-Aga mußte wirklich ein heftiger Kampf stattgefunden haben. Verendete Pferde, tote Schachsewennen und Soldaten, Waffen und Ausrüstungsgegenstände aller Art lagen längs der Straße herum, und der Ort selbst war zerschossen und ausge-

brannt. Zum Aufräumen war noch keine Zeit gewesen, das Militär verfolgte die flüchtenden Schachsewennen nach Serab, um sie dort den Kosaken in die Arme zu treiben, die von Ardebil anrückten.

So wie in Ostpersien zum Schutze gegen die räuberischen Turkmenen sind auch alle Dörfer der Schachsewennen und Kurden mit hohen und festen Wehrtürmen ausgestattet, auf denen überall bewaffnete Soldaten standen, um Überfällen begegnen zu können. Auf den Höhen waren Maschinengewehre und Kanonen aufgestellt, was bewies, daß die Truppen trotz des erfochtenen Sieges sich nicht sicher fühlten, konnte doch jede Bergschlucht einen Trupp Aufständischer ausspeien. In Turkmen-Tschai lagen Truppen aller Waffengattungen, die von einer Schlacht am Adji-Tschai zurückgekommen waren. Viele gefangene Schachsewennen befanden sich bei ihnen, die, an Händen und Füßen gefesselt, wie Warenballen hingeworfen worden waren. Als ich einen deutsch sprechenden Offizier, der mich als einzigen Europäer unter den Reisenden angesprochen hatte, auf diese unmenschliche Behandlung aufmerksam machte, zuckte er nur mit den Achseln und versicherte mir, daß von den Soldaten, die das Unglück haben, den Schachsewennen in die Hände zu fallen, kein einziger am Leben bleibe, da sie zu Tode gefoltert würden. Er schlug mir vor, mir einige Soldaten anzusehen, welche die Aufständischen hier liegen gelassen hatten. Furchtbar verstümmelte Fleischmassen bekam ich zu sehen. Den Unglücklichen mußte der Tod wirklich eine Erlösung gewesen sein.

Auf der Weiterfahrt, bei Schibli, hörten wir heftiges Gewehrfeuer und vereinzelte Kanonenschüsse. Bald gab uns eine Talsenke den Blick auf einen Paß frei, um den gekämpft wurde. Während die persischen Soldaten in ihren dunklen Uniformen deutlich zwischen den grauen Felsblöcken zu sehen waren, blieben die Gegner unsichtbar. Nur die zahlreichen Rauchwölkchen, die auf der Paßhöhe auftauchten und wieder verschwanden, zeigten ihren Standort an. Eine für uns nicht sichtbare persische Batterie feuerte nun ununterbrochen, ohne den Schachsewennen sichtbaren Schaden zuzufügen, da deren Feuer eher zu- als abnahm. Wir waren eine Zeitlang stehengeblieben, um dieses nicht alltägliche Schauspiel

eines Krieges zu beobachten. Scheinbar hatten uns aber auch die Schachsewennen gesehen, denn bald hörte ich das bekannte „ssssssst pitsch“ in allernächster Nähe, und Steinsplitter sausten durch die Luft, wenn eine Kugel nahe dem Autobus einschlug. Der Chauffeur gab Gas und fuhr rasch aus dem Bereich des Todes.

Durch verschiedene Kurdendörfer, wo die Einwohner ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nachgingen (Abb. 114 u. 115), erreichten wir Täbris.

In Täbris war alles ruhig (Abb. 112). Die Schachsewennen hatten die starke Garnison nicht anzugreifen gewagt, und außer den Verwundeten zeugte nichts von den Kämpfen, die sich unweit der Stadt abgespielt hatten. Hier in Täbris war ich zu Hause. Die Gassen und Plätze, die Moscheen und Teehäuser waren mir alte, liebe Bekannte. Durch die vielen Obstgärten ging ich zu Fuß nach Lilawa, dem Europäerviertel, in dem Abolgassem Kanadi, obwohl ein waschechter Perser, seine Wohnung, seine Lagerräume und Büros hatte. Für einen Monat hatte ich damals in Barferusch von ihm Abschied genommen, nach sechzehn Monaten kehrte der verlorene Sohn endlich heim. Am Nachmittag kam ich in Kanadis Chan, stieg die steilen Holztreppen hinauf und sah vorsichtig bei der offenstehenden Türe hinein. Mein hoher Chef saß vor seinem Schreibtisch und malte Zahlen in ein Buch. Da verdunkelte sich die Türöffnung und Kanadi sah auf. „Salam Aka Kanadi!“ rief ich, und dann hörte ich einen lauten Krach. Kanadi war vor Erstaunen vom Stuhle gefallen.

Verzeichnis

bucharischer (usbekischer) und kirgisischer Worte (die Trennungszeichen bezeichnen die Art der Aussprache).

Ab Wasser, Fluß
Abad Ort, Ansiedlung
Adam Mann, Mensch
A-gatsch Baum
Ai-ran saure Milch
Ak weiß
Aka Bruder, Freund, Herr
Ak-sakal Weißbart (meist als Titel bei Vorgesetzten gebraucht)
Al-ma Apfel
Al-tin Gold
Ar-ba zweirädriger Karren
Ar-bus Wassermelone
A-rik Wassergraben
Art Bergpaß
Art-scha Wacholderbaum
At Pferd
At-schik bitter
Aul Zeltlager

Baba Vater
Bar ich habe, ja, ist da
Bar-chan Wanderdüne
Ba-sar Markt
Baschka Kopf
Basmatschi Aufständischer, Freiheitskämpfer
Bat-scha Tänzer, Lustknabe
Beg Statthalter
Bei Reicher, Fürst
Bend Flußdamm, Quelle
Bibi Großmutter
Bulak Ursprung, Quelle
Bun-dschuk Roßhaarschweife auf Gräbern

Chai gut
Chalat Wattemantel
Chan Fürst, Herberge
Chana Haus, Raum
Cha-num Frau
Chat Reisepaß
Chaus Teich, Wasserreservoir
Cho-dscha Mekkapilger

Dagh Berg
Darja großer Fluß
Daul Fastentrommel
Dawan Bergpaß
Degirmatsch Mühle
Den-gis guter Geist, Meer
Dinje Zuckermelone
Dost Freund, Gast
Dostor-chan Gastmahl
Dschu-ma Samstag
Du-scham-be Montag

Fren-gi Fremder, Ausländer

Gül Rose
Guldschem eßbare Wurzel
Gur Grab
Gur-i-stan Friedhof

Hakim Arzt, Richter
Hammam Bad
Harem Frauenabteil
Harm heiß
Harmsil heißer Wüstenwind
Hissar Burg, Festung
Husar Flußübergang, Fähre

Is-kander Alexander
Is-sik warm

Ja-kah Grenze
Jak-schi gut
Jan-gi neu
Jer-man schlecht
Jol Karawanenstraße
Jok nein
Jurte Filzzelt

Kafir	Heide, Ungläubiger
Kadi	Ortsrichter
Ka-la	Festung, Burg
Ka-lim	Brautgeld
Ka-misch	Schilf
Kand	Ort, Stadt
Kan-di	Zucker
Kar	Schnee
Ka-ra	schwarz
Kara-ul	Wache
Ka-rawan-sa-rai	Gasthof
Katta	groß, weit
Kent	Ort, Stadt
Ketmen	Schlagschaufel
Kibit-ka	Filzzelt mit Schilfwänden
Ki-ik	Steinbock
Kirgisen	Mongolischer Volksstamm
Kisch-lak	Dorf
Kisch-misch	getrocknete Weintrauben
Kis-jak	aus Tiermist gepreßte Ziegel für Heizzwecke
Ki-sil	rot
Koj	Schaf
Koj-un	Schafweide
Kok	grün
Kok-tschai	grüner Tee
Kul	See, bewegte Fläche
Kum	Wüste, Sand, Steppe
Kur-schim	Packtasche für Esel und Kamele
Kurgan	Festung, Grabhügel
Kusch	Vogel, Winter
Langar	Rasthütte
Liangar	Unterkunft
Maidan	offener Moscheeplatz
Mak-tab	Schule
Man-gal	Kohlenbecken
Masar	Heiligengrab
Me-dresse	religiöse Hochschule
Me-sched	große Moschee
Minarett	Gebetsturm
Ming	tausend
Mir	Berg
Mi-rachur	hoher Beamter
Mirsa	Schreiber, Sekretär
Moschee	Bethaus
Muezin	Gebetausrufer
Mullah	Priester
Murgh	Huhn
Namas	Gebet
Non	Fladenbrot
Nonwai	Bäcker
O-min	Gott gebe es
On	zehn
Ordu	großes Zeltlager
Orus	Fremder, Russe
Pandsch	fünf
Parandscha	Kuttenkleidung für Frauen
Pen-scham-ba	Donnerstag
Pilaw	Reisfleisch
Pul	Geld
Rabat	Rasthaus
Ri-gistan	Moschee-Marktplatz
Rischta	Wurmkrankheit
Rud	Fluß
Ru-mol	Gürteltuch
Safed	weiß
Sa-kal	Bart
Sa-lam	Friede (Gruß)
Sa-rai	großes Haus, Palast
Sarik	gelb
Sarten	iranische Urbevölkerung Turkestans
Scha-mal	Turban, Totentuch
Schar	Stadt
Schar-ab	Wein
Schaschlik	Fleischstücke am Spieß gebraten
Scherif	erhaben, edel
Schir	Löwe, Tiger, Fett
Schirin	Tee mit Schaffett
Schu-tur	Kamel
Sor	Salz
Su	Wasser

Surch rot
Su-ur Murmeltier

Tach-ta Thron, Brett
Tadschiken Indogermanischer Volksstamm
Tam Mauer
Tandir Ofen, Backofen
Tasch Hügel, Stein
Ten-ga Silbermünze, Silber
Te-pe Hügel, Festung
Ti-mur Eisen
Ti-mur-lenk Timur der Lahme (Tamerlan)
Tju-be Grabhügel
Tju-ra Herr, Gebieter
Tjustuk fette Fleischstücke
Toma-scha Unterhaltung, Fest
Tschai Tee
Tschai-chana Teehaus
Tschal-jab Freudenmädchen
Tschalma Turbantuch
Tscha-pan Mantel
Tschilim Wasserpfeife
Tschi-mat Roßhaarschleier der Frauen

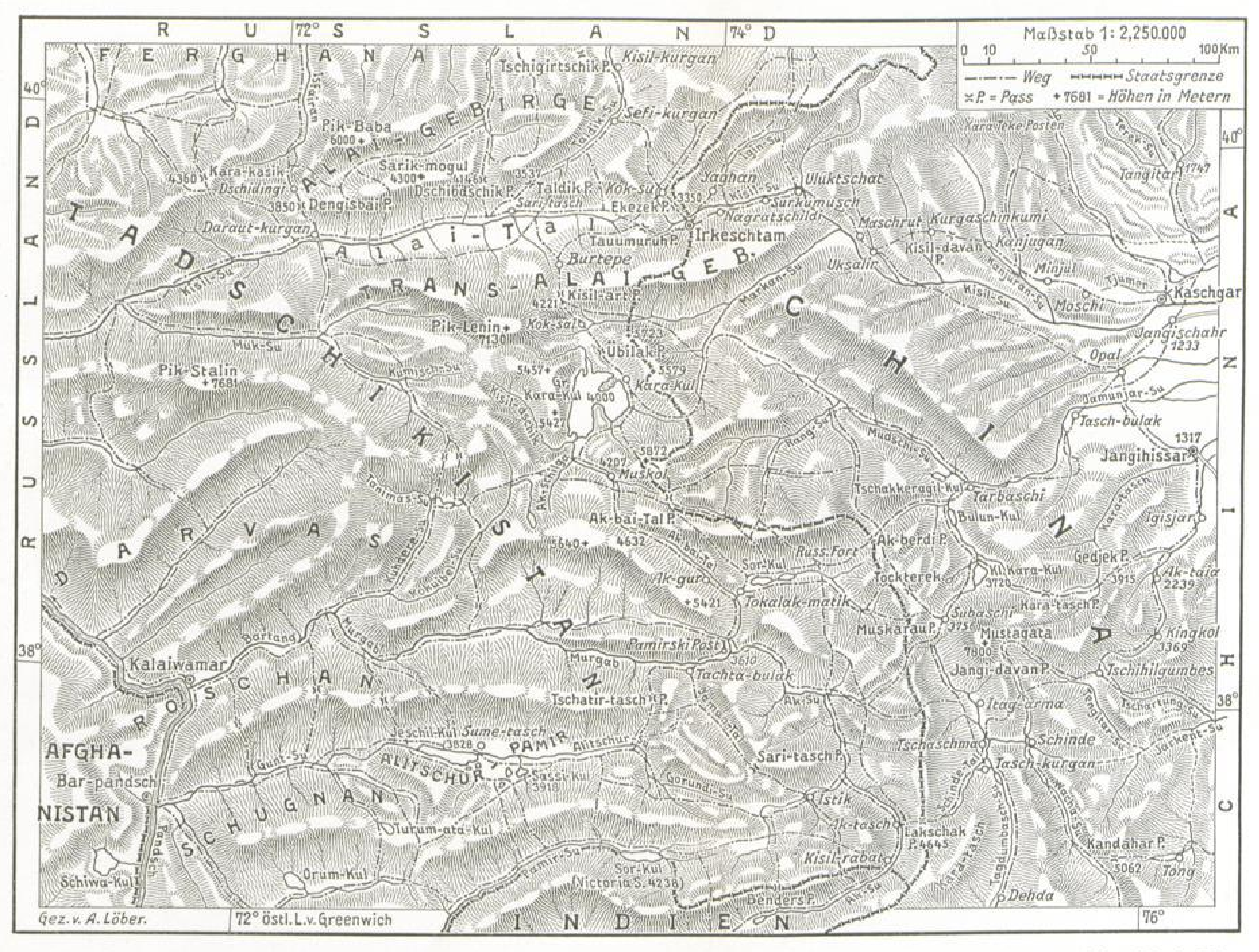
Tu-gai Flußauen
Tun-gan Wasserkanne
Tut Maulbeerbaum
Tu-tara Saiteninstrument

Uj Haus, Zimmer
U-lug groß, mächtig
U-rasa Fastenzeit
Ur-da Hauptplatz, Mitte
Uruk Aprikosen
Usbeken turanischer Volksstamm, Eroberer Turkestans
U-schak Diener
Utsch drei

Zade Vetter

Die Sprache der Eingeborenen Zentralasiens ist keine einheitliche, sondern sie setzt sich aus mongolischen, persischen, usbekischen, tadschikischen, arabischen und türkischen Wörtern zusammen. Die geographische Namengebung ist eine höchst einfache und primitive. So zum Beispiel der Name der Stadt Taschkent: Tasch = Hügel, Kent = Stadt, also: die Stadt am Hügel; oder Karakul: Kara-kul heißt der See im Pamirgebiet, aber auch die Oase nächst Buchara, Kara = schwarz, Kul = See oder bewegte Fläche. In einem Fall wird darunter der schwarze See, im anderen Falle die gekräuselte Oberfläche der schwarzen Felle verstanden. Ein weiteres Beispiel ist der Fluß Kisil-Su, der auf bucharischem Gebiet Surchab heißt. Beide Namen sind gleich und heißen in der Übersetzung Roter Fluß. Kisil und Su entstammen dem Tadschik, während Surch und ab dem Persischen entnommen sind. Der Pandsch, der aus dem Sor-Kul kommende Ursprung des Amu-Darja, heißt so lange Pandsch (Fünf), bis er den fünften größeren Wasserlauf aufgenommen hat, was bei der Ortschaft Bar-Pandsch (der fünfte ist hier) geschieht. Diese Beispiele dürften genügen, damit sich der wissensdurstige Leser die meisten der in diesem Buche aufscheinenden geographischen Namen mit Hilfe des vorstehenden Verzeichnisses selbst übersetzen kann.

Karte des inneren Pamirgebietes.



Beilage zu Krist: „Allein durchs verbotene Land."

Verlag L. W. Seidel & Sohn in Wien.







